Julius Groos, Verlagsbuchhandlung Heidelberg.

Koloniale Sprachbücher,

wichtig für alle Offiziere, Beamte, Missionare, Kaufleute, Farmer, Händler etc., die mit den Eingeborenen unserer Kolonien in Kamerun, Togo, Ostafrika und mit Marokko und dem Kongostaate in Beziehung treten.

Die Duala-Sprache in Kamerun. Systematisches Wörter-Verzeichnis u. Einführung in die Grammatik von A. Seidel. 8° (VIII und 119 S.) 1904. Gebunden Mk. 2.—

Lehrbuch der Ewhe Sprache in Togo (Anglo-Dialekt). Mit Uebungsstücken, systematischem Vokabular und einem Lesebuch. Von A. Seidel. 8° (VIII und 176 S.) 1906. Gebunden Mk. 2.—

Die Haussasprache. La langue haoussa. The Hausa language Grammatik (Deutsch, Französisch und Englisch) und systematisch geordnetes Wörterbuch: Haussa — Deutsch — Französisch — Englisch. Von A. Seidel. 8° (XVI und 292 S.) 1906. Gebunden Mk. 4.—.

Marokkanische Sprachlehre. Praktische Grammatik des Vulgärarabischen in Marokko. Mit Uebungsstücken und Vokabular. Von A. Seidel, Herausgeber der Abhandlungen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. 8° (VIII und 198 S.). 1907. — Gebunden Mk. 3.00.

Suahili-Konversations-Grammatik nebst einer Einführung in die Schrift und den Briefstil der Suahili von A. Seidel. 8° (XVI und 404 S.) 1900. Gebunden Mk. 5.—.
Schlüssel dazu (95 S.) von A. Seidel. Kart. Mk. 2.—.

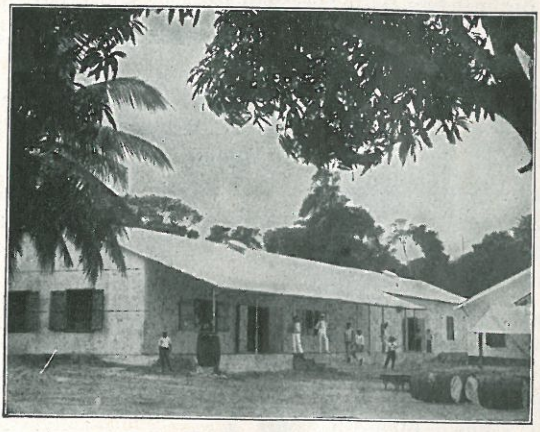
Systematisches Wörterbuch der Suahilisprache in Deutsch-Ostafrika nebst einem Verzeichnis der gebräuchlichsten Redensarten von A. Seidel. 8° (XII und 178 S.) 1902. Gebunden Mk. 2.40.

La langue congolaise, grammaire, vocabulaire systématique, phrases graduées et lectures par A. Seidel et J. Struyf. S. J. Gebunden Mk. 4.—.

Neben diesen speziell für **unsere kolonialen und überseeischen Interessen** wichtigen Büchern verweisen wir auf die übrigen im gleichen Verlag erschienenen Lehrbücher zum Studium der neueren Sprachen für Deutsche und Ausländer nach der Methode Gaspey-Otto-Sauer, die Grammatiken, Sprachlehren, Lese- und Gesprächbücher in folgenden Sprachen umfassen: Arabisch, Bulgarisch, Dänisch, **Englisch**, Chinesisch, Finnisch, Französisch, Italienisch, Japanisch, Neugriechisch, **Niederländisch**, Polnisch, **Portugiesisch**, Russisch, Schwedisch, **Spanisch**, Tschechisch, Türkisch und Ungarisch. Hierüber stehen den Interessenten besondere Prospekte kostenlos u. postfrei zur Verfügung.

Sämtliche Bücher sind durch jede Buchhandlung des In- u. Auslandes zu beziehen.

TROPEN-BAU.



Laden und Warenlager in Plantation (Süd-Kamerun)
errichtet aus

PATENT BAUEISEN-KONSTRUKTION.

Eine billige Eisenkonstruktion. Auf kaltem Wege zu verarbeiten. Stets gebrauchsfertig. Leicht und schnell von jedermann ohne technische Hilfe aufzubauen. Bequemer Transport der einzelnen Konstruktionsteile. Tropen-, feuer-, sturm- und termitensicher.

Jedermann sein eigener Baumeister.

Patent-Baueisen

sei stets vorrätig!

Es ist ein unerreichtes Hilfsmaterial für jeden wirtschaftlichen Betrieb zur Herstellung und Reparatur von Geräten, Transportmitteln usw.

Erste Referenzen! **Mehrfach prämiirt!**

Verlangen Sie unsere Drucksachen und senden Sie uns rohe Skizzen Ihrer Projekte mit Massen und Beschreibung! Wir arbeiten Ihnen dann Kostenanschläge und Zeichnungen, ohne Verbindlichkeit für Sie, aus.

Elliesen & Michaelis, Hamburg 11

Holzbrücke 5 II.

Der Deutsche Kulturpionier.

Nachrichten

aus der

Deutschen Kolonialschule

für

die Kameraden, Freunde und Gönner

ausgegeben vom Direktor Prof. Fabarius.

Witzenhausen a. d. Werra — Wilhelmshof.

14. Jahrgang 1914. **Nr. 1/2.**

— Jahresbezugspreis Mk. 5,00, Ausland Mk. 5.50 —

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Zur Einführung	3
Kolonialschullied	4
Lied: Witzenhausen	6
I. Rückblick und Ausblick Vom Herausgeber	7
Der Geist von 1813	11
II. Nachrichten aus Wilhelmshof:	
1. Schutzherr und Kuratorium der Deutschen Kolonialschule	31
2. Lehr- und Wirtschaftskräfte	32
3. Schülerverzeichnis des Sommersemesters 1914	34
4. Vorlesungs- und Unterrichtsverzeichnis des Sommersemesters 1914	40
5. Stundenplan des Sommersemesters 1914	42
6. Feld, Hof, Garten und Wald	44
7. Museum und Sammlungen	47
8. Spiel und Sport	48
9. Geschenke	53
III. Kolonialwirtschaftliches:	
1. Die Kolonialfrauenschule von Moritz Schanz	55
2. Züchtungsversuche im landwirtschaftlichen Versuchsgarten der Deutschen Kolonialschule, unter Leitung von Dr. Thiele	81
3. Mein Aufenthalt in Afrika. Vortrag von Karl Kübel gehalten im Kursaal, Neubau in Cannstatt	85
4. Der landwirtschaftliche Dienst und das landwirtschaftliche Versuchswesen in den deutschen Schutzgebieten. (Nach dem Stande vom April 1913)	99
5. Wieviel Weiße können in Südwest leben.	107
6. Einige Angaben über den Kaffeebau in Brasilien	113
7. Die Verladeanlage der Westfjord Iron Ore Co.	115
8. Düngung und Düngungsversuche von Dr. Thaer	117
9. Notwendigkeit der christlichen Mission für die Kolonisation. Von Oberstabsarzt Dr. Otto Dempwolff, Hamburg	121
10. Die Pflicht in den Tropen gesund zu sein	134
IV. Innenhof:	
1. Hypothesen über die Herkunft des Lebens	141
2. Germanentum und Christentum	164
3. „Deutschland, Deutschland über alles". Sieben erlebte Stimmungsbildchen	168
V. Bücherei und Lesezimmer	172
VI. Familien-Nachrichten	200
Anzeigen	200

Der Abdruck der als Handschrift gedruckten Aufsätze und Briefe ist verboten.

Schluß der Schriftleitung Mitte Mai 1914.
Ausgegeben Anfang Juni 1914.

Zur Einführung.

Dieſe zwangloſen Hefte wollen und ſollen nicht irgend „einem langgefühlten Bedürfnis abhelfen“ oder in Wettſtreit treten mit anderen kolonialen, geographiſchen und ähnlichen Blättern und Zeitſchriften.

„Der Deutſche Kulturpionier“ will vielmehr nichts anderes ſein, als ein geiſtiges und doch ſichtbar wirkendes Band, welches die Glieder der Deutſchen Kolonialſchule daheim und über'm Meer zuſammenhält, er ſoll inſonderheit ſein ein deutſcher Heimatsgruß an die Kameraden draußen, ein Liebesbote, der in ſeiner Taſche nützliche und gute, freundliche und ernſte Kunde hin und her trägt und nicht zum wenigſten auch ein treuer Freund, der unſeren wackeren Pionieren auf einſamen Poſten manch guten Wink geben ſoll für Arbeit und Streben wie für Herz und Gemüt! So trete er denn hin zu jedem mit einem herzlichen deutſchen: „Grüß Gott“! —

„O Deutschland, herrliches Vaterland."

Von Dr. P. Aldinger.

Sang der Deutschen Kolonialschule,
in Musik gesetzt von W. Weber.

O Deutschland, herrliches Vaterland!
Du Land der Eichen und Linden,
Wo ist, wenn du prangest im Maiengewand,
Ein schön'res auf Erden zu finden?
Du streckst deine Glieder vom Fels zum Meer,
Dich breitend in lieblichen Auen,
Dich türmend gebirgig so hoch, so hehr,
Bald wie ein Garten zu schauen.

Du trägst ein Volk, das, in Treue echt,
In friedlichem Fleiße sich reget,
Das, wenn der Feind sich zu nahen erfrecht,
Mit blankem Schwerte ihn schläget.
Laß uns nur zieh'n in die weite Welt,
Für dich wir streben und streiten;
Wie ein Lieb dich ein jeder im Herzen behält,
In fernsten Ländern und Breiten.

Es mühen sich heiß um der Erde Gut
Die Völker in Wettstreit und Jagen,
Wir setzen ein unsere Kraft, unser Blut,
Zu siegen in mutvollem Wagen.
Wir ziehen gewappnet auf ferne Wacht,
Der deutschen Kultur Pioniere,
Im friedlichen Kampfe wir schlagen die Schlacht,
Daß Deutschland mit Ehren sich ziere.

O deutsches Volk, o du heimatlich Land,
Wir wollen vom Worte nicht weichen;
Was der Geist ersann, was erschaffen die Hand,
Soll dir nur zur Ehre gereichen.
Drum Brüder noch einmal zum Schwure die Hand
Mit Gott und für Deutschlands Ehre,
Für unsere Lieben, das Vaterland,
Daheim und fern über'm Meere

Schutzherr der Deutschen Kolonialschule.

Witzenhausen.

Beitrag für die von der Deutschen Kolonialschule herausgegebene Liedersammlung.

Melodie: Wir lugen hinaus in die sonnige Welt.

1) Wo glänzend im Sonnschein durch's lachende Tal
die Werra silbern sich windet,
Umschlossen von waldigen Bergeshöhn ein freundliches
Städtchen man findet.
Drin steht noch ein Kloster aus alter Zeit,
die Mönche sind längst schon verschwunden,
An ihrer statt haben in Jugendlust
wir hier uns zusammengefunden.

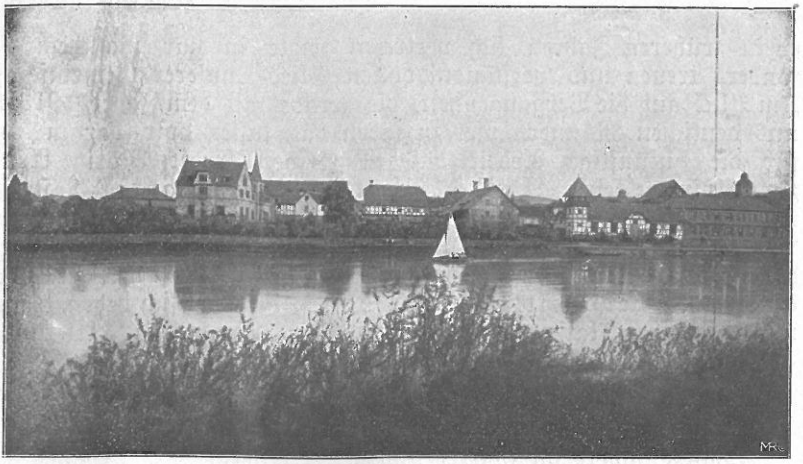
2) Uns stehet der Sinn in des Lebens Mai
gewiß nicht nach mönchischer Tugend,
Solange der Mut uns noch brauset und schäumt,
woll'n wir uns noch freuen der Jugend;
Drum lasset uns singen und fröhlich sein
und küssen die minnigen Mädchen,
Wenn einzieht ins Kloster der wonnige Lenz,
im Blütenschnee pranget das Städtchen.

3) Erfüllet die Sonne mit goldigem Schein
dann Lenzbach am Werrastrande,
Ergreifen wir Ruder und Wanderstab
und ziehn durch die herrlichen Lande,
Die weithin sich breiten in Fruchtbarkeit,
ein prächtiger Gottesgarten,
Da selbst die Reben vom sonnigen Hang
uns grüßen auf unseren Fahrten.

4) Doch laßt uns bei all dieser Freude und Lust
die Arbeit nimmer versäumen,
Wir wollen des Lebens sonnigste Zeit
nicht gänzlich vertändeln, verträumen;
Drum vorwärts mit feurigem Wagemut
nach herrlichem Ziele wir streben:
Für unserer Heimat Ehre und Macht
allein sei die Arbeit im Leben!

5) Ziehn einst wir hinaus übers weite Meer
so wollen wir immer bewahren
Ein treues Gedenken dem Wilhelmshof
und fröhlichen Studienjahren,
Da lustig gesungen, getanzt und geliebt
in freudigem Jugendbrausen
Wir in dem Werrastädtchen so traut,
im lieblichen Witzenhausen.

Witzenhausen, im Mai 1914. Gerhard Breuninger.



· Wilhelmshof.

I. Rückblick und Ausblick.

Vom Herausgeber.

Immer breiter wird der Strom von Menschen und Kräften, der sich von Wilhelmshof aus nach den überseeischen Gebieten wendet. Seit Bestehen der Deutschen Kolonialschule sind jetzt insgesamt fast schon 600 Kolonialschüler hinausgezogen und dort in der einen oder anderen Art berufstätig seßhaft geworden. Aber nicht nur breiter und dabei flacher, sondern, Gott sei Dank, auch tiefer und kräftiger ist die von hier ausgehende Strömung geworden. Immer wieder tritt diese erfreuliche, dankenswerte Tatsache ins Bewußtsein, wenn wir von alten Kameraden und Freunden überm Meer Kunde erhalten, sei es durch das geschriebene Wort, sei es durch die mündlichen Berichte der zahlreichen und treuen Besucher, die auf dem Heimatsurlaub Wilhelmshof als ihre zweite alte Heimat in treuer Anhänglichkeit aufsuchen. Die mancherlei neuen Zeichen dieser Anhänglichkeit, wie sie namentlich unser Aufruf für den Bau des Bismarckturms und die alte und doch immer wieder neue Anregung für ein Heim alter Kameraden gerade neuerdings uns gebracht haben, beweisen nach wie vor, daß, aller unvermeidlichen Rückschläge oder auch Schwächen unserer Arbeit zum trotz, die Gedanken, die Ziele, die sich im Bestande der Deutschen Kolonialschule verkörpern, lebenskräftig und wirksam sind. Mag auch noch so oft der Idealismus, welcher sinn- und stiftungsgemäß mit Wilhelmshof in allen seinen Gliedern lebendig verbunden sein sollte, bezweifelt, bekrittelt und bekämpft worden sein und auch in der Zukunft noch werden wird. Wir wissen, gerade aus den Erfahrungen der letzten Semester, daß dieser Idealismus doch ein gut Stück Realität und Wirklichkeit besitzt und daß das junge Geschlecht in seiner Mehrheit darin mindestens ebenso kräftig lebt, als wie

er in früheren Jahren sich vertreten zeigte in gar manchem be-
sonders treuen und verständnisvollen Gliede unserer Gemeinschaft
Im Blick auf die Vergangenheit, die gerade mit dem Jahre 1913/1
uns deutschen Männern viel zu sagen hat, lassen wir darum uns
für die zukünftige Arbeit das Wort von Ernst Moritz Arnd
zum Ansporn sein: Auf, bleibet treu und haltet fest, s
wird euch mehr gelingen!" Wer, wie wir, um mit den
Worte eines ernsten deutschen Mannes zu reden, die Aufgabe hat
durch seine Arbeit daheim und überm Meer „Deutsche Ge-
danken in der Welt zu verkünden", der mag sich heben, tragen
und antreiben lassen von dem schönen Worte, das Alexander
Schröder dem deutschen Vaterlande zugerufen hat:

Bleib du verschwenderisch! Streue die männliche
Saat deiner Zukunft über die Länder hin,
Das Schwert im Gürtel und den Oelzweig
Rüstigen Friedens in Händen tragend!
Denn nicht nach Geld und schönem Gemach und Haus
Und vollen Tafeln fragt der Dämon Dich,
Der richten kommt: er fordert Söhne,
Schwer von Gedanken und schwer von Fäusten.

Solche Söhne im Dienst des Vaterlandes zu
schulen, zu bilden und auszusenden, das ist und
bleibt Wilhelmshofs edelstes Ziel.

Das Sommersemester weist die gleiche Zahl wie das
Wintersemester von 96 Kolonialschülern auf, obwohl wir
damit die eigentliche Belegziffer unserer Anstalt wiederum über-
schritten haben. Damit rückt die wichtige Frage uns doppelt näher,
ob und wie wir unsere äußeren Einrichtungen durch die Ergänzung
des benachbarten Collmannschen Grundstückes besser ausgestalten
können. Dieses große Anwesen, welches ja an sich zur Abrundung
für den bisherigen Besitz von Wilhelmshof wie geschaffen schien,
haben wir um Weihnachten, allerdings in Rücksicht auf den sehr hohen
Kaufpreis nicht ohne erhebliche Bedenken, durch Kaufvertrag für
unseren Besitz gesichert. Wir waren durch eine Reihe eigenartiger
Umstände zu dieser schwerwiegenden Entscheidung gezwungen; denn
wir durften es in Rücksicht auf die Weiterentwicklung der
Kolonialschule nicht darauf ankommen lassen, daß etwa andere
Liebhaber (die Kaiserliche Postverwaltung) uns dauernd nach der
Richtung hin einen Riegel vorgeschoben hätten. Wir haben bereits
die nördliche Hälfte des Grundstücks im Anschluß an unsere Garten-
anlagen in Besitz genommen, den vorhandenen Hühnerhof sach-
gemäß für unsere Zwecke hergerichtet und in den anderen Teilen
das Warmhaus der Gemüsegärtnerei und die Warmbeete verlegt.
Diese Anlage liegt dort wesentlich günstiger als an ihrem früheren
Platz innerhalb der alten Gartenanlagen. An jener Stelle sind
neue Anlagen, einschließlich eines kleinen Teiches entstanden, die
sich dann, in der Verlängerung nach Süden hin, fortsetzen bis zum

Anschluß an die kleine Parkanlage des alten Collmannschen Gartens. Wann wir das Haus in Besitz nehmen, steht noch nicht fest, es ist vorgesehen, daß es früher oder später zum Pratikantenhause eingerichtet wird und daß im jetzigen Praktikantenhause, der alten Frauenschule, vielleicht das Museum untergebracht wird, da die bisherigen Räume nicht mehr ausreichen und schon sehr überfüllt sind.

In der Nordostecke der Gartenanlagen, nächst dem alten Bootssteg, erbauen wir zur Zeit ein Bootshaus für 6 Boote, mit anstoßendem Laubengang, längs des Gartengitters am Leinpfad. Auf dem Werkstättenhof entsteht eine große Maschinenhalle, zwischen Schmiede, die vergrößert wird, und Pferdestall.

Das Wintersemester wurde am 1. April geschlossen. Der gesamte Abgang dieses Semesters erreichte die Zahl von 31 Kolonialschülern. Darunter waren allerdings elf, die unfreiwillig ausschieden. Gerade aus letzterer Zahl ist zu entnehmen, daß der Lehrkörper nach wie vor auf dem Standpunkt steht, entsprechend den gleichen Anschauungen des Kuratoriums, daß an den alten Grundsätzen und Zielen der Kolonialschule unbedingt festgehalten wird und darum diejenigen, deren Art, Haltung und Streben mit jenen Grundsätzen auf die Dauer nicht zu vereinbaren sind, Weisung und Rat erhalten, auf die koloniale Laufbahn zu verzichten oder sich einen anderen Uebergangsweg dorthin zu wählen. Entsprechend der wachsenden Ausgestaltung unserers Lehrplans sind die Ansprüche hier, namentlich auch durch die Einrichtung der Semesterprüfungen und durch die strengere Handhabung der Bedingungen für die Zulassung zur Diplomprüfung neuerdings wesentlich gesteigert worden. Eine kleine Schar von fünf lieben Kameraden sahen wir außerdem, nicht ohne gewisse Sorgen, einem begeistert aufgegriffenen Ziele, nämlich Canada, zustreben.

Ferner erhielten die acht nachbenannten Kolonialschüler das Diplomzeugnis: Beck, Kaumann, Kestermann, Kirchner, Koehn, Rothe, Strantzen, Scharf.

Als Diplomarbeiten wurden von diesen die nachfolgenden Themata bearbeitet:

„Welche Schäden hemmen den Aufstieg des heutigen Indiens?"

„Durch welche Vorzüge und Hemmnisse ist die Entwicklung der deutschen Südseekolonien bedingt?"

„Durch welche Vorzüge uud Schwächen wird die Mitarbeit der Bantuneger bei der kulturellen und kolonialen Arbeit Afrikas bedingt?"

„Die Bedeutung der deutschen Kolonialwirtschaft für unsere gesamte Volkswirtschaft."

„Welche Faktoren beeinflussen die politischen und wirtschaftlichen Erfolge der Engländer in Ostindien?"

„Welche Kräfte bedingen die überragende Stellung der europäischen Völker in der Weltentwickelung?"

„Welche Vorteile und Nachteile beeinflussen die koloniale Entwicklung der drei größten Inseln der Erde?"

„Die Bedeutung der Kolonialhygiene für die Kolonialwirtschaft."

Herrn Beck wurde nach einjähriger Vorbereitung hier seine frühere Vorbildung und seine vierjährige erfolgreiche Tätigkeit als Missionar in Indien in Anrechnung gebracht, so daß er bereits nach einem Jahr zur Diplomprüfung zugelassen wurde.

Kamerad Scharf ist bereits nach Kamerun ausgereist, wohin ihm voraussichtlich binnen kurzem Rothe folgen wird. Beck ist zurück nach Indien gegangen, Koehn zu vorübergehenden Aufenthalt und Erweiterung seiner Kenntnisse nach England (Kew Gaardens bei London), Strantzen dient in Wiesbaden, Kaumann in Worms, und Kestermann ist für den Sommer noch auf einem Landgute tätig, (Burg Lohra bei Niedergebra), um dann im Herbst seiner Militärpflicht zu genügen und darauf nach Südwest überzusiedeln. Kirchner, der zu unserem großen Bedauern nicht, wie er wollte, wegen schwerer Erkrankung dienen konnte, hält sich zu seiner Erholung in Noordwyk aam Zee in Holland auf.

Die scheidende Gruppe I hat der Kameradschaft eine Hahn-Doppelflinte, Kaliber 16, mit 100 Patronen zum Geschenk gemacht.

Die Aemter in der Kameradschaft wurden für dies Sommersemester besetzt wie folgt: Aeltester: Disselhoff; Sprecher: Blankenhorn; Kassenwart: Fertsch; Ehrenrat: Blankenhorn, Venema; Stellvertreter: Brepohl; Beisitzer im Ausschuß: Denk, Erb, von Gustedt, Venema; Stellvertreter im Ausschuß: Meyh, van Swinderen, Pippig.

Zu Gruppenführer sind ernannt: Gruppe I: Disselhoff; Gruppe II: van Swinderen; Gruppe A: von Gustedt; Gruppe B: Denk; Gruppe C: Dauber; Gruppe P 1: Witter; Gruppe P 2: Schwabe; Gruppe P 3: Conrady.

Zu unserer Freude haben wir auch im vorigen Semester wieder eine Anzahl alter Kameraden bei uns gesehen und zwar: Trau-Neu Guinea; Ratcliffe, Brucker, Peres, Krempel, sämtlich aus Ostafrika; Grünewald-Südwest, Stenger-Südwest; Güther auf dem Wege nach Samoa, Seifert ebenfalls dorthin ausreisend, Garthe-Schwerin; Marezoll-Brasilien auf dem Wege nach Kamerun, Lessing, nach einer Reise von Canada zurückkehrend. Auch sonst hat es nicht an Besuchern gefehlt: Wandervögel, Schulen, Pensionate, die Abteilungen Cassel und Göttingen des Kolonialen Frauenbundes u. a. waren hier, um die Kolonialschule zu besichtigen.

Ueber den Verlauf der mancherlei und schönen Feste, die wir im letztem Winter gefeiert haben, wird unter „Spiel und Sport" eingehend berichtet.

Um den Kameraden hier und draußen auch in diesem Hefte einen besonderen deutschen Gruß zu senden, der auf die Bedeutung der Zeit und dieses Jahres hinweist, erscheint es uns wertvoll, die nachfolgenden schönen und ernsten Worte hier zum Abdruck zu bringen.

Der Geist von 1813

Festrede zum 10. März 1913, gehalten an der Königl. Technischen Hochschule in Danzig von Dr. Friedrich Luckwaldt etatsmäßigen Professor der Geschichte.

Hochansehnliche Festversammlung!

Als vor fünfzig Jahren zum erstenmal eine große Gedächtnisfeier der Befreiungskriege begangen wurde, war es der Tag von Leipzig, der 18. Oktober, den man dafür wählte. Unsere Vorfahren, damals noch ohne neue Siegeslorbeeren und erfüllt von ungestillter Sehnsucht nach nationaler Einheit und Macht, verweilten am liebsten bei der Erinnerung an die Stunde der Vollendung, da der Sturz des fremden Zwingherrn die Möglichkeit selbstständig-freier Entwicklung schuf. Seitdem hat die deutsche Schlacht von Sedan die alte Völkerschlacht in den Hintergrund gedrängt. Das Ziel der Einheit ist erreicht. Nach einem neuen Ziel suchen wir noch. Im Genuß verschmachten wir nach Begierde. Deshalb reizt uns heute an der Erhebung vor hundert Jahren weniger das Erreichte als das Streben. Wir lieben mehr den Frühling mit seinen Hoffnungen, als den Herbst mit seiner Erfüllung. Höher noch als die Taten steht uns der Geist von 1813.

Freilich dieser Geist erfährt recht verschiedene Deutungen. Von jeher bis in die jüngsten Tage hinein hat sich die Parteipolitik seiner bemächtigt. Der eine spricht mit Betonung von Freiheits-, der andere nur von Befreiungskriegen, um je nachdem den mehr liberalen oder mehr nationalen, den mehr staatlichen oder mehr volkstümlichen Charakter hervorzuheben. Eine ruhige historische Betrachtung wird keinem von beiden ganz recht und keinem ganz unrecht geben. Es war weder bloß ein Freiheits- noch bloß ein Befreiungskrieg. Spätere Revolutionäre und spätere Reaktionäre sind mit der gleichen Begeisterung zu den Fahnen geeilt, und in vielen, wohl den meisten, lagen konservative und freisinnige Tendenzen noch friedlich nebeneinander. Ein Zeitgenosse, Steffens, nannte die Bewegung schlechtweg inkommensurabel. Vergangenes und Zukünftiges durchdrang sich reizvoll, und es fehlte natürlich auch nicht an Momenten, die, vom Tag bedingt, nur dem Tag angehörten.

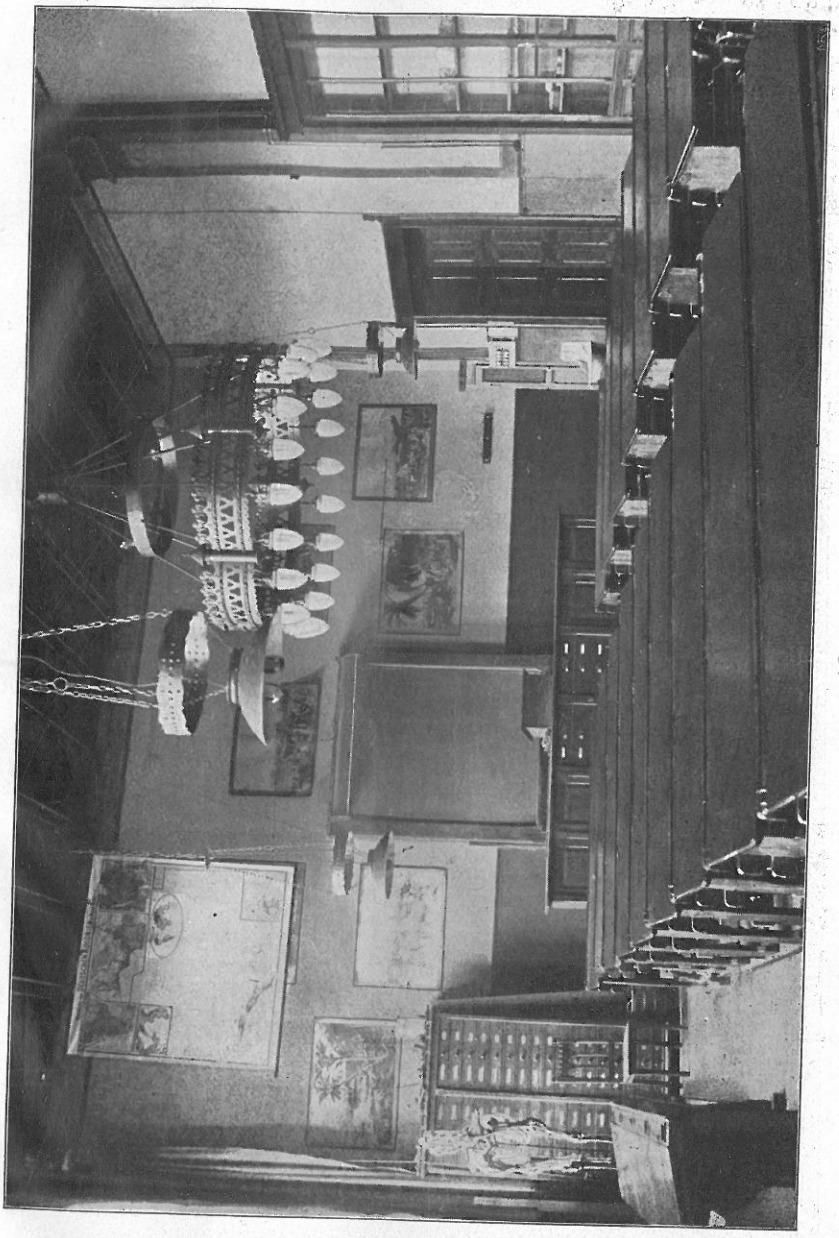
Der junge Bismarck hat in seiner ersten parlamentarischen Rede auf dem Vereinigten Landtag von 1847 gesagt, es sei für die Erhebung kein anderes Motiv nötig gewesen als die Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten. In der Tat, das grundlegende, was alle einte, welche anderen Stimmungen und Bestrebungen sie daneben vertraten, war sicher die Erbitterung gegen den Franzosenkaiser. Sie war in manchen Kreisen schon vor 1806 lebendig gewesen; dann erfuhr sie eine gewaltige Steigerung durch die ungroßmütige Art, wie Napoleon den Sieg von Jena ausnutzte, nicht

nur zur Erzwingung unverhältnismäßiger Abtretungen, sondern zur dauernden Aussaugung des Reststaates, und endlich wirkten sehr stark die Nachrichten von dem spanischen Aufstand von 1808. Der entsprang aus Ursachen, die den Deutschen großenteils fremd sein mußten, und trug Züge barbarischer Wildheit, die hätten abstoßen können. Aber er wurde gerade von den Gebildeten allgemein mit Bewunderung verfolgt und zur Nachahmung empfohlen. Der patriotische Zorn sollte keine Grenzen kennen, nicht einmal die der Menschlichkeit oder des Sittengesetzes. Ein so durch und durch bis zur Unduldsamkeit ethisch gestimmter Mann wie der Freiherr vom Stein hat 1808 ernstlich erwogen, mit Napoleon einen Bündnisvertrag über Stellung eines Hilfskorps zu schließen und dies im entscheidenden Augenblick zu Napoleons Feinden hinüberzuführen. 1809 dann, als Oestereich zum Kampfe rief, brach das Verlangen nach Rache allgemein mit elementarer Gewalt hervor. Heinrich von Kleist schrieb damals einen „Katechismus der Deutschen, abgefaßt nach spanischem Muster", der Napoleon als einen der Hölle entstiegenen Vatermördergeist anklagte, und ließ „Germania an ihre Kinder" die schrecklichen Worte richten:

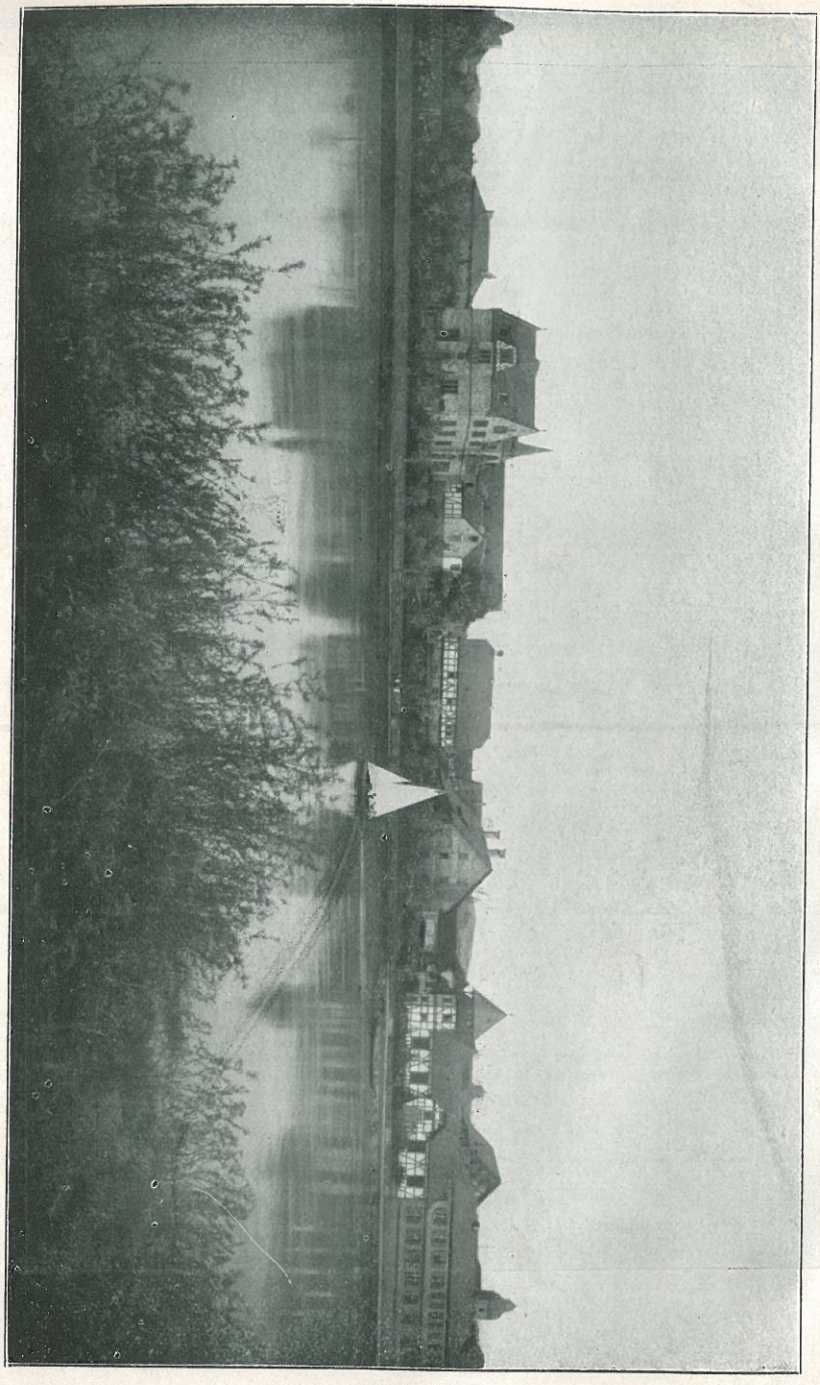
Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestaut von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein.
Schlagt sie tot! Das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht.

Die preußische Regierung, nach einigem Schwanken, hielt schließlich Frieden. Es folgten ein paar Jahre verhältnismäßiger Ruhe, wo nach den Worten Niebuhrs die Leichtsinnigen es sich in ihren Ketten bequem zu machen begannen. 1812 aber kamen der russisch-französische Krieg, der Durchmarsch der „verbündeten" großen Armee und mit ihm namentlich für unsere Lande hier Leiden ohne Zahl. Aus Ostpreußen und Litauen sind 26 000 Wagen und 80 000 Pferde gewaltsam mitgeführt worden. Selbst der Jammer von 1807 war nicht größer gewesen.

Als deshalb die ersten Gerüchte von der russischen Katastrophe eintrafen und alsbald die wenigen Entronnenen selbst auftauchten in wunderlich zerlumpter Vermummung, abgemagert, verwildert, verschmutzt, mit erfrorenen Gliedern, vom Fieber geschüttelt, da galt das aller Welt, hoch und niedrig, wirklich als das gerechte Gericht Gottes. Man sprach die Worte aus einem russischen Manifest nach: „Ich sah den Ungerechten am Morgen sich erheben wie die Zeder am Libanon. Ich ging am Abend vorüber, und er war nicht mehr, ich fragte nach ihm, und seine Stätte ward nicht ge-



Hörsaal.



Wilhelmshof.

funden." Ein und der andere hat empfohlen, nach spanischer Art die Wehrlosen zu erschlagen, unter denen sich ja viele für die Neuformierung einer französischen Armee unentbehrliche hohe und höchste Offiziere befanden. Soweit haben Menschlichkeit und Ritterlichkeit schließlich nicht versagt, wenn es auch hier und da zu Schimpf und Mißhandlung gekommen ist[1]). Aber daß man die ungeheuere Schwächung des Feindes benutzen müsse, um in ehrlichem Kampf Abrechnung zu halten: das war die fast allgemeine Ueberzeugung. General von Borstell in Kolberg, ein Mann der strengen Korrektheit, schrieb dem König, er könne für seine Soldaten nicht einstehen, wenn es nicht gegen die Franzosen ginge. Die Russen wurden überall als Befreier und Freunde begrüßt. Schenkendorf widmete dem Zaren die Verse:

Oh, nehmt ihn auf, ihr Brüder,
Er stammt aus deutschem Blut,
Den Deutschen bringt er wieder
Der Freiheit altes Gut.
Wie man die heiligen Boten
Des Himmels nur geehrt,
Sei ihm der Gruß entboten,
Der Gottes Ruf gehört."

Und eine allgemeine Schwärmerei herrschte für die Kosaken, die als die eigentlichen Besieger der Franzosen galten. Eine neubegründete Berliner patriotische Zeitung, der „Preußische Correspondent", pries sie als idealische Gestalten und Söhne der Freiheit. Eine junge Dame der Berliner Hofgesellschaft begann ein eigenes handschriftliches Werk „über den Charakter der Kosaken", von denen „der Gemeinste das Ansehen eines kleinen Fürsten" hätte. Die Roheit, mit der sie ihre Gefangenen peitschenschwingend durch die Straßen trieben, störte nur wenige. Allzuviel Mitleid konnte das lange getretene Volk begreiflicherweise nicht aufbringen. Vornehme Frauen der Residenz haben französischen Offizieren ins Gesicht gesagt, sie hätten in dem Jammer der in Rußland erfrorenen und verhungerten Armee nur die unschuldig mitgeopferten Pferde bedauert. Ernst Moritz Arndt setzte den Gefallenen die Grabschrift: „Ein nichtiger, schändlicher, verfluchter Staub, worauf keine Träne vergossen ward, worüber kein Gebet gesprochen ward, wobei Wölfe heulten und Raben krächzten und Hunde bellten und Menschen fluchten", oder empfahl den Volkshaß als so natürlich und not-

[1]) So heißt es in einem Briefe der Gräfin Dönhoff an Gräfin Sophie Schwerin vom 25. Januar 1813 aus Berlin: sie (die Flüchtlinge) werden vom Pöbel mit empörendem Uebermut und elender Hartherzigkeit behandelt und dürfen keine Spötterei abwehren, da die Bürger gegen sie in Masse zusammenhängen. . . . Wirklich, unsere Berliner machen uns wirklich Ehre! Der Hauptspaß der Straßenjungen ist, sich den zu Fuß gehenden Kavalleristen anzubieten um ihre Pferde zu halten, und denen, die barfuß sind, um ihre Stiefel zu dekrottieren, oder beim Anblick solcher elenden, sich kaum schleppenden Häuflein jubelnd: „Platz, Platz für die französische Kavallerie" zu schreien.

wendig, wie das Leben: „Diesen Haß den Enkeln und Urenkeln eingehaucht und überliefert als ein Unterpfand der Tugend und der christlichen und menschlichen Liebe: das ist das rechte Christentum und die rechte Menschlichkeit.“ Auch in einem Wehrliede der Zeit, das der Berliner Professor Friedrich Rühs verfaßte, heißt es:

Wie hat das Volk gehauset,
Von Eurem Gut geschmauset,
An Eurem Herd gepocht. . .
Macht ohne Gnaden nieder,
Wer tot ist, kommt nicht wieder,
Nun drauf und hinterdrein.

Wirklich ist dann vielfach mit ganz ungewöhnlicher Erbitterung gekämpft worden. Pardon wurde nicht immer gegeben. An der Katzbach haben die Brandenburger ein ganzes französisches Bataillon, dessen Gewehre wegen des Regens nicht losgingen, mit Bajonett und Kolben im Lauf von zehn Minuten niedergemacht. Aehnliche Szenen gab es bei Großbeeren und Hagelberg. Bei Wartenburg zwang gar ein Husarenleutnant gefangene feindliche Artilleristen, auf ihre eigenen Kameraden zu schießen. Nicht einmal angesichts des Todes machte der Haß Halt. Nach der Schlacht bei Leipzig, als die französische Armee auf ihrem Rückzug noch schwere Verluste erlitt, weigerten sich die thüringischen Bauern, die Gefallenen zu begraben: Der deutschen Erde nicht wert, sollten sie als Speise für die Raben liegen bleiben.

Sonst war daußen im Reich der Zorn wohl geringer; denn die eigentliche Heimat der Bewegung von 1813 bleibt doch Preußen, ja, es läßt sich nicht verkennen, daß sie gewisse eigentümlich preußische Züge trug. Der Aufruf „An mein Volk“ mahnt: „Erinnert Euch an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich“. Diese Erinnerung war in der Tat nicht verloren. Wenn schon die Katastrophe von 1806 die macherlei Mängel des friderizianischen Systems erwiesen hatte und einzelne Reformer unfreundlich über den großen König urteilten, sein Geist ging immer noch um. Der Preußenstolz, den er dem Volk eingeflößt hatte, war nicht ertötet. Als Dahlmann 1809 in Prag viel mit ehemaligen preußischen Offizieren verkehrte, die den Abschied genommen hatten, um gegen Napoleon zu fechten, flößte ihm „ihr ungebrochener Glaube an Preußen“ „wahrhafte Ehrfurcht“ ein; „sie betrachteten sich noch immer als die alte Phalanx des unsterblichen Königs“. „Roßbach, Friedrich, frei“ waren Parole, Losung und Feldgeschrei des ersten Tages, an dem das Yorcksche Korps seinen Vormarsch begann, und ein altmärkisches Lied, das im Herbst 1813 vertrieben ward, schloß etwa treuherzig:

Un Preußens Noam werd herrlich stoahn,
En Vorbild up der Siegesboahn,
Dörch alle Welt en Ehrenpaß,
Wie't unner Fritz dem König was.

Schleiermacher, gewiß ein Mann des Fortschritts, hatte schon in der trüben Zeit von 1807 geschrieben: „Außerdem, daß ich ein Deutscher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein.“ Aehnlich empfand Heinrich von Kleist. Es genügt, an den „Prinzen von Homburg“, das schönste aller preußisch-patriotischen Stücke, zu erinnern. Auch zeigte Kleist, wie das vom echten Preußentum unzertrennlich ist, einen ausgeprägten Royalismus. Als Friedrich Wilhelm III. 1809 nach Berlin zurückkehrte, grüßte er den gedemütigten König mit den Versen:

„Blick auf, o Herr, du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphiert,
Ihm ist die Schar der Götter zugefallen,
Jedoch den Menschen hast du wohlgefallen“.

Das war keine falsche Schmeichelei. Obwohl der Monarch nicht die Gabe des stets bereiten freundlichen Wortes oder der liebenswürdigen Gebärde besaß, erwarb er sich doch durch die edle und würdevolle Art, wie er das öffentliche und nach dem Tode der lieblichsten Königin sein privates Leid trug, allgemeine Popularität. Wir heute wissen, daß seiner bedenklichen, schwarzseherischen Natur der Entschluß zum Krieg mühsam abgerungen wurde, daß er lange nur mit halbem Herzen dabei war, das Gefühl hatte, in einen Abgrund gerissen zu werden. Damals war er für das Volk doch der Führer, der Mittelpunkt der ganzen Bewegung. „Der König rief, und alle, alle kamen“ klingt es in hundert Variationen durch Gedichte und Flugschriften der Zeit. Man demonstrierte für ihn, indem man für die große Sache demonstrieren wollte. So haben die Stettiner am 3. August, Königs Geburtstag, ihre Häuser mit Blumen geschmückt und ihre Fenster illuminiert, zum Trotz der empörten französischen Besatzung, die noch in ihren Mauern lag. Und eine besondere Freude war es, als auch der Monarch wie seine Generale sich bei Kulm eigenen Siegeslorbeer gewinnen durfte. Sein Einzug in Berlin nach der Leipziger Schlacht an demselben 24. Oktober, wo vor sieben Jahren die französische Besetzung begonnen hatte, entfesselte einen bisher beispiellosen Jubel. Gräfin Sophie Schwerin schreibt über seine Begrüßung in der Oper: „Es war, als ob die ganze Nation ihrem Heerführer ihr Lob und ihren Dank für die ersehnte Freiheit zujauchzte, als endlich das ungebundene Getöse sich im Chorgesang löste. „Heil Dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands“ sang die mächtige Masse in betäubender Vollstimmigkeit zum Himmel hinauf. Wie konnte das Lied jemals wieder gesungen werden! — Es hatte seine Bestimmung erfüllt und überfüllt. Auch Preußen selbst kann kein gleiches Fest mehr erleben.“

Am stärksten ausgeprägt waren Royalismus und Preußentum natürlich in der Linienarmee. Sie hatte trotz der Reformen Scharnhorsts doch vieles von der alten Art bewahrt. Die große Mehrzahl ihrer Führer, wie sie ja sämtlich schon vor 1806 im Dienst gewesen waren, würden auch im Heere Friedrichs des

Großen möglich gewesen sein. Yorck, den Mann von Tauroggen, nennt Arndt ein Musterbild altpreußischer Schroffheit und Schneidigkeit. Bülow, obwohl etwas freier, wurzelte doch auch in der alten Tradition. Erst recht unter den Generalen zweiten Ranges und in der großen Masse der Stabsoffiziere war sie mächtig. Man staunt über den scharfen Ton, der in das gewohnte Bild der Befreiungskriege gar nicht passen will. General von Klüx fährt etwa seine Landwehroffiziere mit der Drohung an, sie auf die Kanonen binden zu lassen, so daß einer von ihnen, schon ein reifer Mann, vor Aerger weint; und Oberstleutnant von Alvensleben schreit den freiwilligen Jägern zu: „Die Jäger taugen den Teufel nichts! Wenn ich der König wäre, so ließe ich jeden Zehnten totschießen, den andern neun aber jedem 25 auf den . . . brennen und schickte sie ihrer Mutter nach Hause." Dabei war die Drohung mit Prügeln nicht nur eine Redensart. Der Stock hat eine größere Rolle gespielt, als man zunächst annehmen möchte. Die „Freiheit des Rückens", die nach Gneisenaus bekanntem Wort durch die Reform bewirkt war, galt doch nicht für die zweite Klasse des Soldatenstandes, und in diese wurden nicht nur einzelne Uebeltäter, sondern ganze Verbände versetzt. Als Gegenstück erhielt sich dann auch etwas von dem derbbehaglichen Humor der friderizianischen Zeit. Man wird an die Art erinnert, wie die alten bezopften Grenadiere mit ihrem „Fritze" verkehrten, wenn, nachdem Yorck eine große Rede mit den Worten geschlossen hat: „Ich werde Euch führen, folgt Ihr mir nur", ein Soldat ihm treuherzig sagt: „Nu, Exzellenz, det soll en Wort sind"; und ganz wie eine Episode aus dem siebenjährigen Krieg mutet ein Zwischenfall bei dem Sturm auf Wartenburg an, wo ein Adjutant, der General Horn mit dem Pferde stürzen sieht, erschreckt aufschreit: „Herr Jesus, da liegt der General", und dieser ihm entgegenruft: „Da is was zu Herr Jesussen; mir fehlt nichts. Schafft mir die Steigbügel von den Beinen." — Sogar in die Landwehr griff die friderizianische Tradition über, indem eine große Zahl alter Soldaten und Unteroffiziere in sie eintraten, auch alsbald Linienoffiziere zu ihrer Instruktion abkommandiert wurden.

Freilich in der Hauptsache blieb sie als das Volk in Waffen etwas anders- und neuartiges, mit dem sich die Routine oft nur schwer abfand, und die Linie erfuhr allmählich eine folgenreiche Umbildung durch jenes geschmähte Element der freiwilligen Jäger, die, vom König selbst gern gesehen, eine große Anzahl von Offizierstellen — man meint, bis 1815 schließlich ein Drittel — gewannen. Die Bewegung von 1813, wenn auch nicht ohne Zusammenhang mit der Vergangenheit Preußens, wies eben doch allermeist in die Zukunft. Sie war zum erstenmal eine Sache weniger der Regierung als der Nation. In der Sprache des Dichters:

„Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg".

Die Reform seit 1807 hatte das Ziel verfolgt, die bisherigen Untertanen als Bürger am Staat zu interessieren, sie statt zum bloßen Gegenstand zu Mitträgern des Regiments zu machen. Sie war freilich Stückwerk geblieben, da Stein schon nach einem Jahre gestürzt wurde, seine nächsten Nachfolger keine Initiative besaßen und Hardenberg mannigfach in dem Gesichtskreise des aufgeklärten Despotismus befangen war. Nur in der Stadt hatte sich die Selbstverwaltung praktisch durchgesetzt. Aber der Gedanke, der ja seit der französischen Revolution in der Luft lag, gewann unter den Gebildeten eine wachsende Zahl von Anhängern. Auf einmal kam über sie alle das starke Gefühl der Mitverantwortlichkeit für die Schicksale ihrer Nation. Kein Ausspruch war ihnen mehr entgegen, als jenes unglückliche Wort, mit dem der Minister Graf Schulenburg die Anzeige von der Niederlage von Auerstädt begleitet hatte. Nicht Ruhe, sondern Tat schien ihnen die erste Bürgerpflicht. Mit der Anhänglichkeit an den König, mit der altpreußischen Loyalität stritt in ihnen sichtlich die revolutionäre Neigung, ihr Schicksal nötigenfalls in die eigene Hand zu nehmen. 1809, bei der Schilderhebung Oesterreichs, war die Stimmung in Berlin so, daß der Gouverneur nach Königsberg schrieb, wenn der König nicht den Krieg erkläre, werde es die Nation tun. Der eigenmächtige Zug Schills, der im alten Preußen unmöglich gewesen wäre und uns heute wieder ungeheuerlich erscheint, fand lebhaften Beifall. 1812 geschah nichts Aehnliches, schon weil für Rußland nach den trüben Erfahrungen von 1807 natürlich nicht die Begeisterung herrschen konnte, wie für den alten deutschen Kaiserstaat. Immerhin wurde das Bündnis mit Frankreich in weiten Kreisen als „unüberwindliche Schmach" laut verurteilt, und es fehlte nicht an Offizieren, die lieber den Abschied nahmen, als daß sie die „Ehre des freien Mannes" opferten. Gneisenau, nun freilich wohl der Leidenschaftlichste unter ihnen, schrieb damals, indem er gleichsam nicht nur über den König, sondern sogar über Preußen und Deutschland zur Tagesordnung überging: „Die Welt scheidet sich ab in solche, die gezwungen oder freiwillig für Bonapartes Ehrsucht oder dagegen fechten. Auf das Gebiet der Länder scheint es hierbei weniger anzukommen, als auf das der Grundsätze". Dann nach der russischen Katastrophe trat selbst der strenge und starre Yorck als Kommandeur des französischen Hilfskorps aus den Grenzen des einfachen Gehorsams heraus. Er mochte hoffen, den Sinn des Königs zu treffen, aber irgendwelche Instruktionen hatte er nicht, als er am 30. Dezember 1812 die Konvention von Tauroggen abschloß, die die grundlegende Tatsache des preußischen Befreiungskampfes geworden ist. „Jetzt oder nie", schrieb er dem Monarchen, „ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. . . . So lange alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen: das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz verändertes Verhältnis herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Ver-

hältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners, und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation".

Sehr bald denn sollte ich zunächst in Ostpreußen die Sprachen der Nation direkt vernehmen lassen. Dort hatten sich unter den Eindrücken des verheerenden französischen Durchmarsches schon im Sommer eine Reihe führender Männer in Masuren, wie einer der Teilnehmer schreibt, „auf Leben und Sterben für die Sache der Menschheit und unserer Befreiung von Sklavenketten verbündet". Nun bereiteten sie einen Volksaufstand vor; anders wo riefen adlige Herren die Stände ihrer Kreise auf, und eine Anzahl in Königsberg versammelter ständischer Deputierten beschworen den König am 11. Januar um den rettenden Entschluß: kein Opfer werde ihnen zu groß dünken, um die Ehre und das Glück auf ihre Kinder zu vererben, die sie von ihren Vätern empfangen hätten. Von verschiedenen Seiten wurde nach Berlin berichtet, daß eine Insurrektion drohe. Wenn aber amtliche Bedenklichkeit wirkliche Taten vielleicht doch gehindert hätte, so überwand sie der schwungvolle Wille des Freiherrn vom Stein, der mit russischer Vollmacht versehen am 22. Januar in Königsberg eintraf. Am 5. Februar trat der berühmte Landtag zusammen und beschloß nach wenigen Sitzungen die Errichtung einer Landwehr und eines Landsturmes. Die Abgeordneten betonten in ehrlichsten und rührendsten Worten ihre unbedingte Treue gegen den geliebten Monarchen und suchten ängstlich nach Formen, die ihr Vorgehen als gesetzlich erscheinen ließen. Aber es blieb doch etwas Außerordentliches, das an die Tage alter Ständeherrlichkeit gemahnend, zugleich den neuen Zeitgeist bekundete, wie sich so eine ganze Provinz eigenmächtig gegen einen Feind bewaffnete, der offiziell immer noch der Verbündete ihres Königs war.

Inzwischen allerdings hatte auch die Regierung begonnen, sich ans Volk zu wenden. Nachdem es Hardenberg gelungen war, den König zur Abreise aus dem von französischen Truppen umstellten Potsdam nach Breslau zu bestimmen, setzten sich dort, vertreten vor allem durch Scharnhorst, die volkstümlichen Tendenzen voll durch. Den Anfang machte die „Bekanntmachung inbetreff der zu errichtenden Jägerdetachements", die vom 3. Februar datiert, aber erst am 8. veröffentlicht ist. Dann folgte die Aufhebung der bisherigen Befreiungen von der Kantonpflicht für die Dauer des Kriegs, d. h. die Proklamierung der allgemeinen Wehrpflicht, die Stiftung des Eisernen Kreuzes, das Landwehrgesetz, das Landsturmedikt. Alles das waren Maßregeln, die, wenn sie auch von oben getroffen wurden, doch ein revolutionäres Element enthielten, jedenfalls auf das stärkste von den Lehren der amerikanischen, der französischen, endlich der spanischen Revolution beeinflußt waren. Die strenge alte Ordnung des Militär- und Beamtenstaates war durchbrochen. Schon die freiwilligen Jäger mit ihren mancherlei Freiheiten ließen sich nicht in sein Schema einfügen. Vollends die Landwehr sollte eine Sache der Selbstverwaltung sein. Die Organisation lag in den

Händen ständischer Kreis- und Provinzialbehörden. Die Offiziere bis zum Hauptmann einschließlich wurden gewählt, für die Stabsoffiziere bestand wenigstens teilweise ein Vorschlagsrecht. Es konnte geschehen, daß ein ganzes Bataillon, wie das des Königsberger Oberlandesgerichtsrats Friccius, nur frühere Zivilisten zu Offizieren hatte. Endlich der Landsturm war eine so demokratische Einrichtung, daß nicht bloß der Kommandant von Berlin, General von Brauchitsch, dem König bewegt vorstellte, er löse alle Bande der Zucht und des Gehorsams und werde bei längerer Dauer den Staat in die höchste Gefahr bringen. Während nämlich in Linie und Landwehr Bildung und Besitz ausnahmslos noch eine Sonderstellung verliehen, sahen die Landsturmversammlungen den Geheimrat und den Handwerker, den Professor und den Gelegenheitsarbeiter, den Herrn und den Diener gleichmäßig in Reih und Glied. Gräfin Sophie Schwerin erzählt, wie ein alter, längst invalider Bedienter ihrer Mutter, der als ehemaliger Bombardier eine große Rolle im Landsturm der Berliner Wilhelmstraße spielte, an Exerziertagen mit Stolz die Uhr hervorzuziehen pflegte: „Es ist punkt vier Uhr nachmittags, nun muß ich mir nur wieder Ferdinands und Radziwills zusammentrommeln," womit er nicht nur die Dienerschaft der beiden prinzlichen Häuser, sondern auch zwei Söhne der Prinzessin Radziwill meinte. Ueberhaupt war es der niederen Klasse ein begreiflicher, nicht immer mit Anstand genossener Triumph, daß die sonst Bessergestellten sich denselben, ja wegen ihrer geringeren Körpergewandtheit oft größeren Mühen ausgesetzt fanden. Der spätere Kriegsminister Boyen, ein warmer Freund der Einrichtung, meinte zu bemerken, „daß sich ein gewisses, erhöhtes Selbstgefühl in dem Volke eingefunden hatte". Uebrigens machte die Demokratisierung auch vor dem weiblichen Geschlecht nicht Halt. Als man zur Aufwerfung von Schanzen um Berlin der Hilfe von Frauen zu bedürfen glaubte, wurde neben den Gräfinnen Dönhoff und Arnim-Boitzenburg die fast achtzigjährige Generalin Lefort zum Graben beordert. Man glaubt sich, wenn man das liest, in das Frankreich der Konventszeit versetzt.

Nur ist der große Unterschied, daß in Frankreich damals die Aufopferung vielfach durch den Schrecken hatte erzwungen werden müssen, während sie hier dem gesetzlich verlangten in freiem patriotischen Eifer fast noch voran eilte. Gewiß hat es nicht ganz an Menschlichkeiten gefehlt. Wir hören von Aeußerungen des Kleinmuts und der Weichlichkeit, wie etwa der Königsberger Stadtrat Himmel und Erde in Bewegung setzte, um seine Bürger der Landwehrpflicht zu entziehen. Unterschleife und wucherische Manipulationen der Lieferanten sind bezeugt. Im Heer begegnet, namentlich indem die lange Dauer des Krieges verwildernd wirkte, ein und das andere Beispiel rohen Landsknechtssinnes, und eine wenig erfreuliche Rolle hat mancherorten das höhere Beamtentum gespielt, das der großen Bewegung, für die es keine „Vorgänge" gab, kleinlich, überheblich, unbehilflich gegenüberstand. Man denke an die

Präsidenten in Marienwerder und Königsberg, von denen der erste die „Landesveräterei" des preußischen Adels denunzierte. Ludwig Dohna, eine der liebenswürdigsten und edelsten Erscheinungen dieser Tage, schreibt aus Königsberg am 5. Februar: „Man siehet auch viel Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit", aber er fährt doch fort: „im ganzen erhebet die jetzige Stimmung des Publikums zum Dank gegen Gott". Und eine Standesgenossin von ihm stellt rückblickend fest: „Ein Geist durchatmete alle Klassen und Stände und sprach sich in tausend Formen bald rührend, bald erhebend aus. . . Schon jetzt wird es schwer, das für wahr zu halten, was man selbst erlebte, und mitgemacht hat." Jedenfalls niemand, der Zeuge war, hat „diesen glücklichsten aller Frühlinge", wie Niebuhr, „diesen so leuchtenden Anfang eines neuen jungen Lebens", wie noch der neunundachtzigjährige Arndt ihn nannte, je vergessen. Der gewöhnliche Egoismus der Menschen war wie weggeweht. Vielmehr ein Rausch des Opferbringens ergriff die Gemüter. Wo immer der Staat versagte, trat freiwillige Leistung einzelner in die Lücke. Es war fast nichts für Lazarette geschehen: die Bürgerschaft stattete sie aus und versorgte sie. Es fehlte den Soldaten im Feld am Nötigsten: die vornehmsten Damen setzten eine Ehre darein, für sie Strümpfe zu stricken und Hemden zu nähen. Das Geld war knapp: so stellten die Landleute Pferde und Getreide umsonst zur Verfügung, und die Städter besteuerten sich in bar — bis zu einem Viertel ihres kleinen Vermögens —; die einen gaben ihr Silberzeug her, andere, sehr zahlreiche, tauschten ihre goldenen Trauringe gegen eiserne ein mit der bekannten Inschrift: Gold gab ich für Eisen 1813. Die Weltdame opferte ihr Geschmeide. Ein armes Fräulein verzichtete auf den natürlichen Schmuck ihres schönen Haares. Ueberall bemerkte man eine Einschränkung der Lebenshaltung. Der Buchhändler Reimer verkaufte seinen Weinkeller, der Staatsrat Niebuhr schaffte seine Equipage ab. Bettina von Arnim stellte mit gutem Humor fest, daß sich ihr „silbernes Patengeschenk von der alten Bethmann in einen freiwilligen Reiter verwandelt" habe. Ueberhaupt war die Ausrüstung freiwilliger Jäger eine besonders beliebte Art patriotischer Wohltätigkeit. Unbemittelte junge Leute, die etwa in Zeitungsannoncen um eine Beihilfe zu ihrer Equipierung nachsuchten, fanden fast immer einen vermögenden Gönner — ein Berliner Bankier hat 20 eingekleidet und beritten gemacht — oder auch es taten sich die Arbeiter einer Fabrik, eines Bergwerks zusammen, um einigen der Genossen den Eintritt als Jäger zu ermöglichen. Wenn also das Edikt vom 3. Februar ursprünglich mehr die oberen Klassen im Auge hatte, so fand es auf die Art alsbald eine Korrektur, die freilich nicht durchweg nur wohltätig war, und nach einer anderen Richtung erwies sich eine ausdrückliche Aenderung als nötig. Das Edikt sprach nur von jungen Männern zwischen 17 und 24 Jahren. Sogleich aber drängten sich so viel ältere hinzu, daß auch ihnen der Eintritt erlaubt werden mußte. Ein Regierungssekretär aus Marienwerder erschien mit seinen zwei Söhnen. Der Professor Steffens in Breslau ging

seinen Studenten voran. Von der gebildeten Jugend blieb im allgemeinen nur der Gebrechliche bei seinen Büchern und Akten. Es war ein Zeichen für eigensinnige Sonderart, wenn der junge Schopenhauer „den Musen auch unter dem allgemeinen Waffengetümmel Treue bewahrte". Nicht nur die Universitäten, auch die oberen Klassen der Gymnasien leerten sich. Aus Berlin zogen 370 Schüler ins Feld. Manche darunter waren die reinen Knaben, die erst in aller Eile eingesegnet wurden. Der Sohn des Obersten Hiller von Gärtringen setzte durch, daß er trotz seiner erst 14 Jahre eintreten durfte. Auch der knapp 15-jährige August von Gneisenau ging mit. Sogar einige Mädchen hat es bekanntlich nicht daheim gehalten. Unter falschem Namen stellten sie sich. Ihrer zwei gewannen das Eiserne Kreuz. Wer von älteren Männern nicht felddienstfähig war, suchte sich wenigstens für die Verteidigung des heimischen Herdes in den Waffen zu üben. Niebuhr nahm schon Wochen vor Erlaß des Landsturmediktes Exerzierstunden und schrieb erfreut, daß sich nun schon Schwielen an den Händen bildeten; „denn so lange ich eine zarte Gelehrtenhaut hatte, schnitt das schwere Gewehr gewaltig ein". Bald folgten eine Reihe anderer berühmter Professoren der Berliner Universität: Fichte, F. A. Wolf, Marheinecke, Savigny seinem Beispiel, und wenn der Berliner Volkswitz sie als Falstaffs Rekruten verspottete, so stellte Savigny ein Jahr später fest, daß er diese Erinnerungen um keinen Preis missen möchte.

Was ihn und seine Gesinnungsgenossen dabei besonders glücklich machte, war neben der Volkstümlichkeit und der einmütigen Opferstimmung der romantische, der christlich-deutsche Charakter der Bewegung. Hier kommt über das Politische hinaus die allgemeine Kulturentwicklung in Frage. Vor der Katastrophe von 1806 war in den breiten Schichten der Gebildeten, die allmählich öde und arm gewordene Aufklärung herrschend gewesen. Arndt hat die Zeit eine markloſe und bilderleere genannt, wo das Leben abgeflacht und die Sterne des Himmels und Herzens verdunkelt waren. Indessen gab es doch auch schon damals Kreise, die vielmehr von der neuen Richtung der Romantik ergriffen waren. Schleiermacher suchte gegenüber der platten Alltagsmoral religiöse und ethische Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, und unter dem doppelten Einfluß des politischen Niedergangs und des literarischen Aufschwungs begann sich das deutsche Nationalgefühl, das ja so ganz nie erstorben war, stärker zu regen. Es ist bekannt, wie nachhaltig namentlich die Dramen Schillers: Wallenstein, Jungfrau und Tell auf das patriotische Gefühl wirkten. In den Tagen der Mobilmachung von 1806 pflegte bei der Aufführung von Wallensteins Lager das Berliner Publikum das Reiterlied „Frisch auf, Kameraden" begeistert mitzusingen. In gewissem Sinne war die ganze Schilderhebung von 1806 ein erstes Werk des neuen Geistes, dessen Antrieben die alte Regierung unsicher und unlustig folgte. Dann die Niederlage verstärkte ihn mächtig. Durch sie fand sich das Alter diskreditiert. Der Jugend gehörte das Feld. Der Ton des Lebens wurde ein

von Grund aus anderer. Ich darf hier wieder einmal Gräfin Sophie Schwerin, eine der feinsten und reifsten Beobachterinnen, zitieren, die das mit Verständnis und doch nicht ohne Ironie schildert: „Gefühl, Glaube und Andacht sollten im Leben die Stellung wieder einnehmen, von denen der kalte Verstand sie weggewitzelt hatte. Man wollte nicht mehr verbergen, was man Gutes und Edels empfand. Leider wollte man es nun zeigen. Leidenschaftliches Empfinden, Beten, Schwärmen ward als Aeußerung eines edlen Gemüts zur Schau getragen. Von da an beteten alle Frauen ihre Männer an und wurden von ihnen angebetet, und keine Heirat ward mehr anders als aus glühender Neigung geschlossen. An die Stelle der oberflächlichen Konversation waren tiefe, breite, erschöpfende Abhandlungen gekommen. Wie der elegante gute Ton sich im Umgehen alles Ernsten zeigte, so sprach der patriotische sich gerade nur als Ernst aus." In dieser Schilderung klingt an, daß es sich zum Teil um eine Mode handelte wie bei den Ritterketten und -ringen, die die Herren, und den Kruzifixen und altchristlichen Armbändern, die die Damen trugen. Aber wenn uns in den Schriften und Reden der Zeit ein entschiedener Ueberschwang auffällt[1]), so war es doch nicht nur gesteigerte Ausdrucksweise, sondern auch wirklich gesteigertes Gefühl. Vielen Männern der Epoche ist ein schwärmerischer, ein weiblicher oder auch kindlicher Zug eigentümlich; und gerade das in Verbindung mit ihrer heldenhaften Tapferkeit gibt ihnen etwas so Rührendes. Es kann geschehen, daß ein freiwilliger Jäger sich „mitten im Kriegslärm ein heimliches Plätzchen unter Blüten und Nachtigallen" sucht, um dort seiner Lieben zu gedenken, er flüchtet „wie ein weinendes Kind zum Schoße der Mutter", — obwohl der Schreiber schon 35 Jahre alt und die Lieben nur Geschwister sind.

Hier bleibt das Gefühl im Familiären und Poetischen stecken. Anderswo und bei den meisten zeigt es einen starken religiösen Einschlag. Es hatte sich im Volk trotz aller Aufklärung von früher her viel ursprüngliche Frömmigkeit erhalten. Auch in der alten

[1]) Als Beispiel darf ich etwa folgende Stelle aus einem auf der Bibliothek der Kgl. Technischen Hochschule in Danzig in beglaubigter Abschrift verwahrten Briefe anführen, in dem der Leutnant Leopold von Yorry seinem Schwager von der Leipziger Schlacht schreibt: „Nach langer Trennung seine Freunde, Geschwister und alles, was einem lieb und werth ist, wiederzusehen, gewährt herrliche und göttliche Freuden; aber wo Schicksal das Wiedersehen hindert, ist es schon ein sehr erfreulicher Genuß, nach vielen überstandenen Gefahren und drangvollen Zeiten, in denen Vaterland, Freiheit und alles höchste Gut in Gefahr war, Worte der Freundschaft und Liebe mit ihnen zu wechseln. Das Gefühl, die Freude, die uns der Sieg bei Leipzig verursachte, war unaussprechlich. Mit dem herzlichsten innigsten Dank war jedes Herz erfüllt; thränenvolle Augen blickten mit inniger Rührung zum Himmel auf, und dankten Gott. Jedes Gesicht und Wort war freundlicher und gefühlvoller; mit warmer lieblicher Freude umarmte der Freund den Freund, nach dreitägiger gefahrvoller Trennung. Noch nie hatten wir so einen schönen Lohn für unsere Mühen und gefahrvollen Beschwerden erhalten, wie hier. O, alle Gefahren und Drangsale sind nichts gegen das beglückende Gefühl so um alles Heiligste und Höchste gekämpft und die Freiheit durch einen so glorreichen Sieg errrungen zu haben!" —

Armee war sie gelegentlich zum Durchbruch gekommen. Wer dächte nicht an den Choral von Leuthen. Aber jetzt, wo der Zeitgeist ihr günstig war, wo die Not beten gelehrt hatte und der unbegreifliche Untergang des stolzesten aller Menschenheere den Finger Gottes klar zu zeigen schien, durchdrang sie alle Schichten des Volkes und des Heeres. „Mit Gott für König und Vaterland" war die Losung. Von der Landwehr schrieb einer ihrer Begründer, Graf Alexander Dohna: „Vor allen Dingen muß man es festhalten, daß sie ein echt christliches Institut ist, und daß nur durch den Glauben der rechte Geist in sie kommt." Die ausgehobenen Wehrmänner wurden jedesmal vom Sammelplatz sogleich in die Kirche geführt. Ebenso die freiwilligen Jäger ließen sich einsegnen und nahmen das Abendmahl. Theodor Körner, noch eben „schwelgend in der Tage Glück", schrieb zwar: „Kopfhänger und Betbrüder, worauf es wohl hier und da abgesehen ist, wollen wir nicht werden"; aber wie ergreifend hat er gerade in seinen Kriegsliedern Gottesfurcht und Gottvertrauen zum Ausdruck gebracht:

„Vater, ich rufe dich,
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze,
Lenker der Schlachten, ich rufe dich,
Vater, du führe mich."

Und Körner war nur einer unter vielen. Aus den Gedichten Arndts und Rückerts, Fouqués und Schenkendorfs, vor allem Schenkendorfs, klingt die gleiche bald mehr trotzige, bald mehr kindliche Frömmigkeit. Die Soldaten aber, auch die Linie, sangen alsbald wirklich die reinen und schönen Verse statt der alten, zum Teil recht rohen Marschlieder, und abends im Lager geschah es wohl, daß ein Chor von freiwilligen Jägern hervortrat, um unter andächtiger Stille mehrstimmig einen Choral zu beginnen. Ein so strenger Richter wie Niebuhr schrieb nach dem Frühjahrfeldzug: man müsse vor dieser Armee Ehrfurcht haben, es gehe heilig in ihr zu, und Graf Anton Stolberg schilderte „mit wahrer Rührung" den Geist „religiöser Tapferkeit", der die Truppen belebte. Major Wilhelm von Wedel sinkt, als er nach gelungenem Sturmangriff auf Möckern tödlich verwundet wird, in die Knie, faltet die Hände und dankt Gott für den Sieg. Die Zurückbleibenden daheim zeigten die gleiche Stimmung. Sonntags waren die Gottesdienste überfüllt, und sobald in der Woche Siegesnachrichten kamen, mußte Glockengeläut anzeigen, daß die Kirchen für Betstunden geöffnet seien. Die Geistlichen taten, was an ihnen lag, dem Erbauungsbedürfnis entgegenzukommen und es zu steigern. Mit besonderen verdienten Ehren pflegt auch hier Schleiermacher, zugleich Theolog und Volksmann, genannt zu werden[1]). Eindrucksvoller noch ist die Stellung des Philosophen Fichte. Der hat ernstlich daran gedacht, als Feld-

[1]) Schleiermacher hat der guten Sache bekanntlich zeitweilig vom 1. Juli bis 30. Sept. 1813 auch als Redakteur des Preußischen Correspondenten gedient. Lehrreiche, für die preußische Regierung aber wenig schmeichelhafte Einzelheiten dazu gibt von Lettow Vorbeck I, 131—257.

prediger oder, wenn das der mangelnden Ordination wegen nicht möglich sei, als religiöser Redner im Hauptquartier mitzuziehen um, wie er in seiner eigenartig tiefen Sprache sagt, „die Kriegführer in Gott einzutauchen".

„Bibel und Christentum" wollte er predigen. Nicht bloße Moral, aber auch keine Dogmen: denn die Frömmigkeit der Zeit war überhaupt ohne konfessionelle Beschränktheit. Der spätere ultramontane Eiferer Görres träumte noch von einer Religion der Zukunft. Vollends die Protestanten, die unter den Führern der Bewegung überwogen, betonten das einigende, das allgemeinchristliche. Arndt mahnte ausdrücklich in seinem „Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann": „Und sie werden rufen: Hie Papst! Hie Luther! Hie Kalvin! und möchten Euch gern verwirren und die alten Streite über die Religion erneuern und Euch die Hände im Bruderblute baden lassen, damit sie die Herren bleiben. Ihr aber sollet nicht hören auf diese, sondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin und daß mir alle gefallen, die reinen Herzens sind und mit einfältigen Sinnen sich zu mir wenden; denn wer ich bin, das mag kein Sterblicher durchdringen, und sie sehen die Schatten des Himmels kaum; wie lallende Kinder stammeln sie vor mir, wie geblendete Vögel flattern ihre Gedanken im Dunkeln. Darum sollen sie auch freundlich und verträglich sein mit einander und der verschiedenen Arten und Gottesdienste nicht spotten. Wer anders tut, werde wie ein Frevler gestraft, und wie ein Verräter vertilgt. Denn durch die Eintracht will ich dein Heldentum erneuen und durch die Liebe soll der Ruhm deiner Väter erstehen."

Die Absicht war ja, über die Grenzen Preußens hinaus auf Deutschland zu wirken. In demselben Katechismus heißt es: „Sollet einander lieb und wert haben wie Brüder alle, die in teutscher Zunge reden, von der Ostsee bis zu den Alpen und von der Nordsee bis zum Niemenfluß, daß hinfort nicht mehr gehört werde: Oesterreich und Preußen, Baiern und Tyrol, Sachsen und Westphalen, sondern Teutschland, teutsche Ehre, teutsche Freiheit, teutsche Tugend der allgemeine Klang sei und die Losung, die gegen die Franzosen gerufen wird." Solche Ideale deutscher Ehre, deutscher Freiheit, deutscher Tugend waren unter den Gebildeten allgemein verbreitet. Noch stand nur bei ganz wenigen ein festes politisches Programm dahinter. Was aus Deutschland nach der Befreiung werden solle, darüber besaß man keine irgend klaren Vorstellungen, wenn man auch in schwungvollen Worten für die Kaiserherrlichkeit des Mittelalters schwärmte. Insbesondere hatte man sich mit dem Problem des Verhältnisses von Preußen zu Deutschland noch nicht ernstlich beschäftigt. Ein neuerer Historiker, Friedrich Meinecke, stellt sicher mit Recht fest, daß preußische und deutsche Nationalität für die meisten Befreiungskämpfer durcheinanderflossen. Aber das rein Preußische genügte doch nicht mehr, wie es den Zeitgenossen Friedrichs genügt hatte: „Mein Vaterland muß größer sein." Und wenn man selbst in den weiteren Zusammenhang hineinwuchs, den Kampf auffaßte als „zur Befreiung Deutschlands durch Deutsche",

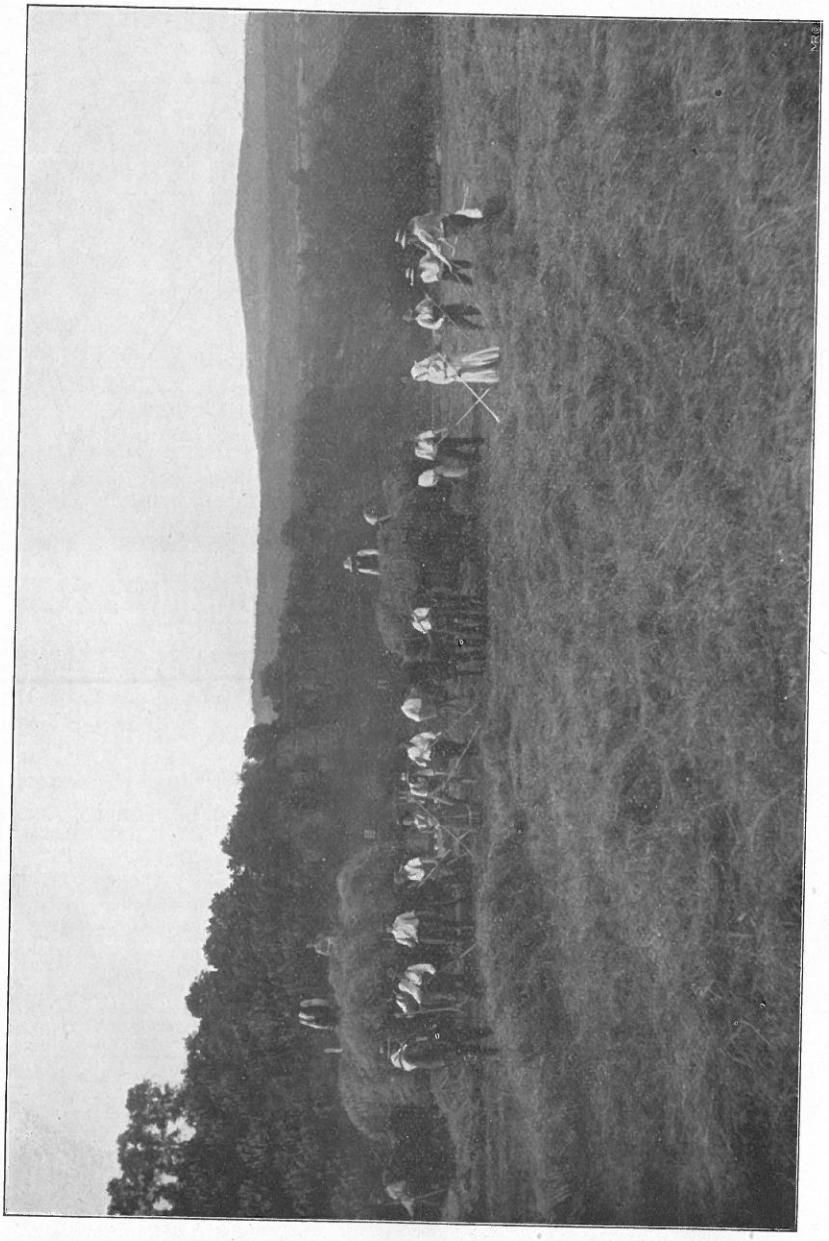
so erwartete und erforderte man, daß die Angehörigen der anderen Stämme und Staaten sich der Bewegung anschlössen. Schon Anfang Januar 1813 schrieb der alte Blücher an Scharnhorst: „Nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation hergestellt werden." Wenn die Fürsten nicht wollten, so möge man sie samt dem Bonaparte wegjagen. Ganz in diesem Sinne drückte die offizielle Kalischer Proklamation des Oberbefehlshabers der verbündeten Heere vom 25. März die Hoffnung aus, kein deutscher Fürst werde der deutschen Sache abtrünnig bleiben und sich also reif zeigen der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen. Ja, man wandte sich über den Kopf der Fürsten fort an die Untertanen. Gneisenau erließ beim Ueberschreiten der sächsischen Grenze (23. März) in Blüchers Namen einen Aufruf an die Sachsen: „Wir bringen Euch die Morgenröte eines neuen Tages. Den Freund deutscher Unabhängigkeit werden wir als unsern Bruder betrachten, den irregeleiteten Schwachsinnigen mit Milde auf die rechte Bahn leiten, den ehrlosen, verworfenen Handlanger fremder Tyrannei aber als einen Verräter am gemeinsamen Vaterlande unerbittlich verfolgen." Schon vorher war, um Mitstreiter aus dem alten Reich aufzunehmen und Aufstände in den Rheinbundstaaten zu erregen, auf Betreiben der preußischen Regierung das Lützowsche Freikorps errichtet worden. Aber so viel poetischer Schimmer die „wilde, verwegene Jagd" umgiebt, sie erfüllte an Zahl und Wirksamkeit entfernt nicht die hochgespannten Erwartungen ihrer Gründer. Statt 100000, wie etwa Jahn geträumt, wurden es wenig über 3000. Vollends geschlossene fürstliche Kontingente kamen nur sehr wenige und kleine. Wie stark sich der Franzosenhaß in allen Rheinbundstaaten unter dem Volk äußerte, praktische Folgen hatte er zunächst nicht. Auch Oesterreich hielt sich zurück. Den ganzen Frühjahrsfeldzug blieb Preußen mit seinem russischen Verbündeten allein, während Menschen und Hilfsmittel von halb Deutschland dem Feinde zu Gebote standen.

So waren die Aussichten auf ein gutes Ende zunächst alles andere eher als sicher. Aber die Kämpfenden durchdrang doch felsenfeste Zuversicht und Entschlossenheit. Bekannt ist das Wort Fichtes an seine Studenten: „Nicht siegen oder sterben soll unsere Losung sein, sondern siegen schlechtweg". Als nach dem unglücklichen Anfange des Feldzuges der Waffenstillstand geschlossen wurde, der uns heute als Rettung aus höchster Gefahr erscheinen will, klagten die Patrioten auf und ab über die „schwärzeste Trauerbotschaft", weil sie fürchteten, ein fauler Friede werde das Ende sein. Es ließen sich Seiten mit Aeußerungen ihres Zornes füllen. Selbst gemeine Soldaten in den Lazaretten rissen an ihren Verbänden und wollten sterben: ihr Leben sei ja doch unnütz. Die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten im August wurde wie eine Erlösung empfunden. Sie erfolgte insofern unter günstigeren Umständen, als Kaiser Franz dem Bunde beitrat. Nur ist es nicht so, daß nun alles einfach die Wirkung äußerer Uebermacht gewesen wäre.

Die zahlenmäßige Ueberlegenheit der Alliierten war überhaupt nur gering und wurde aufgewogen durch die Mängel der Bewaffnung und Rüstung, einigermaßen auch durch die Nachteile ihres geteilten Oberbefehls gegenüber dem einheitlichen Willen des gewaltigen Gegners. Ihre Hauptarmee ist bei Dresden jämmerlich geschlagen worden, hat sich wochenlang nicht aus Böhmen herausgetraut und bei Leipzig zunächst wenigstens keine Erfolge erzielt. Sieg gab es nur, wo die Preußen in erster Linie kämpften mit ihrem Glauben, der Berge versetzte, und ihrer heißen Leidenschaft, bei Großbeeren und Dennewitz, an der Katzbach, bei Wartenburg und bei Möckern, und dann freilich, nachdem diese letzte blutigste Waffentat die Völkerschlacht entschieden hatte, stellte sich die Uebermacht her, fiel die Fremdherrschaft wie von selbst in sich zusammen. Bald nach der Jahreswende war ganz Deutschland zurückerobert und marschierten seine zum ersten Male seit den Tagen des Mittelalters recht vereinten Heerschaaren nach Paris:

Es schallt der Freien Lobgesang
Vom Aufgang bis zum Niedergang.

Es ist dann nicht lange nur beim Lobgesang verblieben. Alsbald mischte sich mißtönender Hader hinein. Die Stimmung des Erhebungsjahres hat in ihrer ganzen Schönheit und Kraft das Erhebungsjahr selbst nicht überdauert. Sie war zu hochgespannt für den Alltag, und vor allem doch sie barg die Keime zu vieler Gegensätze in sich, die, eben indem das Leben fortschritt, indem alle Verhältnisse bestimmter und klarer wurden, mit Notwendigkeit hervortraten. Die gesteigerte Religiosität mußte zu konfessionellem Hader, das erwachte Interesse am Staat zu Parteiung führen, und unabweislich war die Auseinandersetzung der neuen nationalen Idee mit dem überlieferten Partikularismus. So haben bald gerade die, die sich der Bewegung am leidenschaftlichsten hingegeben hatten, bitter geklagt, daß der Blüte keine Frucht gefolgt sei. Auch ist wirklich dieser und jener hoffnungsvolle Ansatz verkümmert. Die schlichte Volkstümlichkeit ging verloren und kann sich in dem neuen Geschlecht mit seinen verwickelteren Wirtschaftsinteressen und verschiedenartigeren Weltanschauungen so nicht wiederherstellen. Aber wer immer die deutsche Entwicklung der letzten hundert Jahre genauer durchforscht, findet auf Schritt und Tritt die tiefen und dauernden Spuren der großen Zeit. Die Grundlagen unseres heutigen Volkslebens: Allgemeine Wehrpflicht, Verfassung, Reichseinheit weisen sämtlich auf sie zurück. Der Geist von 1813 ging um in der Frankfurter Paulskirche, wo 1849 zum erstenmal ein deutsches Parlament — noch umsonst — einen deutschen Kaiser wählte. Er war mächtig in den Heeren, die 1870/71 auf den Schlachtfeldern Frankreichs dem Kaisertraum dann doch Erfüllung erstritten; und wenn wir noch einmal aufgerufen werden sollten — zum Kampf für unsere Existenz, unsere Ehre, unsere Zukunft, dann möge auch wieder er belebend, siegspendend uns in die Stunde der Entscheidung begleiten. Mit Gott für König und Vaterland!



Kolonialschüler bei der praktischen Arbeit: Heumähen.

Kolonialschüler beim Sport.

Kolonialschüler bei der praktischen Arbeit: Gemüsebau.

II. Nachrichten aus Wilhelmshof.

1. Schutzherr und Kuratorium der Deutschen Kolonialschule.

Schutzherr: Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Kuratorium und Aufsichtsrat.

Erh. Aug. Scheidt, Kommerzienrat, Fabrikbesitzer, Kettwig, Vorsitzender.

Moritz Schanz, Chemnitz, 1. stellv. Vorsitzender.

Dr. Paul Wesenfeld, Rechtsanwalt, Barmen, 2. stellvertr. Vorsitzender.

Prof. Dr. André, Marburg.

Dr. Wilh. Arning, Stabsarzt a. D., M. d. A. Hannover.

C. von Beck, Direktor der Neu Guinea-Compagnie, Berlin.

Dr. Dr. h. c. von Behr-Pinnow, Kammerherr, Berlin.

F. F. Eiffe, Kaufmann, Hamburg.

Th. Habenicht, Geh. Kommerzienrat, Leipzig-Plagwitz.

Dr. R. Hindorf, Direktor, Charlottenburg.

A. von Osterroth, Gutsbesitzer, Oberwesel.

Dr. K. Popp, Kaufmann, Koblenz.

Karl Supf, Fabrikbesitzer, Vorsitzender des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, Berlin.

J. J. Warnholtz, Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Bank und Vorstand der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Charlottenburg.

Prof. Dr. F. Wohltmann, Kais. Geh. Reg.-Rat, Halle.

Der Geschäftsführer:

Prof. E. A. Fabarius, Direktor, Witzenhausen.

2. Lehr- und Wirtschaftskräfte.

Allgemeine Verwaltung:

Direktor und Geschäftsführer: Professor E. A. Fabarius.
Kanzlei: Frl. E. Kückelhahn.

Kassen- und Bücherprüfer: Dr. Wenzel.
Rendant: F. Hohnfeldt.
Lehrlinge: Fr. Rüdrich, Fr. Brill.

Hausverwalter: H. Neumann.

1. Unterricht:

Direktor Prof. Fabarius: Docent für Kolonialwirtschaft, Völkerkunde, Kultur- u. Kolonial-Geschichte, Erdkunde u. s. w.
Dr. Peppler: Docent für Chemie, Botanik, Physik u. s. w.
Tierzuchtinspektor Schröter: Docent für Tierzucht, insbesondere tropische und subtropische Tierhaltung; Demonstrationen und Exkursionen; Tierheilkunde.
Dr. Thiele: Docent für tropische und heimische Landwirtschaft, Geologie, Klimalehre, u. s. w.
Dr. Wenzel: Docent für Handelswissenschaften und Sprachen: Spanisch, Berber, Haussa und Suaheli,
Cand. phil. Dürr: Diensttuender Lehrer, Lehrer für Englisch und Französisch, Turnen, Sport usw.
H. Hadenfeldt: Diensttuender Lehrer, Lehrer für Spanisch, Bücherwart.
Pfarrer Grisebach, Auswanderer-Anwalt: Das Deutschtum im Auslande.
Amtsgerichtsrat Driessen: Rechtskunde und Holländisch.
Steuer-Inspektor Hahn: Landmessen.
Amtmann Hunsinger: Praktische landwirtschaftliche Vorführungen.
Garteninspektor Sonnenberg: Theoretischer Gartenbau, Obstzucht, Weinbau u s. w.
Sanitätsrat Dr. Collmann: Hausarzt und Samariterkursus.
Kataster-Beamter Hopfe: Planzeichnen.

Auswärtige Docenten und Lehrer mit Lehrauftrag:

Prof. Dr. Büsgen, Kgl. Forstakademie Münden: Botanik der tropischen und subtropischen Wälder.
Diplom-Ing. Prof. Freisler, Kassel: Kolonialer Maschinenbau und koloniale Technik.
Kgl. Oberforstmeister Fricke, Direktor der Kgl. Forstakademie Münden: Forstwissenschaft.
Geh. Rat Prof. Dr. von Koenen, Göttingen: Hält gelegentlich Vorträge aus dem Gebiete der Geologie.

Regierungsbausekretär Wiesenbaumeister Koelsch, Kassel: Kulturtechnik.
Sanitätsrat Prof. Dr. Karl Mense, Kassel: Tropen-Gesundheitslehre.
Geh. Rat Prof. Dr. Mirbt, Göttingen: Mission und Kolonialpolitik.
Architekt Prof. Strehl, Kassel: Baukunde: Hoch- und Tiefbau mit Bauzeichnen.
Präparator Bleil (Haus Bleil & Wögerer), Kassel: Uebungen im Präparieren.

2. Landwirtschaft:

Amtmann: Hunsinger.
Verwalter: Hildebrand.
Hofmeister: Hübenthal.
Molkereiverwalter: Hedrich.
Oberschweizer: Gyger.

3. Gärtnerei:

Obergärtner Müller: Gewächshäuser, Anlagen.
Obergärtner Koepf: Gemüsebau und Treibbeete.
Obergärtner List: Baumschule, Obstgärten u. Weinberge.
Forstwart Einsiedel: Waldwirtschaft, Obstpflanzungen.

4. Werkstätten:

Sattlerlehrmeister: Jäger.
Hofmaurer: Amthauer.
Hofstellmacher: Eisfeld.
Hofschreiner: Krätter.
Hofschmied: Langnese.

5. Reitunterricht:

Kutscher: de Groote.

6. Hauswirtschaft:

Hausverwalter: Neumann.
Wirtschafterin u. Beschließerin: Frau Roden.
Krankenwart: Rüdrich.
Stubenfrauen: Hartung; Heise; Kuhn; Lepper.
Hausdiener: Bretthauer; Fröba; Gries; Rüdrich; Rothe.
Nachtwächter: Koch.

3. Schülerverzeichnis des Sommersemesters 1914.

a. Name. b. Geburtsort und -tag. c. Heimat. d. Bekenntnis. e. Stand des Vaters. f. Bildungsgang. g. Eintritt.

1. a. Bahr, Eberhard, b. Mannheim 3./12 95, c. Schloß Hollwinkel, d. evang., e. Augenarzt, f. Oberrealschule, g. 17./4. 13.
2. a. Basilius, Waldemar, b. Thorn 9./7. 95, c. Stolzenmorgen b. Elbing, d. evang., e. Photograph, f. Gymnasium, g. 17./4. 13.
3. a. Baumgarten, Paul, b. Baku (Kaukasus), 27./2. 97, c. Koenigsfeld (Taunus), d. evang., e. Kaufmann †, f. Realgymnasium, g. 21./10. 13. Praktikant.
4. a. Bernhold, Karl, b. Hannover 9./8 93, c. Hunnesrück, d. evang., e. Kgl. Remontedepot-Inspektor, f. Realgymnasium, g. 17./4. 13.
5. a. Blankenhorn, Wilhelm, b. Müllheim (Baden) 9./6. 92, c. Müllheim, d. evang., e. Gutsbesitzer, f. Realschule, g. 17./10. 12.
6. a. Böttcher, Hans, b. Danzig-Langfuhr 15./9. 96, c. Danzig-Langfuhr, d. evang., e. Schiffsbau-Ingenieur, f. Progymasium, g. 30./4. 14. Praktikant
7. a. Brepohl, Wilhelm, b. Oesterweg (Westf.), 26./7. 93, c. Oesterweg, d. evang., e. Hofbesitzer †. f. Oberrealschule, g. 25./4. 12.
8. a. Breuninger, Gerhard, b. Nordheim (Württbg.) 1./6. 95, c. Großfüßen (Württbg.), d. evang., e. Pfarrer, f. Realgymnasium, g. 21./10. 13.
9. a. Conrad, Richard, b. Aschaffenburg 28./4. 90, c. Aschaffenburg, d. evang., e. Kgl. Hochschulprofessor, f. Realschule, Kaufmann, g. 17./4. 13.
10. a. Conrady, Heinrich, b. Bad Elgersburg 22./12. 95, c. Willingshausen, d. evang., e. Apotheker †, f. Lateinschule, landw. Lehre, g. 21./10. 13.
11. a. Darré, Walther, b. Buenos-Aires, 14./7. 95, c. Wiesbaden, d. evang., e. Kaufmann, f. Oberrealschule, g. 30./4. 14. Praktikant.
12. a. Dauber, Hans, b. Finkenbach (Pfalz) 5./1. 95, c. Landstuhl (Pfalz), d. evang., e. Pfarrer, f. Gymnasium, landw. Lehre, g. 21./10. 13.
13. a. Denk, Robert, b. Herrenalb (Württbg.) 17./1. 89, c. Cassel, d. evang., e. Arzt, f. Oberrealschule, Kaufmann, g. 21./10. 13.
14. a. Disselhoff, Dietrich, b. Steinhöfel bei Fürstenwalde (Spree), 10./8. 92, c. Osch-Abban, Kreis Schwerin a. d. Warthe, d. evang., e. Landwirt, f. Realgymnasium, g. 17./10. 12.
15. a. Döhler, Curt, b. Leipzig, 27./12. 95, c. Leipzig-Marienhöhe, d. evang., e. Privatmann, f. Privat-Realschule, g. 17./4. 13.

16. a. Erb, Erich, b. Lahr (Baden), 18./12. 93, c. Lahr, d. proteſt., e. Kaufmann, f. Gymnaſium, landw. Lehre, g. 17./10. 12.
17. a. Eskuche, Werner, b. Lumaco (Chile) 22./10. 93, c. Caſſel, d. evang., e. Fabrikant, f. Deutſche Schule in Concepcion, Kaufmann, g. 30./4. 14. Praktikant.
18. a. Faber, Gerhard, b. Ummerſtadt, 18./4. 96, c. Neuſtadt (Koburg), d. evang., e. Kreisarzt, f. Gymnaſium, g. 21./10. 13. Praktikant.
19. a. Falk, Hans, b. Greiz, 14./6. 92, c. Hochſpeyer, d. evang., e. Kaufmann †, f. Oberrealſchule, landw. Lehre, g. 17./10. 12.
20. a. Fertſch, Ernſt, b. Muſchenheim (Kr. Gießen), 8./2. 92, c. Heppenheim a. d. W., d. evang., e. Pfarrer, f. Landw. Realſchule, landw. Lehre, g. 17./10. 12.
21. a. Foerſter, Rudolf, b. Freyburg / U., 23./2. 94, c. Freyburg / U., d. evang., e. Kommerzienrat, f. Kloſterſchule Roßleben, kaufm. Lehre, g. 17./10. 12.
22. a. Forſtmann, Herbert. b. Werden a. d. Ruhr, 23./6. 95, c. Werden, d. evang., e. Fabrikbeſitzer, f. Pädagogium, g. 25./4. 12.
23. a. Fritſche, Rudolf, b. Leſchwitz (Schleſien), 28./5. 94, c. Leſchwitz, d. evang., e. Pfarrer, f. Gymnaſium, g. 17./4. 13.
24. a. Fröhlich, Alexander, b. Thalfang, Bez. Trier, 27./7. 94, c. Thalfang, d. evang., e. Pfarrer, f. Gymnaſium, g. 21./10. 13.
25. a. Fuhrmann, Kurt, b. Dresden 17./2. 95, c. Dresden, d. evang., e. Finanz- und Baurat, f. Realgymnaſium, g. 25./4. 12.
26. a. Geſtefeld, Otto, b. Hamburg, 25./2. 96, c. Hamburg, d. evang., e. Polizeioberſt, f. Oberrealſchule, g. 30./4. 14. Praktikant.
27. a. von Guſtedt, Bernhard, b. Saarbrücken, 27./9. 94, c. Saarbrücken, d. evang., e. Oberſt z. D., f. Gymnaſium, g. 17./4. 13.
28. a. Gutermann, Hans, b. Memmingen 31./5. 95, c. Schachen-Lindau i. B., d. evang., e. Kaufmann, f. Landerziehungsheim, g. 30./4. 14.
29. a. Hacke, Friedrich, b. Zabern i. Elſaß, 15./6. 95, c. Freiburg (Br.), d. evang., e. Oberſtleutnant a. D., f. Oberrealſchule, g. 21./10. 13. Praktikant.
30. a. Hamann, Rudolf, b. Punte Arenas (Chile) 8./1. 94, c. Punte Arenas, d. evang., e. Fabrikbeſitzer, f. Deutſche Schule in Valdivia und Punte Arenas, g. 2./5. 12.
31. a. Hartung, Walther, b. Breslau, 19./1. 94, c. Breslau, d. evang., e. Bankprokuriſt, f. Gymnaſium, g. 17./4. 13.
32. a. Heller, Max, b. Danzig, 23./12. 94, c. Wilhelmshaven, d. evang., e. Werftoberinſpektor, f. Oberrealſchule, landw. Lehre, g. 21./10. 13.
33. a. Helmholz, Guſtav, b. Hannover 12./12. 94, c. Hannover, d. evang., e. Pianoforte-Fabrikant, f. Realgymnaſium, g. 30./4. 14.

34. a. Herrmann, Franz, b. Käferthal-Mannheim, 16./10. 95, c. Käferthal-Mannheim, d. evang., e. Landwirt, f. Realgymnasium, g. 28./5. 12.
35. a. Heßloehl, Friedrich, b. Straßburg (Elsaß), 31./12. 96, c. Hönheim, d. evang., e. Gastwirt †, f. Oberrealschule, g. 21./10. 13. Praktikant.
36. a. Hönemann, Karl, b. Laasphe, 17./12. 95, c. Laasphe, d. evang., e. Arzt, f. Realgymnasium, g. 17./4. 13. Praktikant.
37. a. Holtz, Karl, b. Köln 30./11. 95, c. Köln-Lindenthal, d. kath., e. Kaufmann, f. Realgymnasium, g. 30./4. 14. Praktikant.
38. a. Jacobs, Eduard, b. Elberfeld 26./11. 96, c. Rheydt, d. evang., e. Großkaufmann †, f. Oberrealschule, landw. Lehre, g. 30./4. 14. Praktikant.
39. a. Junghans, Bernhard, b. Hosterwitz b. Pillnitz (Elbe) 4. 4. 95, c. Waldhof b. Oberkirch (Baden) d. evang, e. Rentner, f. Real-Reformgymnasium, g. 25./4. 12,
40. a. Kauffmann, Werner, b. Amsterdam 10./5. 93, c. Amsterdam. d. evang., e. Deutsche Kaiser-Wilhelmschule, kaufm. Lehre, f. Hotelbesitzer, g. 30. 4. 14.
41. a. Kehrmann, Wilhelm, b. Bremen, 28./4. 93, c. Bremen, d evang., e. Kaufmann, f. Realgymnasium, landw. Lehre, g. 17./10. 12.
42. a. Kellner, Victor, b. Wien, 9./4. 96, c. Wien, d. isr., e. Universitätsprofessor, f. Realschule, g. 21./10. 13 (Hospitant).
43. a. Kemnitzer, Fritz, b. Zwickau, 29./1. 94, c. Oelsnitz i. V., d. evang., e. Fabrikbesitzer †, f. Realschule, kaufm. und landw. Lehre, g. 21./10. 13.
44. a. Knorre v., Walther, b. Charlottenburg 1./3. 93, c. Groß-Lichterfelde b. Berlin, d. evang., e. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. †, f. Realschule, g. 25./4. 12.
45. a. König, Martin, b. Urspringen 13./4. 97, c. Bremen-Horn, d. evang., e. Pfarrer, f. Realschule, g. 30./4. 14. Praktikant.
46. a. Korschelt, Johannes, b. Zittau 23./6. 93, c. Zittau, d. evang., e. Realgymnasialoberlehrer, f. Realgymnasium, g. 17./4. 13.
47. a. Krause-Wichmann, Friedrich, b. Saarbrücken 13./9. 94, c. Saarbrücken, d. evang., e. Civilingenieur, f. Oberrealschule, g. 17./4. 13. Praktikant.
48. a. Küster, Karl, b. Phaleoon b. Athen (Griechenland) 1./6. 96, c. Lodz (Rußland), d. kath., e. Fabrikant, f. Realschule, g. 30./4. 14. Praktikant.
49. a. Kuske, Paul, b. Garben (Kr. Wohlau), 24./10. 93, c. Garben, d. bapt., e. Stellenbesitzer, f. Gymnasium, g. 30./4. 14.

50. a. Lantzius-Beninga, Folkmar, b. Cassel 23./2. 95, c. Cassel, d. evang., e. Regierungsrat †, f. Realgymnasium, landw. Lehre, g. 30./4. 14. Praktikant.
51. a. Laubenheimer, Richard, b. Meisenheim 3./3. 96, c. Meisenheim, d. evang., e. Holzhändler, f. Gymnasium, landw. Lehre, g. 30./4. 14. Praktikant.
52. a. Lindenlaub, Erich, b. Neidenburg, 15./11. 89, c. Kiel, d. evang., e. Rektor a. D., f. Oberrealschule, g. 30./4. 14.
53. a. Lutter, Fritz, b. Kattowitz (Oberschlesien) 5./1. 95, c. Crummendorf b. Züllichau, d. evang, e. Oberförster, f. Gymnasium, g. 17./4. 13.
54. a. Luttropp, Carl, b. Hamburg 3./2. 97, c. Hamburg, d. evang., e. Kaufmann, f. Oberrealschule, g. 30./4. 14. Praktikant.
55. a. Martini, Walther, b. Wiesbaden, 18./10. 94, c. Göttingen, d. evang., e. Theaterdirektor, f. Oberrealschule, g. 17./4 13.
56. a. Mersiovsky, Johannes, b. Dresden 16./12. 94, c. Dresden, d. evang., e. Kaufmann, †, f. Realgymnasium, g. 30./4. 14.
57. a. Meyh, Felix, b. Löbau (Sachsen), 18./4. 95, c. Löbau, d. evang, e. Gärtnereibesitzer, f. Realschule, g. 6./5. 12.
58. a. Möller, Ernst, b. Hannover 7./7. 97, c. Hannover, d. evang., e Arzt, f. Reform-Realgymnasium, g. 30./4. 14. Praktikant.
59. a. Müller, Gottfried, b. Tanneberg b. Meißen 6./8. 95, c. Collmen b. Colditz (Sa.), d. evang., e. Pfarrer, f. Gymnasium, g. 17./4. 13.
60. a. Müller, Eduard, b, Hamburg 9./2. 96, c. Hamburg, d. evang., e. Kaufmann, f. Oberrealschule, g. 26./5. 14. Praktikant.
61. a. Nast, Karl, b. Degerloch, 6./10. 97, c. Degerloch bei Stuttgart, d. evang., e. Oberbaurat a. D., f. Reform-Realgymnasium, g. 30./4. 14. Praktikant.
62. a. Neumann, Karl, b. Castrop (Westf.), 30./9. 91., c. Castrop d. kath., e. Ingenieur, f. Realgymnasium, g. 17./10. 12.
63. a. Nisch, Karl, b. Hannover-Herrenhausen, 1./3. 94, c. Ravensburg (Württbg.), d. kath., e. Privatmann, f. Oberrealschule, g. 30./4. 14.
64. a. Pfitzner, Paul, b. Neubatzdorf (Schlesien), 5./1. 94, c. Neubatzdorf, d. kath., e. Lehrer, f. Gymnasium, g. 25./4. 12.
65. a. Pippig, Robert, b. Schwabach (Bayern) 4./6. 95, c. Schwabach, d. evang., e. Silberschlägermeister, f. Progymnasium, g. 7./1. 13.
66. a. Reuter, Gustav, b. Haan (Rheinland), 1./5. 93, c. Haan, d. evang., e. Landwirt, f. Gymnasium, g. 19./10. 11.
67. a. Richter, Alwin, b. Glebitzsch b. Halle 26./5. 97, c. Glebitzsch, d. evang., e. Gutsbesitzer, f. Gymnasium, g. 30./4. 14. Praktikant.

68. a. Roſt, Walther, b. Schweikershain (Sachſen), 16./4. 91, c. Schweikershain, d. evang., e. Pfarrer, f. Gymnaſium, Seekadett, landw. Lehre, g. 10./1. 13.
69. a. Schaub, Georg, b. Eſchwege, 11./6. 93, c. Eſchwege, d. evang., e. Pfarrer, f. Gymnaſium, g. 17./10. 12.
70. a. Schimmelpfennig, Georg, b. Sielkeim (Oſtpr.), 13./3. 96, c. Senſen (Oſtpr.), d. evang., e. Gutsbeſitzer, f. Oberrealſchule, g. 21./10. 13. Praktikant.
71. a. Schmidt, Walther, b. Hannover 24./11. 95, c. Hannover, d. evang., e. Kaufmann, f. Oberrealſchule, g. 27./5 . 14. Praktikant.
72. a. Schneider, Kurt, b. Wiebelskirchen, 5./12. 94, c. Wiebelskirchen, d. evang., e. Arzt, f. Realgymnaſium, g. 17./10. 12.
73. a. Schradin, Heinrich, b. Stuttgart, 16./12. 94, c. Reutlingen, d. evang., e. Vorſtand der Frauenarbeitsſchule Reutlingen, f. Gymnaſium, kaufm. Lehre, g. 17./10. 12.
74. a. Schröder, Alfred, b. Auerbach 16./10. 97, c. Schneeberg-Neuſtädtel, d. evang., e. Poſtſekretär, f. Gymnaſium, g. 30./4. 14. Praktikant.
75. a. Schüler, Friedrich, b. Hochſtadt 13./6. 94, c. Biſchofsheim b. Hanau, d. evang., e. Arzt, f. Gymnaſium, g. 30./4. 14.
76. a. Schumacher Fritz, b. Kaufbeuren, 15./3. 95, c. Kaufbeuren, d. evang., e. Oberlitograph, f. Oberrealſchule, g. 17./10. 12.
77. a. Schwabe, Paul, b. Auerbach i. V., 13./2. 95, c. Treuen i. V., d. evang., e. Kaufmann †, f. Realgymnaſium, g. 17./4. 13.
78. a. Schwedler, Kurt, b. Berlin 21./6. 93, c. Fulda, d. kath., e. Reg.- und Baurat †, f. Gymnaſium, prakt. elektrotechniſche Lehre, g. 30./4. 14.
79. a. Sehringer, Adolf, b. Hügelheim (Baden), 27./2. 94, c. Hügelheim, d. evang., e. Gutsbeſitzer, f. Landwirtſchaftsſchule, g. 17./10. 12.
80. a. v. Seckendorff, Hans, b. Birnbaum (Poſen) 20./10. 93, c. Birnbaum, d. evang., e. Major †, f. Kadettenkorps, g. 30./4. 14.
81. a. Seitz, Alexander, b. Frankfurt a. M. 7./12. 96, c. Frankfurt, d. evang., e. Kaufmann, f. Oberrealſchule, g. 30./4. 14. Praktikant.
82. a. Seyffert, Johannes, b. Schwarza (Saalbahn), 24./7. 93, c. Dresden, d. evang., e. Kaufmann, f. Realgymnaſium, Techniſche Hochſchule, g. 20./5. 13.
83. a. Steinmetz, Kurt, b. Solingen, 7./10. 92, c. Eckſteinsloh, Amt Langerfeld, d. evang., e. Dampfziegeleibeſitzer, f. Oberrealſchule, praktiſche Lehre, g. 17./10. 12.
84. a. Stutte, Otto, b. Oberhauſen (Rhld.), 24./11. 92, c. Oberhauſen, d. kath., e. Gerichtsvollzieher, f. Realgymnaſium, g. 17./4. 13.

85. a. Swinderen van de Marées, Jakobus, b. Frankfurt a. M., 14./3. 94, c. Wiesbaden, d. evang., e. Offizier †, f. Oberrealſchule, g. 25./4. 12.
86. a. Tempel, Otto, b. Zittau, 5./11. 94, c. Zittau, d. evang., e. Fabrikdirektor †, f. Oberrealſchule, g. 21./10. 13. Praktikant.
87. a. Theilen, Friedrich, b. Sanderſalzengroden 20 /12. 95, c. Oldenburg, d. evang., e. Landwirt †, f. Oberrealſchule, g. 30./4. 14. Praktikant.
88. a. Ufer, Heinrich, b. Landau (Pfalz), 16./11. 96, c. Landau, d. evang., e. Kaufmann †, f. Realſchule, g. 21./10. 13. Praktikant.
89. a. Venema, Guſtav, b. Lippſtadt, 9./2. 90, c. Lippſtadt, d. kath., e. Prof. Dr, f. Realgymnaſium, Univerſität. g. 16./5. 13.
90. a. Wagenſeil, Hermann, b. Kaufbeuren, 26./10. 94, c. Kaufbeuren, d. evang., e. Metzgermeiſter, f. Realſchule, g. 17./10. 12.
91. a. Weber, Otto, b. Feudingen (Kreis Wittgenſtein), 30./7. 96, c. Feudingen, d. evang., e. Kaufmann †, f. Realprogymnaſium, g. 21./10. 13. Praktikant.
92. a. Weſtphal, Rudolf, b. Peine 2./4. 97, c. Peine, d. evang, e. Uhrmacher, f. Realgymnaſium, g. 30./4. 14. Praktikant.
93. a. Wieſer, Paul, b. Hirzel (Schweiz), 18./2. 95, c. Baſel, d. evang., e. Pfarrer, f. Oberrealſchule, landw. Lehre, g. 21./10. 13.
94. a. Witter, Heinrich, b. Hamburg, 10./3. 96, c. Hamburg, d. evang., e. Hütteningenieur, f. Oberrealſchule, g. 21./10. 13. Praktikant.
95. a. Wolff, Bernhard, b. Elſterberg 25./2. 97, c. Elſterberg, d. evang., e. Privatmann, f. Gymnaſium, g. 30./4. 14. Praktikant.
96. a. Zimmermann, Fritz, b. Cannewitz b. Nerchau 8./5. 96, c. Regis b. Leipzig, d. evang., e. Pfarrer †, f. Gymnaſium und Privatſchule, g. 21./10. 13. Praktikant.

4. Vorlesungs- u. Unterrichtsverzeichnis für das Sommersemester 1914.

Viertes Semester:

I. Allgemeinbildende Lehrfächer:

a. Kulturwissenschaften: 1. Kulturgeschichte. 2. Praktische Volks- und Kolonialwirtschaft: Agrar-, Handels- und Verkehrspolitik. 3. Wirtschaftliche Ausbreitung der Völker über die Erde (ausgewählte Abschnitte aus der Handels- und Verkehrsgeographie).

b. Naturwissenschaften: 1. Organische Chemie. 2. Milch und Molkerei. 3. Landwirtschaftliche Nebengewerbe, (Technologie). 4. Spezielle Botanik. 5. Offizinelle Pflanzen der Tropen und Subtropen. 6. Chemische und mikroskopische Uebungen. 7. Botanische und technologische Lehrausflüge.

c. Sonstiges: 1. Tropenheilkunde: Magen- und Darmkatarrh, Ruhr und Leberabszeß, Typhus, Cholera, Pest, Aussatz, Schmarotzer- und Hautkrankheiten, Sonnenstich, Nervenkrankheiten. Verschiedenes. 2. Sprachen: Englisch, Französisch, Holländisch, Portugiesisch, Spanisch, Suaheli, Berber, Haussa.

II. Wirtschaftliche Lehrfächer:

a. Landwirtschaft: Allgemeiner Pflanzenbau mit besonderer Berücksichtigung der tropischen und subtropischen Verhältnisse: 1. Pflanzenzüchtung. 2. Die wichtigsten Krankheiten der tropischen Kulturpflanzen und deren Bekämpfung. 3. Ernte und Aufbereitung wichtiger tropischer Produkte 4. Koloniale Betriebslehre. 5. Fischzucht und Teichwirtschaft. 6. Seminaristische und praktische Uebungen und Repetitorium. 7. Landwirtschaftliche Lehrausflüge.

b. Tierzucht und Tierheilkunde: 1. Spezielle heimische und koloniale Tierzucht II. Teil. (Zucht der Pferde, Esel, Maultiere, und Maulesel, Zebra, Straußenzucht). 2. Ueberseetransport von landwirtschaftlichen Haustieren. 3. Hauptsächlichste äußere und innere Krankheiten und deren Heilmethoden. 4. Demonstrationen. 5. Sektionen. 6. Pharmaceutische Uebungen. 7. Seminaristische Uebungen und Repetitorium. 8. Grundzüge der Nutz-Geflügelzucht. 9. Lehrausflüge.

c. Gärtnerei: 1. Obst- und Weinbau mit praktischen Unterweisungen.

d. Forstwirtschaft: Botanik der tropischen und subtropischen Wälder.

e. Handelswissenschaften: Einfache Buchführung, Prozent- und Zinsrechnung; Waren- u. Speditionsgeschäfte (Erstes u. zweites Semester). Doppelte Buchführung, zusammenhängender Geschäftsfall aus dem Warengeschäft, Terminrechnung, Kontokorrentrechnung, Gold- und Silberrechnung, Münzrechnung; Geld- und Geldsurrogate (Vorletztes Semester). Buchführung: Bücherabschlüsse und Kommissionsgeschäfte; Devisenrechnung, Effektenrechnung, Warenkalkulation; Bankwesen, Handelsrecht (Letztes Semester).

f. Praktische Landwirtschaft: Uebungen in sämtlichen Arbeiten des Ackerbaues, Futter- und Wiesenbaues, Viehwirtschaft und Gespanndienst, sowie Molkerei.

g. Praktische Gärtnerei: Baumschulbetrieb, Gemüsebau, Gewächshaus, Weinbau, Obstpflanzungen.

h. Praktische Forstwirtschaft: Arbeiten im Aufforsten und Holzhauen.

III. Technische Lehrfächer.

a. Baufach: Hochbau (Vorletztes Semester), Tiefbau (Letztes Semester).

b. Koloniale Maschinenkunde.

c. Kulturtechnik: 1. Be- und Entwässerung. 2. Praktische Uebungen in Wiesenbau, Bewässerungsanlagen und Wegebau. 3. Planzeichnen.

d. Landmessen: 1. Landmeßlehre. 2. Instrumentenlehre. 3. Nivellieren. 4. Tracieren.

e. Handwerke: Schmiede, Tischlerei, Sattlerei, Stellmacherei, Maurerei, Zimmerei, Schuhmacherei.

IV. Leibesübungen.

1. Turnen. 2. Reiten. 3. Fechten.

Es wird besonderes Gewicht auf die praktische Ausbildung und auf tüchtige Arbeitsübung gelegt, sodaß naturgemäß auch die Hörsaalschüler in den Sommerhalbjahren sich der praktischen Arbeit mehr als in den Winterhalbjahren widmen müssen.

5. Stundenplan für das Sommersemester 1914.

Vormittagsdienst.

Praktischer Tag	Uhr	1. Hörsaaltag	2. Hörsaaltag	3. Hörsaaltag	4. Hörsaaltag	5. Hörsaaltag
Praktischer Dienst in allen Betrieben. I. Handwerke II. Landwirtschaft oder Wald	6—3/47	Sprachen	Sprachen	Sprachen	Sprachen	Sprachen
	7—3/48	Dr. Peppler	Dr. Peppler	Dr. Peppler	Dr. Peppler	Dr. Thiele
	8—3/49	Tierzuchtinspektor Schröter	Dr. Thiele	Direktor Prof. Fabarius	Direktor Prof. Fabarius	Sanitätsrat Prof. Dr. Mense
	9—3/410	Dr. Thiele	Prof. Dr. Büsgen	Tierzuchtinspektor Schröter	Tierzuchtinspektor Schröter	Direktor Prof. Fabarius
	10—1/212	I Thiele oder	Thiele oder	Schröter oder	Schröter oder	
	10—1/212	II Laboratorium	Laboratorium	Laboratorium	Laboratorium	Sprachen
	10—1/212	A. Planzeichnen, B. Gartenb.-Vorl. C. Buchführung	A. Gartenb.-Vorl B. Buchführung C. Planzeichnen	Sprachen	Sprachen	

An den Sonderunterweisungen und theoretischen Uebungen in Laboratorium, Landwirtschaft, Tierheilkunde, Buchführung und Handelskunde, Feldmessen, Maschinenkunde, Wiesenbau- und Baukonstruktion nehmen nur die Kolonialschüler des letzten und vorletzten Semesters (Gruppe I u. II) teil.

Baukonstruktion- und Konstruktionszeichnen (Prof. Strehl.)
Kolonialer Maschinenbau (Diplom. Ingenieur Prof. Freisler.)
Gartenbauvorlesung mit Uebungen (Garteninspektor Sonnenberg.)
Handelswissenschaften (Dr. Wenzel.)
Planzeichnen (Katasterbeamter Hopfe.)
Wiesen-, Wege- und Wasserbau (Wiesenbaumeister Kölsch.)
Praktischer Dienst der Praktikanten, (die Gruppen P. 1, 2 u. 3) und an „praktischen Tagen" von 6—11 Uhr vormittags (Dienstschluß 11 Uhr).
10—1/212 Uhr Baden, soweit dienstfrei.
Praktischer Dienst in Gärtnerei und Landwirtschaft von **1—7** Uhr; für diejenigen, welche auf Gelsterhof und noch weiter südlich arbeiten, der Regel nach von **1—6**1/2 Uhr nachm.

Nachmittagsdienst.

Gruppe	Praktischer Tag	Uhr	1. Hörsaaltag	2. Hörsaaltag	3. Hörsaaltag	4. Hörsaaltag	5. Hörsaaltag
I u. II	Studierzeit	1—1/24	Studierzeit	Studierzeit	Studierzeit	Studierzeit	
I	Maschinenbau oder	4—7	Studierzeit	Landw. U. od. Baumschule 6—7 Turnen	Studierzeit oder	4-6 Wiesenbau oder	Wahlfreier Dienst
II	Feldmessen	4—7	Studierzeit	Baumschule oder Landw. Unterw.	Buchführung	Baukonstr.	Handwerke 6—7 Turnen
A*)	Gärtnerei	1—7	Landwirtschaft oder Wald	Landwirtschaft oder Wald	Gärtnerei	Gärtnerei	Gärtnerei 6—7 Turnen
B	Landwirtschaft oder Wald	1—7	Handwerke	Handwerke 6—7 Turnen	Handwerke	Handwerke	Landwirtschaft oder Wald
C	Handwerke	1 - 6	Gärtnerei	Gärtnerei 6—7 Turnen	Landwirtschaft oder Wald	Landwirtschaft oder Wald	Landwirtschaft oder Wald
P. 1		1—7	wechselnd in Landwirtschaft, Gärtnerei, Waldarbeit und Weinbergen. 6—7 Turnen				
P. 2		1—7					
P. 3		1—7					
		1/2 4	Vesper				
		5 1/2—7 1/4	Baden (soweit dienstfrei oder je nach Einteilung des Stundenplans).				
		7 1/2	Abendessen				

Die Praktikanten werden der Regel nach im zweiten Halbjahr abwechselnd beschäftigt je 3 Wochen in der Landwirtschaft gesondert in unserer Gutswirtschaft „Gelsterhof"), je 3 Wochen in der Molkerei und im Kuhstalldienst und je eine Woche in Gewächshaus, Baumschule, Gemüsebau, Waldarbeit, Pferdestall und zeitweis auch Schäferei, sowie nach Zeit und Bedarf in den Handwerken.

*) Die Gruppen A—C wechseln von Woche zu Woche in dreiwöchiger Wiederholung.

6. Feld, Hof, Garten und Wald.

Landwirtschaft. Die Frühjahrsbestellung wurde in diesem Jahre infolge des anhaltenden Regens sehr verzögert und erst am 30. März wurde mit der Aussaat von Wickfutter der Anfang gemacht. Die Bearbeitung der einzelnen Felder ging jedoch gut und schnell von statten. Der Aufgang der Getreidearten war bei Sommer-Weizen, Hafer, Gerste und Erbsen ziemlich gut, während bei Bohnen nur $^3/_4$ der Aussaat keimte. Der Stand der Wintersaaten ist bei Weizen gut, Roggen steht infolge von Schnecken- und Mäusefraß lückenhaft, wurde aber durch Zwischensäen von Gerste ausgebessert. — Die Fruchtpreise sind seit Herbst etwas gestiegen.

Von dem Pferd „Brunhilde" wurde am 7. April ein außerordentlich starkes Hengstfohlen geboren, welches bei der Geburt 127 Pfund wog. Im Rindviehstall ist nichts bemerkenswertes vorgefallen. Die Preise für Schlachtvieh sind gefallen; so erhielten wir für Stiere 50 M., für Kühe 43 M. pro Ctr. Die Schweinepreise schwankten im Frühjahr zwischen 46 und 50 M. Ferkel wurden mit 15—18 M. pro Stück bezahlt. — Die Schafe wurden vom 11. April auf die Weide getrieben.

Die neue kombinierte Drillmaschine wurde am Gesenge mit Runkelrüben probiert, gleichzeitig wurde Am.-Superphosphat (9×9) mit eingedrillt. Die Maschine arbeitete im Großen und Ganzen gut, nur gegen Abend hatte der Dünger Feuchtigkeit angezogen, weil die dazu gehörige Schutzdecke fehlte, infolgedessen verstopften sich die Rohre oft. Mit dem Bestellen von Wickfutter hatten wir den Anfang gemacht, mußten aber damit abbrechen, weil die Pferdebohnen durch die Maschine zu stark beschädigt wurden. Die gleichen, im allgemeinen recht guten Erfahrungen, machten wir beim Bestellen des Rübenlandes oben am Sande. Ueber die dauernden Vorteile der Maschine kann erst später berichtet werden, bis jetzt läuft die Saat gut auf.

Hd.

Nach langer Zeit bekamen wir für das Gewächshaus einmal wieder ausländische Sämereien. Herr Marezoll brachte aus Brasilien verschiedene Sachen mit, die zum Teil noch gut keimfähig waren. Namentlich verschiedene Sorten Kaffee. Hoffentlich findet die gute Tat bald Nachahmer. Sonst ist der Winter für das Gewächshaus ohne besondere Ereignisse gewesen.

Für ein neu zu erbauendes kleineres Gewächshaus sollen Cementsprossen verwendet werden mit Verglasung von Rohglas. Allem Anschein nach erfüllen diese Sprossen alle Bedingungen, die man an sie stellen kann. Sie brauchen keinen Anstrich, sind vollkommen Rost und Fäulnisse sicher und sind sehr tragfähig. Von etwaigen Nachteilen ist bis jetzt noch nichts bekannt.

Hat es im Gewächshaus den Winter über keine nennenswerten Veränderungen gegeben, so gibt es jetzt im Garten desto mehr. Dadurch, daß ein Teil des Collmann'schen Gartens an die Schule gefallen ist und die Mistbeete dorthin verlegt sind, kommt der frühere Platz der Mistbeete mit zu den Anlagen. Ferner wird in der nordöstlichen Ecke des Gartens ein Bootshaus errichtet und nach dorthin werden gerade Wege geführt, sodaß verschiedene andere Wege um das Wasserbecken herum unnötig sind und beseitigt werden. Durch das anhaltende Regenwetter im März und durch den Hochstand der Werra wurden diese Arbeiten zum Teil sehr erschwert. Der Grundwasserstand war damals etwa 30 cm unter der Erdoberfläche. Der Durchgang vom Tennisplatz nach der Kegelbahn hin ist verbreitert, sodaß man auch von dort einen schönen Ausblick auf die Berge hat.

M.

Gemüsebau. Nach einem sehr kalten, wenn auch verhältnismäßig kurzen Winter geht es nun wieder dem Frühling entgegen. Ein großer Teil der Wintergemüse wie Rosen- und Grünkohl, Spinat, Rapunzchen und Porre, sowie Winterkohl, Wintersalat und ähnliche Gewächse gingen teils ganz, teils über die Hälfte infolge der strengen Kälte (bis zu 17°) ohne jegliche Schnee-

decke, zu Grunde. Noch läßt sich der ganze Schaden nicht übersehen, hoffentlich kommt nicht mehr allzuviel zum Vorschein. Eine große Umänderung wurde durch die Verlegung der Frühbeete und des Gurkenhauses in den neu hinzugekauften ehem. Collmann'schen Garten verursacht, die durch den vielen Erdtransport und den Neubau der meisten Frühbeete viel Zeit und Arbeit verlangte.

Als Neuerung wurde ein aus zusammenstellbaren Zementplatten (gemahlene Kohlenschlacken mit Zement) hergestelltes Frühbeet angeschafft, das bei seiner hoffentlich guten Bewährung, durch unseren Hofmaurer späterhin vervielfältigt werden kann. Das seither durch die Frühbeete und das Gurkenhaus, sowie das übrige Gemüseland im Anstaltsgarten beanspruchte Stück des Gartens soll von nun ab, um ein einheitliches Bild zu schaffen, in eine Rasen- und Zieranlage umgewandelt werden.

Nach Fertigstellung der Frühbeete haben wir mit den Arbeiten im Freien begonnen und augenblicklich sind wir mit Säen und Pflanzen beschäftigt.

Die Einteilung der Gärten und Felder betr. der Anzucht der verschiedenen Gemüse gleicht der vorjährigen. Die ersten Aussaaten von Erbsen und sonstigen früheren Gemüsearten werden wieder in den Gärten hinter der Mauer ausgeführt; für die Zwiegasse kommen die Stangenbohnen, Frühkohl und Sellerie, ebenfalls noch Porree in Betracht. Für den hinteren Sand sind die späten Gemüse- und Kohlarten vorgesehen, während auf dem vorderen Sande die frühen und späten Kartoffelsorten untergebracht werden. Die auf dem mittleren Sande stehenden Spargelanlagen werden in diesem Jahre in drei weiteren Parzellen gestochen. Hoffentlich geben sie auch einen entsprechend höheren Ertrag. Dieser ließ in den letzten Jahren, infolge der ungünstigen Witterung während der Spargelernte, sehr viel zu wünschen übrig. K.

Baumschule. Wie es nun einmal in der Natur der Sache liegt, sind unsere Winterarbeiten mehr vorbereitender Art. Um unsere Obstanlagen am vorderen und hinteren Warteberg zu vervollständigen und zu erweitern, sind während des Winters Pflanzgruben gegraben und geschossen worden. Bei dem Schießen der Pflanzlöcher haben wir die Beobachtung gemacht, daß bei weichem Boden die beiden bei uns angewandten Sprengmittel, Komporit und Donarit die Löcher nicht rissen, um rauhe Wandungen entstehen zu lassen, auf die Frost, Wasser, Luft und dergl. besser einwirken können; es entstanden vielmehr glatte, topfförmige Löcher. Das Lob auf die ganze Schießerei bedarf also einer Einschränkung. Nur da, wo Spaten und Picke versagen, sollte man Sprengmittel anwenden und auch nur da läßt es sich vom Kostenstandpunkte rechtfertigen. Nebenbei wurden in den älteren Anlagen die Baumscheiben gelockert, Baumstützung erneuert und Bäume ausgeputzt. Das Ausputzen der älteren Bäume ist immer recht lehrreich, alle Künsteleien sind dagegen abzulehnen, da der Erfolg in keinem Verhältnis zu diesem Mehraufwand an Arbeit steht und diese Art Baumzucht nur in langjährigem intensiven Spezialstudium erlernt werden kann. Alle die Obstausfuhrländer, wo die Zeit immer mehr zu Geld wird, sollten uns hierin immer als Vorbild dienen. Sobald die Witterung es zuläßt, wird mit dem Spritzen von Karbolineum und Kalifornischer Brühe begonnen.

Wenn auch die Ernteergebnisse im Weinbau in den letzten zwei Jahren recht entmutigende waren, so darf uns dieses nicht daran hindern, unsern Weinbergen vermehrte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im vergangenen Herbst ist tüchtig gedüngt worden. Diese Arbeiten werden wir solange fortsetzen, als wir der Ueberzeugung sind, daß ein guter Tropfen etwas mehr als analysenfest sein muß.

In der Baumschule selbst ist gegraben und tüchtig gedüngt worden. Erdbeerbeete wurden neu angelegt und die Standbäume, die uns neben den Früchten für den großen Anstaltshaushalt noch Edelreiser für kommende Zeiten liefern sollen, wurden bedeutend vermehrt. Auch in diesem Jahre werden einige Tausend Obstwildlinge angepflanzt, um im Juli-August okuliert werden zu können. Mehr denn je müssen wir der Versuchung widerstehen, alle möglichen und unmöglichen Sorten vermehren zu wollen. Es dürfen nur wenige,

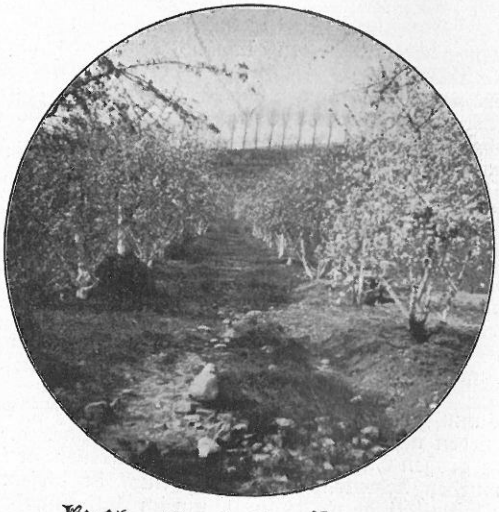
wirklich gute Sorten, von denen man annehmen darf, daß dieselben voraussichtlich eine große Rolle im Obsthandel der Zukunft spielen, veredelt werden. Von all den Unvollkommenheiten und Unzulänglichen auf unser buckligen Erde wollen wir uns nicht entmutigen lassen. Die Hände fest am Griff, das Auge unverwandt neuer Arbeit und neuer Ernte entgegen. L.

Wald- und Kulturarbeiten. Unmittelbar nach Beginn des Wintersemesters konnten wir noch an einem großen Teil unserer Kirschbaumpflanzungen das Aussägen von trockenem und überflüssigem Holze vornehmen. Im Anschluß daran wurde mit Kulturarbeiten begonnen. Zunächst wurde der in der Gemarkung Dohrenbach gelegene Mönchskopf in Angriff genommen, die darauf befindlichen Dornsträucher entfernt und alsdann mit Pflanzlöchern versehen. Die ganze Fläche soll in diesem Frühjahr mit Bergerlen bepflanzt werden. Ferner wurden einige neuangekaufte Grundstücke in dem hinteren Warteberge und am vorderen Sulzberg ebenfalls von Gestrüpp befreit und mit Pflanzlöchern behackt; dieselben sollen hauptsächlich mit Fichten und Rotbuchen aufgeforstet werden. Ein weiteres zur Neuaufforstung bestimmtes 1/4 ha großes Stück Oedland auf dem Gesänge soll ebenfalls mit Fichten bepflanzt werden.

Längere Zeit beanspruchte das Köpfen der an den ehemaligen Grundstücksgrenzen massenhaft vorhandenen Dorn- und sonstigen Sträuchern in dem vorderen Warteberge, dieselben sind im Laufe der Jahre an vielen Stellen wild empor gewachsen. Um diese Sträucher nicht radikal zu vernichten, wie es leider jetzt von vielen Grundbesitzern sehr oft geschieht, ohne zu bedenken, daß vielen nützlichen Vögeln dadurch die Nistgelegenheit genommen wird, haben wir sämtliche Sträucher in Brusthöhe zurückgeschnitten. Die sich jetzt bildenden Triebe werden wir nun alljährlich durch zweckentsprechendes Beschneiden nach der von Berlepschen Methode zu Vogelschutzgehölz heranziehen.

Das für die Anstalt nötige Brennholz wurde in den vorderen und hinteren Wartebergen geschlagen.

Mit Aufforstungsarbeiten haben wir bereits begonnen, leider ging es bei dem im März herrschenden nassen Wetter nur langsam voran. E.



Kirschenallee in der Blütezeit.

7. Museum und Sammlungen.

Nachdem im verflossenen Semester seitens der Museumgruppe genaue Verzeichnisse über die in den einzelnen Sammlungsräume aufbewahrten Gegenstände angefertigt worden sind, soll, sobald eine übereinstimmende Neuetiquettierung durchgeführt sein wird, nunmehr ein Katalog vorgelegt werden, der den Gebrauch unserer schon recht inhaltsreichen Sammlungen wesentlich nutzbringender gestalten wird.

An die große Zahl alter Kameraden in den Kolonien und an die Freunde und Gönner der Deutschen Kolonialschule aber richten wir erneut die Bitte, nach Kräften zur weiteren Vervollständigung der Sammlungen beizutragen, deren hoher Wert auch als Lehr- und Vorbereitungsmittel für das künftige Berufsleben von den jungen Kameraden mehr und mehr erkannt wird. Unser aller herzlicher Dank wird das Interesse und die Mühe reichlich lohnen.

Sch.

Sauerkirsche in der Blütezeit.

8. Spiel und Sport.

Am Geburtstag unseres Schutzherrn, S. H. des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, hatte die Kameradschaft die Freunde der Deutschen Kolonialschule wieder zu einer Festfeier eingeladen. Mit Rücksicht auf die große Zeit vor 100 Jahren hatten wir von einer heiteren Feier Abstand genommen. Nach einigen Musik- und Gesangsvorträgen las Herr Direktor Fabarius den Aufsatz Treitschke's vor: „Fichte und die nationale Idee." Der Vortrag schildert in mitreißender Sprache die Bedeutung Fichtes für die nationale Erhebung, und gibt dabei in großen Zügen zugleich ein Lebensbild Fichtes. Aus den musikalischen Vorträgen ist das Adagio aus der 4. Symphonie von Beethoven besonders hervorzuheben. Der allgemeine Gesang „Der Gott der Eisen wachsen ließ" bildete den Schluß der ernsten und eindrucksvollen Feier.

Die Festordnung am 27. Januar war auch heuer wieder die althergebrachte. Morgens Festgottesdienst mit darauffolgender Wappenverleihung; mittags Festessen und abends Festfeier. Ganz besonders zahlreich hatten sich zu der letzteren die eingeladenen Freunde in unseren festlich geschmückten Räumen eingefunden, wohl veranlaßt durch die Eigenart der Festfolge, die aus folgenden Punkten bestand:

I.

1. Musikvortrag
2. Festspruch
3. Kaiserhoch und „Heil Dir im Siegerkranz"
4. Gedichtvortrag: Blüchers Rheinübergang im Januar 1814.

II.

(Mundart und Volkslied.)

5. Gedichte in den Mundarten des oberdeutschen Sprachgebietes
   a. alemanisch
   b. schwäbisch
   c. bayrisch.
6. Männerchor: „Die drei Röslein" von Silcher.
7. Gedichte in den Mundarten des mitteldeutschen Sprachgebietes
   a. pfälzisch
   b. hessisch
   c. sächsisch.
8. Das Volkslied im Wilhelmshof.
9. Gedichte in den Mundarten des niederdeutschen Sprachgebietes
   a. Cölner Platt
   b. bergisches Platt
   c. Hamburger Platt.
10. Allgemeines Schlußlied: „Am Brunnen vor dem Tore."

Tanz.

Die vorgetragenen Sprachproben des zweiten Teils bestanden in kurzen, leichtverständlichen, humoristischen Gedichten der bedeutendsten Dichter der verschiedenen Mundarten. Zur äußeren Belebung des Ganzen trugen die vortragenden Kameraden die jeweiligen Landestrachten.

Mit großer Spannung wurde sowohl von den Gästen, als auch von den Kameraden Nummer 8 der Festfolge: „Das Volkslied im Wilhelmshof" erwartet, besonders weil man sich so gar nicht denken konnte, was da eigentlich kommen wird. Es war ein dem Leben abgelauschter Einakter, der einen Einblick in unser abendliches Budenleben gewähren, vor allem aber zeigen sollte, in welcher Weise das Volkslied bei uns gepflegt und gehegt wird. Ort der Handlung war eine unserer gemütlichen Einzelbuden, in der sich nach und nach gleichgesinnte, sangesfreudige Kameraden zusammenfinden und zu Guitarren- und Mandolinenbegleitung alte Volksweisen singen, Kakao brauen, über die alte Wilhelmshöfer Streitfrage — hie Canada, hie Tropenkolonie — begeisterte

Reden halten und über den Dienst und die Dozenten ihre Witze reißen, bis der diensttuende Lehrer und der Nachtrat auf der Bildfläche erscheinen und Feierabend bieten. Mit Zustimmung der hohen Vorgesetzten wird als Schlußlied noch angestimmt: „Ade zur guten Nacht," bei dessen letzter Strophe der Vorhang fällt. Sowohl der eben besprochene Einakter, als auch die mundartlichen Vorträge fanden bei den Gästen und der Kameradenschar den lebhaftesten Beifall.

Großen Anklang fand auch ein unter der Leitung des Kameraden Steinmetz in einer Tanzpause vorgeführter Fechtreigen, sowie ein humorvolles Schauexerzieren der gedienten Kameraden. Es braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß dieser Festabend als einer der gelungensten von allen bisher stattgefundenen bezeichnet worden ist.

Außer den oben erwähnten beiden Festen war die Kameradschaft, dank des großen Entgegenkommens des Lehrkörpers, in der Lage ihre Freunde nochmals einzuladen, und zwar zu einem Kostümfest am Abend des Rosen-Montag. Es sei gleich vorausgeschickt, auch dieses Fest war ein Treffer ins Schwarze. Die bekannten ältesten Kolonialschulfreunde behaupteten, noch niemals einen solch lustigen Abend in Wilhelmshof verlebt zu haben. In einer Ecke des Eßsaales hatten wir eine kleine Bühne errichtet, auf welcher in den Tanzpausen lustige Cabaretvorträge zum besten gegeben wurden. Um die Geisterstunde erschien unter Donnerschlägen an der Innenhoftüre des Festsaales ein alter Abt von St. Wilhelmi, der, durch die Ausschachtungsarbeiten im Erdgeschoß der früheren Klosterkirche (der jetzigen Direktorwohnung) in seiner Ruhe gestört, nach 600jährigem Schlafe seiner Gruft entstiegen war und nun mit verwunderten Augen die Umwälzungen betrachtete, welche die Zeit nicht nur an den Menschen, sondern auch an seinem lieben alten Kloster vollzogen hatte. Die Kapuzinade lautete:

Weh euch, ihr tollen Menschen, die so verderbt ihr seid,
Daß wegen euch muß kommen ein Geist aus alter Zeit!
Weh euch, die ihr vergesset, bei eurem Mummenschanz,
Daß einstmals hier erstrahlte St. Wilhelms Kloster Glanz.

Sechshundert Jahre lag ich gar still in meinem Grab.
In unsres Klosters Kirche, da klang zu mir herab
Ein Hämmern und ein Poltern und mancher Fluch dazu,
Weil es an heilger Stätte, so stört es meine Ruh.

Die Nacht darauf erhub ich als Geist mich von der Bahr
Doch schrecklich war der Anblick, des ich da ward gewahr:
Der Ort, da sonst erklungen der Mönche Litaneien,
Das sollt ein Keller werden, wohl für des Alten — (Boalie).

Der Maurer war nicht fertig, es lagen noch umher
Gar viel zerbrochne Säulen, drob ward das Herz mir schwer,
Denn ach, sie alle stammten aus jener schönen Zeit,
Da noch als Klosterkirche die Stätte war geweiht.

Rasch eilt ich voll Entsetzen aus diesem Loch hervor
Und zu des Abtes Wohnung schwang ich jetzt mich empor.
Doch wer erfaßt den Schrecken und wer beschreibt das Grauen,
Das mich befiel bei allem, was ich da mußte schauen.

Als ich noch Abt gewesen zu St. Wilhelmi hier
Da wohnten nur in Zellen, die Mönche all' mit mir,
Doch einem Ritterschlosse aus jener alten Zeit
Gleicht jetzt des Abtes Wohnung voll Pracht und Herrlichkeit.

Der Vorsaal ist geschmücket mit Pflanzen unbekannt
Die sicher fernher kommen aus weitentlegnem Land
Und in den hohen Räumen kostbarer Möbel Pracht,
Manch Bildwerk an den Wänden, von Künstlers Hand vollbracht.

Doch wie packt mich das Grauſen ob der verderbten Zeit
Als ich erblicken mußte gar Hüte rieſig breit;
Denn Frauen ſind es ſicher, die ſolche Hüte tragen,
Aehnliche Räder trugen ſie ſchon in meinen Tagen.

„Ehloſigkeit und Armut“ unſer Gelübd einſt war
Heut wohnt der Abt gar prächtig, hat Weib und Kind ſogar
So dacht ich, da hört ich den erſten Hahnenſchrei,
Es ſchlug die Uhr, ich zählte, — o weh, die Uhr ſchlug „Zwei.“

Alſo hat ich verſäumet der Geiſterſtunde Schlag
Und darum mußt ich wandern den lieben langen Tag,
Doch konnt ich dabei ſchauen der heut'gen Mönche Tun,
Die ich in weichen Betten in tiefem Schlaf ſah ruhn.

Um 6 Uhr hört ich ſchallen des Glöckleins hellen Klang
Und hoffte nun zu hören der Frühmett heilgen Sang.
Doch es blieb alles ruhig, Frühmette hört ich nicht
Und nur aus einer Zelle ſah ich ein helles Licht.

Aus dieſer Zelle eilte ein Mönch bald durch das Haus
Mit einer kleinen Glocke: „Steht auf, Faulpelze, raus
Aus euren weichen Klappen“ rief er, die Glocke ſchallt
Und bald drauf hört ich Gähnen, daß durch das Haus es hallt.

Drauf eilten zu dem Frühſtück die jungen Mönche all,
Dann gings zur Kloſterſchule in einen großen Saal.
Doch von Latein und Griechiſch, was wir einſt hier gelehrt
Die jungen Kloſterſchüler, von dem ward nichts gehört.

Wie man das Pferd beſchläget, wie man die Kuh kliſtiert,
Das wurde in dem Hörſaal mit Wichtigkeit doziert.
Und auch von allen Völkern im weiten Erdenrund
Von ſchwarzen, roten, gelben, vernahm ich da die Kund.

Und da wo einſt erklungen, Homeri Odyſſee
Vergilii Aenäis, Ovidis Liebesweh;
Hört ich der Neger Sprachen; mir würd die Zunge brechen,
Wenn ſolches Kauderwelſch ich heute noch ſollt ſprechen.

Geheimnisvolle Formeln hört ich in Alchemie,
Ein Bärtger ſprach von Pflanzen, die ich geſehn noch nie.
Doch in dem letzten Fache ſank oft ein ſchwerer Kopf
Zur Bank, und bald d'rauf ſchnarchte ſo mancher faule Tropf.

Zur Mittagsſtunde tönte gar laut des Glöckleins Schall,
Und zu dem Mahle eilten die jungen Mönche all.
Daß wir einſt beſſer aßen, als ich es hier geſehn,
Und auch was beſſ'res tranken, das mußt ich mir geſtehn.

Bei meinen Mönchen ſah man gar manchen dicken Bauch,
Hier aber ſah ich keinen, es ſcheint nicht mehr der Brauch.
Wir tranken einſt zum Mahle gar manchen guten Tropfen,
Heut trinkt man Waſſer, nicht mal den Trank von Malz und Hopfen.

Und nicht viel ſpäter eilten in ſchmutz'gem Arbeitskleid
Die Mönch zum Innenhofe, dort ſtanden ſchon bereit
Für Feld- und Gartenarbeit, Geräte grad genug,
Davon gar bald ein Jeder zur Arbeit eines trug.

Es hatte dieſer Anblick mein Herz gar ſehr erfreut
In einem Stück uns gleichen die Mönche noch von heut.
Wie wir dem Heſſenlande einſt brachten die Kultur,
So wollen in der Ferne ſie folgen unſrer Spur.

So dacht ich noch, da rasselt ein Wagen vor dem Haus
Und aus den Bogentüren da trat der Abt heraus,
Rasch stieg er in den Wagen und sogleich ging es fort,
Die Mönche zu besuchen an ihrem Arbeitsort.

Und wieder mußt ich staunen, ob der verderbten Zeit:
Ich mußte stets zu Fuß gehn und war der Weg auch weit,
Wenn mich des Amtes Pflichten zu Krankenbetten riefen
Am Tag und auch zur Nachtzeit, wenn meine Brüder schliefen.

Doch eines muß ich sagen, was mir gar sehr gefällt:
Das ist's, daß an dem Kloster der Abt den Stil erhält,
Spitzbogen läßt er bauen, wo er nur immer kann
Wie bei des Klosters Gründung ich einstmals es getan.

Doch jetzt zum heutigen Trubel, den ihr so schamlos wagt
Und noch dazu mit Mädchen! Dem Himmel seis geklagt,
Wär ich noch Abt hinieden, ich hülf dem Mummenschanz
Und mit der Dornengeißel lehrt ich euch bessern Tanz.

Potz Bomben und Granaten! Ihr wollt Kultur einst tragen
Zu weit entlegenen Völkern! Da muß ich doch noch sagen:
Mit euch kann Staat man machen mit euren Lackschuhn hier,
Und dabei wollt ihr heißen des Deutschtums Pionier!

Doch will zu euren Gunsten ich hoffen, daß nur Lust
Der ungestümen Jugend euch allen schwellt die Brust
Und daß für diese Jugend das Fest heut gibt der Abt.
Ich hatt' in meinem Leben es nie so schön gehabt.

Drum sollt dem Abt ihr danken, der mit so weitem Herz
Für eurer Jugend Brausen euch schaffet solchen Scherz,
Indem ihr in der Ferne und überm weiten Meer
Dem Wilhelmiter-Kloster und eurem Abt macht Ehr!

Es schlägt die Geisterstunde, ich muß ins Grab zurück
Und wünsche euch beim Scheiden, daß draußen ihr das Glück,
Das ihr dort sucht, mögt finden, und daß auch immer ihr
Euch zeigt in allen Landen als Deutschlands Pionier!

Der Abt wurde meisterhaft gemimt vom Kameraden Schaub; verfaßt ist die Strafpredigt vom Kameraden Breuninger, der den Pegasus vortrefflich zu meistern versteht und uns auch sonst schon manche Probe seines jungen Dichtertalentes gegeben hat.

Nach der Kaffeepause fand noch eine humorvolle Preisverteilung statt für die Trägerinnen und Träger der originellsten Damen- und Herrenkostüme. Das Preisrichteramt lag in den Händen von Frau Direktor Fabarius, Frau Dr. Peppler, Herrn Tierzuchtinspektor Schröter und zweier Kameraden. Damenpreise erhielten Frl. Ascherfeld II, Frl. Ahrens, Frl. Brandt, Frau Sonnenberg und Frl. Stephan. Eine lobende Anerkennung erhielt Frau Bauer und Frl. Ascherfeldt I. Herrenpreise erhielten die Herren: Baumgarten, Dr. Peppler, Kaiser und Chemnitzer.

Von den sportlichen Veranstaltungen sind besonders zwei Fußballwettspiele hervorzuheben. Das Witzenhäuser Kreisblatt berichtete darüber folgendes:

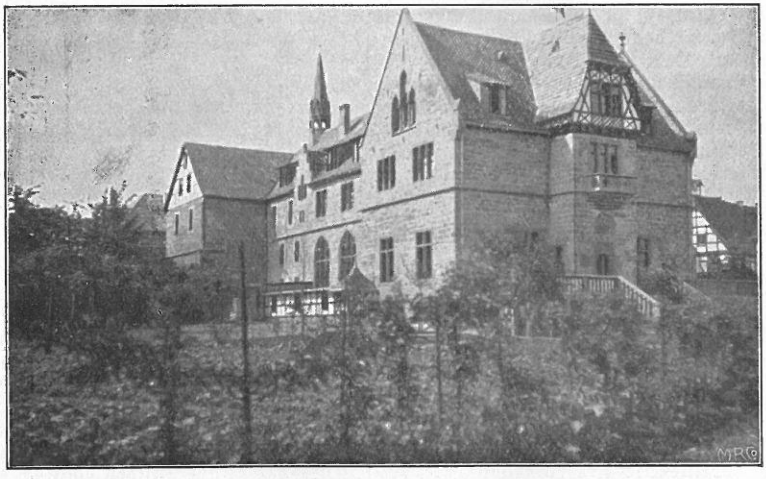
Witzenhausen, 9. Februar. Gestern fand hier auf dem Motzplatz ein Fußballwettspiel statt zwischen der 2. Mannschaft des Fußballklubs „Viktoria" Münden und der Fußballmannschaft der Deutschen Kolonialschule. Das prächtige Frühlingswetter hatte zu diesem sportlichen Schauspiel eine große Menge Zuschauer auf die städtische Sportwiese gelockt. Die Witzenhäuser Mannschaft, die fast durchweg aus großen und kräftigen Leuten besteht, war an Körperkraft den Mündener Spielern überlegen; in technischer Hinsicht war ein bedeutender Unterschied nicht festzustellen. Die Einheimischen hatten in der ganzen Zeit mit wenig Ausnahmen das Spiel in der Hand. Angriff auf Angriff erfolgte auf das gegnerische Tor; bereits in der 9. Minute er-

zielten sie nach einem gut getretenen Eckball das erste Tor, dem dann in kurzen Zwischenräumen 3 weitere folgten, so daß am Schluße der ersten Halbzeit das Spiel 0:4 für Witzenhausen stand. Auch nach dem Seitenwechsel blieb der Erfolg den Einheimischen treu; es gelang ihnen noch 3 weitere Tore zu schießen, so daß das Endergebnis 0:7 lautete. Hoffentlich steigt dieser schöne Erfolg den Wilhelmshöfern nicht zu Kopfe; möge er vielmehr für sie ein Ansporn sein für eifrige Weiterarbeit, so daß die schwarz-weiß-blauen Farben auch im Kampfe mit stärkeren Mannschaften siegreich bestehen.

Witzenhausen, 16. Februar. Einen überaus spannenden Verlauf nahm am gestrigen Sonntag das Fußballwettspiel zwischen der ersten Mannschaft des Fußballklubs Heiligenstadt und den Elf vom Wilhelmshof. Trotz der schlechten Beschaffenheit des Spielfeldes entwickelten die körperlich gleich starken Gegner von Anfang an ein schnelles und scharfes Spiel. Bald war die eine, bald die andere Mannschaft vor dem Tor des Gegners. Ein großartig durchgeführter Angriff der Wilhelmshöfer führte bereits in der 5. Minute zum ersten Tor. Heiligenstadt legte sich nun mächtig ins Zeug, aber erst in der 25. Minute gelang ihnen das erste Tor. Kurz vor Ablauf der ersten Halbzeit jedoch erkämpfen die Einheimischen nach schneidigen Durchbrüchen nochmals zwei Tore, so daß beim Seitenwechsel das Spiel 1:3 für Witzenhausen stand. Bald nach Beginn der zweiten Spielzeit erhält Heiligenstadt einen Eckstoß; derselbe wird so geschickt getreten, daß er, ohne von einem zweiten Spieler berührt zu werden, durchs Tor geht. Bei einem vor dem gegnerischen Tor entstehenden Gedränge gelang es aber auch Witzenhausen nochmals den Ball durch das Tor zu stoßen. Das Endergebnis war demach 2:4 für Witzenhausen. Am kommenden Sonntag wird in Heiligenstadt das Rückspiel stattfinden; möge auch dort der Sieg den hiesigen Spielern beschieden sein.

Das Rückspiel in Heiligenstadt konnte leider in diesem Semester nicht mehr stattfinden; es wird erst am Anfang des Sommersemesters zum Austrag kommen.

Außerdem hatten wir in diesem Semester ein Billardturnier, ein Preisschießen und ein Preiskegeln; es kamen hierbei für 120 Mk. Preise zur Verteilung.



Neubau (Nordost).

9. Geschenke.

Es schenkten uns:

1) Deutsche Drilldüngungs-Gesellschaft, Hamburg: 1 Drill-düngungsmaschine.

2) Norddeutscher Lloyd, Bremen: 1 Weltverkehrsglobus,
1 Barometer,
1 Thermometer,
10 Aschenschalen,
2 große Globusbilder,
1 Ostasienbild,
1 Bild D. „Kronprinzessin Cecilie."

3) Herr Jean Gümpell, Cassel-Wilhelmshöhe: 1 Schlangenhaut, Cocosfaser, Cocosgarn, Aloegarn.

4) Kamerad Spreine-Sumatra: Kautschukproben.

5) Kamerad Trau-Neu-Guinea: Ein Götzenbild aus der Südsee.

6) N. N., Sumatra-Westküste: Zeitschriften, Karten usw.

7) Privatmann Parrot-Frankfurt a. M.: Bücher und Zeitschriften.

8) Kamerad Lessing: Bilder aus Canada.

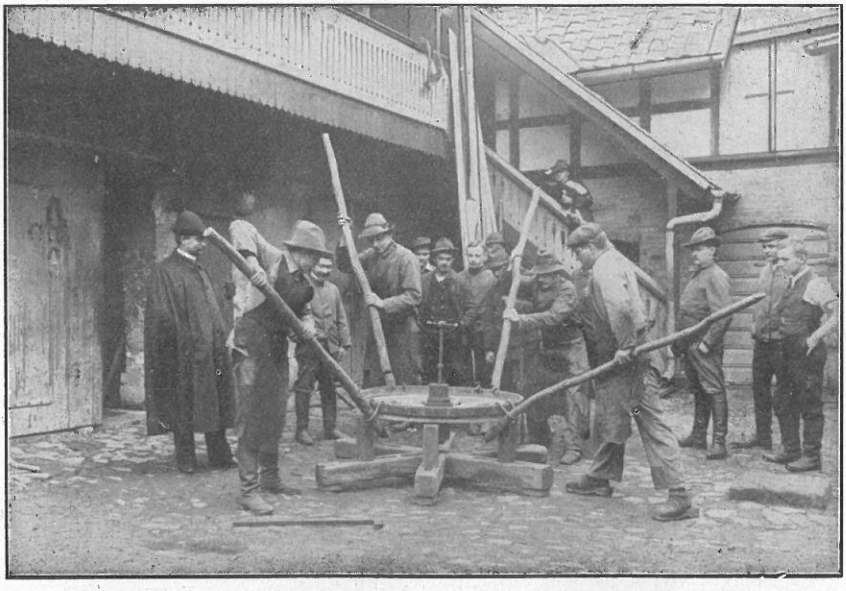
---

10. Zahlungen für den Bismarckturm:

(ab 1. Dezember 1913 bis 15. Mai 1914)

Dez. 13:	Kamerad	Hugo Müller	20,—	Mk.
	„	Herbert Marezoll	20,—	„
	„	Reinhold Körner	50,—	„
Jan. 14:	„	Alfred Breiting	20,—	„
	„	Julius Stock	20,—	„
	„	Max Geisler	50,—	„
	„	Arthur Süßmilch	10,—	„
	„	Paul Klimowitz	10,—	„
	„	Emanuel Lindenberg	20,—	„
Febr. 14:	„	Siegfried Böttcher	10,—	„
	„	Walther Moosmeyer	20,—	„
	„	Fritz Reuter	30,—	„
März 14:	„	Karl Trau	30,—	„
	„	Paul Hannes	5,—	„
	„	Rudolf Seitz	20,—	„
	„	Albert Hager	20,—	„
	„	Max Stein	19,90	„

März 14:	Kamerad	Wilhelm Knoth	40,—	„
	„	Karl Dörfer	50,66	„
April 14:	„	Herbert Zimmermann	10,—	„
	„	Hans Schmid-Burgk	25,—	„
	„	Julius Finchel	20,—	„
	„	Waldemar Henop	20,—	„
	„	Wilhelm Petzholtz	15,—	„
Mai 14:	„	Rolf Voigt	20,—	„
			575,56	Mk.
Grundeinlage bei der Kreis-Sparkasse .			100,—	Mk.
Zeichnung bis 1. 12. 13 lt. Aufstellung S. 25 des Kult.-Pionier 3/4 1914 .			508,50	Mk.
Zinsen			16,13	„
Gegenwärtiger Bestand:			1200,19	Mk.



Kolonialschüler bei der praktischen Arbeit: Reifaufziehen.

III. Kolonialwirtschaftliches.

1. Die Kolonial-Frauenschule.

Von Moritz Schanz.

Nachdem der Ausbau der Kolonial-Frauenschule nunmehr einen gewissen Abschluß gefunden hat und eine ruhige Weiterentwicklung verbürgt, erscheint es angebracht, einmal auf Grund des Aktenmaterials und persönlicher Erinnerung ihre bisherige Geschichte niederzuschreiben.

Der Plan der Gründung einer Kolonial-Frauenschule wurde ursprünglich von Professor Fabarius gefaßt, dem Direktor der Deutschen Kolonialschule in Witzenhausen, der dabei als Leiterin eine gebildete Gärtnerin und im übrigen ein Zusammenarbeiten der beiden Schulen in Witzenhausen in Aussicht genommen hatte.

Anfang 1907 kam, von Herrn v. Lindequist veranlaßt, Frau Helene von Falkenhausen geb. Nitze nach Witzenhausen. Diese hatte nach bestandenem Lehrerin-Examen jahrelang als Frau eines Farmers in Südwestafrika gelebt, ihren Mann im Hererokrieg verloren und beabsichtigte nunmehr ein „Heim für ehemalige Kolonialschüler" in Südwestafrika zu schaffen. Professor Fabarius riet ihr davon ab und legte ihr vielmehr die Gründung einer Kolonial-Frauenschule nahe.

Einige Zeit darauf besuchte auch Frau von Eckenbrecher, die gleichfalls Südwestafrika aus längerem Aufenthalt dort kannte, die Kolonialschule in Witzenhausen und Fabarius besprach auch mit ihr die Gründung einer Kolonial-Frauenschule, deren Schaffung nach Witzenhausener Vorbild auch J. M. die Kaiserin gelegentlich eines Besuches in Witzenhausen angeregt hatte, da das Bedürfnis einer solchen sich allmählich fühlbar machte.

Im Herbst 1907 erfolgte dann ein wiederholter Besuch der Kolonialschule in Witzenhausen durch Professor D. Dr. Friedrich Zimmer aus Berlin-Zehlendorf, dem Gründer der Diakonie-Vereine und anderer sozialer und erzieherischer Einrichtungen für das weibliche Geschlecht. Dieser nahm die Fabarius'sche Idee auf, eine Kolonial-Frauenschule ins Leben zu rufen und Fabarius empfahl ihm als eventuelle Leiterin Frau von Falkenhausen und brachte die Beiden zu diesem Zwecke in Verbindung.

Es sollte sich bei der neuen Schule in erster Linie um die kolonialwirtschaftliche Ausbildung solcher deutscher Mädchen und Frauen handeln, welche als Bräute von Farmern, Stützen der Hausfrauen, sowie als Wirtschaftsschwestern des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in die Kolonien gehen wollen.

Da man zunächst nur mit geringen Mitteln rechnen konnte, so sollten die vorhandenen vielseitigen Betriebe der Deutschen

Kolonialschule auch für die kolonialwirtschaftlich auszubildenden Damen nutzbar gemacht werden und Professor Zimmer hatte gelegentlich seines zweiten Besuches in Witzenhausen im Herbst 1907 vorgeschlagen, daß die Kolonial-Frauenschule für die Benutzung der Lehrmittel der Deutschen Kolonialschule dieser jährlich 200 Mark für jede Schülerin zahlen sollte.

Man suchte für den Plan nun das Interesse J. M. der Kaiserin, das des kolonialer Wohlfahrt so nahe stehenden Herzogspaares Johann Albrecht zu Mecklenburg und dasjenige der großen deutschen Frauenvereine zu erwecken, wie des Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien, des Deutschkolonialen Frauenbundes, des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium, des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes und des Rheinisch-Westfälischen Frauenvereins.

Ein zu etwa gleicher Zeit von Frau Hedwig Heyl verfolgtes Projekt einer andersartigen Kolonial-Frauenschule ging dahin, in deutschen Haushaltschulen vorgebildete junge Damen in einer in Südwestafrika zu errichtenden Kolonial-Frauenschule kolonial auszubilden, und es wurden für diesen Plan auch schon recht nennenswerte Geldmittel in Aussicht gestellt. Dagegen sprachen jedoch: 1., die Unmöglichkeit, für eine solche überseeische Kolonialschule von den wissenschaftlichen Lehrern und anderen Lehrmitteln und Einrichtungen profitieren zu können, welche Witzenhausen bot; 2., die Unmöglichkeit, dabei die betreffenden Damen bereits daheim auf ihre Geeignetheit gerade zu kolonialem Dienst prüfen und durchsieben zu können. Der Plan kam denn auch nicht zur Ausführung.

Nachdem durch die Bemühungen von Professor Zimmer, Professor Fabarius und die Hofdame Freiin von Loën in Weimar, Vorstandsdame des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium, bereits eine Reihe von Zeichnungen in Aussicht gestellt waren, erklärte sich das Kuratorium der Deutschen Kolonialschule in seiner Sitzung vom

21. November 1907 in Coblenz, trotz mancherlei Bedenken, im Prinzip damit einverstanden, versuchsweise und auf Probezeit den Anschluß der neu zu gründenden Kolonial-Frauenschule an die Anstalt in Witzenhausen unter gewissen Bedingungen zu genehmigen, derart, daß die Kolonial-Frauenschule unter Benutzung der Lehrmittel der Deutschen Kolonialschule arbeite, im übrigen aber in Verfassung und Leitung durchaus selbständig sei; die Kolonialschule behielt sich jedoch vor, das Verhältnis jederzeit zu lösen, falls sich Mißstände in dem Zusammenarbeiten der beiden Schulen ergeben sollten. Die Gründung der Kolonial-Frauenschule von seiten der Deutschen Kolonialschule aus erfolgen zu lassen, wurde ausdrücklich und einstimmig abgelehnt.

Darauf folgte auf Einladung und unter Leitung von Professor Zimmer am

30. November 1907 in Berlin im Kolonialheim der Deutschen Kolonialgesellschaft, Schellingstraße 4, die begründende Versammlung, an welcher außer Professor Zimmer teilnahmen:

Frau von Falkenhausen, Freiin Marie von Loën, Freifrau Adda von Liliencron, Vorsitzende des Deutschkolonialen Frauenbundes, Erh. Aug. Scheidt, Kettwig, Vorsitzender des Kuratoriums der Deutschen Kolonialschule, Professor Fabarius, Witzenhausen, und im Auftrag des Herzogspaares Johann Albrecht zu Mecklenburg, Dr. Sander, Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Nächst dem Herzog und der Herzogin hatte sich unmittelbar vor der Sitzung auch J. M. die Kaiserin, welche die Kolonialschule in Witzenhausen durch eingehenden Besuch mit ihren beiden jüngsten Kindern aus eigener Anschauung kannte und schätzte, mit besonders freundlichen Worten als Mitstifterin anmelden lassen, machte dabei aber, gleich dem Herzogspaar, zur Bedingung, daß die Kolonial-Frauenschule nirgend anderswo als in Witzenhausen und in möglichst engem Anschluß an die dortige Deutsche Kolonialschule ins Leben gerufen würde; es werde mit der Gründung der Kolonial-Frauenschule ein Wunsch erfüllt, den sie schon seit längerer Zeit gehegt habe.

Professor Zimmer legte in dieser Sitzung die gedruckten Entwürfe der von ihm verfaßten Satzungen und eines Haushaltsplans vor und nach verschiedenen Aenderungen wurde folgende Fassung angenommen:

Der Verein Kolonial-Frauenschule mit dem Sitz in Witzenhausen hat zum Zweck die Begründung und Durchführung einer Kolonial-Frauenschule, die bis auf etwaige Aenderungsbeschlüsse der Mitgliederversammlung in Anlehnung an die Deutsche Kolonialschule errichtet werden soll. Der Verein soll in das Vereinsregister eingetragen werden.

Zweck der vom Verein zu errichtenden Kolonialfrauenschule ist 1., Die Ausbildung und Ausrüstung von deutschen Frauen für die Tätigkeit und das Leben in den deutschen Kolonien, 2., Den mit Erfolg ausgebildeten und charakterlich bewährten Schülerinnen, die in die Kolonien gehen und sich unter den Schutz der Kolonialfrauenschule stellen wollen, nach Möglichkeit behülflich zu sein.

Die Mitglieder des Vereins zerfallen in Stifter, Förderer und Ehrenmitglieder. „Stifter" sind solche Privatpersonen oder Körperschaften, welche ein Kapital bis zur Höhe von je 1000 Mark einzahlen, das, soweit nichts anderes vereinbart, mit 4% verzinst und in gleichmäßigen Teilzahlungen tunlichst vom 3. Jahre ab zurückgezahlt wird. Nach Rückzahlung ihrer Einlagen bleiben die Stifter Mitglieder des Kuratoriums. „Förderer", welche den Verein geschenkweise durch Zuwendung von mindestens 100 Mark unterstützen, erwerben dadurch die Mitgliedschaft. „Ehrenmitglieder" werden wegen persönlicher Verdienste um die Kolonialfrauenschule durch einstimmigen Beschluß des Kuratoriums ernannt und haben Sitz und Stimme im Kuratorium gleich den Stiftern.

Organe des Vereins sind der Vorstand, das Kuratorium mit seinem Ausschuß und die Hauptversammlung. Beschlüsse aller

dieſer Kollegien ſind gültig, wenn ſie mit einfacher Mehrheit gefaßt ſind; nur Satzungsänderungen und Beſchluß der Auflöſung des Vereins bedürfen einer Dreiviertel-Mehrheit der in der Mitgliederverſammlung vertretenen Vereinsmitglieder.

Den Vorſtand bildet die Leiterin der Kolonialfrauenſchule. Sie wird vom Kuratorium gewählt, welches ihre Anſtellungsbedingungen und ihre Dienſtanweiſung feſtzuſetzen hat. Der Vorſtand hat die gerichtliche Vertretung des Vereins nach innen und außen, ſoweit ſie in dieſer Geſchäftsführung durch dieſe Satzung nicht beſchränkt iſt. Er iſt zu allen Sitzungen des Kuratoriums und ſeines Ausſchuſſes zuzuziehen.

Das Kuratorium beſteht aus den Stiftern, den etwaigen Ehrenmitgliedern und dem Direktor der Deutſchen Kolonialſchule. Ihm liegt ob: 1. Die Ueberwachung der Geſchäftsführung des Vorſtandes; 2. Die Ernennung der Leiterin der Kolonialfrauenſchule; 3. Die Prüfung der Rechnungs-Voranſchläge, der Jahresrechnung und der Bilanz vor ihrer Vorlegung vor die Mitgliederverſammlung; 4. Die Ernennung von Ehrenmitgliedern; 5. Die Ausſchließung von Mitgliedern. Zur Führung der laufenden Geſchäfte erwählt das Kuratorium einen Ausſchuß von 4—6 Mitgliedern, zu welchem der Vorſitzende und der Direktor der Deutſchen Kolonialſchule als ſolche gehören. Erſterer iſt der Vorſitzende des Kuratoriums.

Die Mitgliederverſammlung findet jährlich einmal ſtatt und hat 1., die Rechnungsvoranſchläge, die Jahresrechnung und die Bilanz zu genehmigen und dem Vorſtand Entlaſtung zu erteilen; 2., etwaige Beſchwerden gegen Vorſtand oder Kuratorium zu erledigen; 3., etwaige Aenderungen der Satzungen und Auflöſung des Vereins zu beſchließen.

Dies die Hauptpunkte der Satzungen.

Als hiſtoriſches Dokument ſei hier auch noch der damals von Profeſſor Zimmer vorgelegte „Haushaltplan“ mitgeteilt, der in den definitiv angenommenen Satzungen nicht mehr mit abgedruckt wurde.

Ausgaben:

Jährliche Abzahlung auf das Kapital (M. 7500,—) einſchließlich 4 Prozent Zinſen 10 Jahre lang	M. 975,—
Miete und Inſtandhaltung des Hauſes	„ 1000,—
Heizung, Waſſer und Beleuchtung	„ 400,—
Inventarerneuerung	„ 200,—
Gehalt der Vorſteherin	„ 1200,—
Lohn für ein Dienſtmädchen	„ 250,—
Beköſtigung der beiden Angeſtellten	„ 730,—
Wäſche und Reinigung	„ 200,—
Sonſtiges	„ 600,—
Propaganda	„ 445,—
Summa der Ausgaben	M. 6000,—

Einnahmen:

Von jeder Schülerin M. 1000,— Pensionspreis. Davon gehen ab pro Person Vergütung für Unterricht an der Deutschen Kolonialschule M. 200 und Beköstigung (für 10 Monate) M. 300.

Demnach sind für Aufbringung der übrigen allgemeinen Unkosten von jeder Schülerin M. 500 beizutragen; es sind also bei M. 6000 Ausgaben 12 Schülerinnen nötig, um die Unkosten zu decken.

Für Beschaffung des Inventars werden pro Person höchstens M. 500 im Ganzen also 6000 M. gerechnet. Wird als Betriebsfonds 1500 M. angenommen, so werden demnach von der Einlage der Stifter nur 7500 M. notwendig sein, die in 10 Jahren durch eine 13prozentige Annuität (einschließlich einer Verzinsung von 4%) getilgt sein werden."

Die Versammlung berief Frau von Falkenhausen als Leiterin der Schule, deren Eröffnung man für den 1. April 1908 in Aussicht nahm und wählte einen sechsköpfigen geschäftsführenden Ausschuß des Kuratoriums, bestehend aus den Herren Erh. Aug. Scheidt, Professor Fabarius, Professor Zimmer, Regierungsrat Dr. Paul Gelpke-Berlin, als Vertreter des Deutschen Frauenvereis für Krankenpflege in den Kolonien und einem Vertreter der Frau Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, Protektorin des Deutschkolonialen Frauenbundes, als welcher kurz darauf von Ihrer Hoheit Herr Moritz Schanz, Chemnitz, ernannt wurde.

Im Dezember 1907 kam dann der von Professor Zimmer und Frau von Falkenhausen zusammen ausgearbeitete und von Professor Fabarius soweit tunlich ergänzte erste Prospekt mit Programm und Lehrplan der neuen Anstalt zum Versand. Die Schule war als Internat für Töchter gebildeter Stände gedacht, die im Alter von 20—30 Jahren stehen, körperlich gesund, von tadellosem Ruf und im Besitz des Abgangszeugnis einer höheren Töchterschule sind und in den Kolonien entweder eine Berufsstellung einnehmen, oder sich selbständig zu machen gedenken. Der Lehrgang sollte der Regel nach mindestens ein Jahr dauern, Lehr- und Pensionsgeld waren mit 1100 M. für das Jahr angesetzt. Der Lehrplan entsprach im allgemeinen demjenigen einer ländlichen Hauswirtschaftsschule, bereichert durch die für die Kolonien nötigen Unterrichtsfächer und zwar stellte der Prospekt folgende Lehrgegenstände zur Auswahl:

Aus dem Lehrplan der Deutschen Kolonialschule:

1. Allgemeinbildende Lehrfächer mit Abschnitten aus Kulturwissenschaften (Kultur-Geschichte und Geographie, Völkerkunde, Kolonialgeschichte), Naturwissenschaften (Tier- u. Pflanzenkunde, Ernährungslehre, Chemie, Tierheilkunde), Tropengesundheitslehre und Sprachen (Englisch, Französisch, Holländisch, Suaheli, Spanisch, Portugiesisch). 2. Wirtschaftliche Lehrfächer, nämlich a. praktischen Unterricht in der Landwirtschaft, Anlage und Pflege von Gemüse-, Obst- u. Blumengarten. Kaufmännisches: Doppelte Buchführung, Wechsellehre, Bank-,

Börsen- u. Kreditwesen; b. Praktischer Unterricht in Viehzucht: Rinderhaltung und Pflege, Verwertung der Milch im Haushalt, für Kleinbetrieb und Großbetrieb, Zentrifuge, Sterilisieren, Untersuchung der Milch, Käsebereitung usw. Kleinvieh: Haltung und Pflege von Schafen und Ziegen, Scheren der Schafe. Schweinezucht: Aufzucht und Mast. Geflügelzucht: künstliche und natürliche Brut, Mast des Geflügels, Bienenhaltung; c) Unterricht in allerlei in kleineren Haushaltungen der Kolonie notwendigen Handfertigkeiten (wie Schuhe ausbessern, Ausführung kleiner Reparaturen, Einsetzen von Fensterscheiben, Anstreichen), in Tischlerei, Löten, Tapezierarbeit.

Für die Kolonial-Frauenschule sollten ferner folgende Unterrichtsfächer besonders erteilt werden, unter denen ebenfalls die Auswahl frei stand:

a. Praktischer Unterricht im Haushalt, nämlich im Kochen, einfache Küche; im Backen von Brot, Semmel und Kuchen mit Hefe und deren Ersatzmitteln, Bereitung von Hefe; im Schlachten von Schwein und Geflügel, Verwertung und Aufbewahrung des Fleisches (Pökeln, Räuchern, Wurstbereitung); im Konservieren von Fleisch, Gemüse und Obst in Gläsern und Büchsen, durch Einsalzen und durch Trocknen; Herstellung von Wein, kohlensäurehaltigen Getränken, Limonaden, einfachem Bier, Ingwerbier usw.; Bereitung von Seife und Lichtern; Unterricht im Waschen und Plätten; praktischer Unterricht im Reinigen der Zimmer, der Küche und des Kochgeschirrs, Putzen von Metallgegenständen. b. Praktischer und theoretischer Unterricht in Kranken-, Säuglings- und Kinderpflege, Kindergärtnerinnenunterricht.

Fürwahr ein reichhaltiges Programm.

Die Kolonialschule kaufte sodann kurz hintereinander zwei benachbarte, an ihren bisherigen Besitz anstoßende Haus- und Gartengrundstücke im Werte von zusammen 27 500 M., übernahm den nötigen Umbau und überließ sie dann gegen eine billige Miete von 1700 M. der Kolonial-Frauenschule zu Wohn- und Lehrräumen.

Frau von Falkenhausen wohnte unterdessen zur Vorbereitung auf ihre neue Tätigkeit einige Wochen bei Professor Zimmer in Berlin-Zehlendorf.

Der geschäftsführende Ausschuß des Kuratoriums der Kolonial-Frauenschule trat, statutengemäß unter dem Vorsitzenden der Deutschen Kolonialschule, Herrn Scheidt, am

8. März 1908 in Witzenhausen vollzählig zu seiner 1. Sitzung zusammen, und da die Besprechungen in Berlin am 30. November 1907 ziemlich kurz und formlos gewesen waren und darüber nicht einmal ein Protokoll existiert, so wurden zunächst alle bisherigen Abmachungen, besonders auch die mit der Deutschen Kolonialschule, formell festgelegt und genehmigt. Als „Stifter" waren bislang 17 Personen, bezw. Körperschaften mit zusammen 18 000 Mark angemeldet, dazu 6 „Förderer"

mit zusammen 750 Mark. Man beschloß, daß Frau von Falkenhausen sämtliche Geschäfte, auch die der Kassen- und Rechnungsführung, entsprechend ihrer Stellung als „Vorstand" selbständig und unter alleiniger Verantwortung zu erledigen habe. Der Rendant der Deutschen Kolonialschule sollte jedoch gegen eine entsprechende Vergütung beauftragt werden, durch eine monatliche Prüfung der Bücher, Rechnungen, Kassenabschlüsse usw. der Frau von Falkenhausen zu ihrer Erleichterung und zur Verminderung ihrer Verantwortung zur Hand zu gehen.

Zur Regelung der Anstellungsbedingungen und zur Feststellung der Dienstobliegenheiten der Vorsteherin, sowie der Lehrerinnen und etwaiger weiterer Beamter sollen besondere schriftliche Dienstanweisungen hergestellt werden, mit deren Entwurf Frau von Falkenhausen beauftragt wurde.

Die Aufstellung eines genauen Voranschlags für das erste Einrichtungs- und Betriebsjahr wurde als nicht durchführbar anerkannt, da noch nicht einmal die Zahl der zu erwartenden Schülerinnen feststand. Unter Zugrundelegung des Zimmer'schen „Haushaltplans" war man bei dessen Besprechung insbesondere und nach lebhafter Diskussion einstimmig der Ansicht, daß der dort an erster Stelle stehende Posten für Zins und Rückzahlung, wenn nicht überhaupt, so mindestens jetzt bei dem Voranschlag für das erste Geschäftsjahr wegfallen müsse, da an die Möglichkeit einer Verzinsung zunächst nicht zu denken sei. Aber auch ohne diesen Posten glaubte man die voraussichtlich unumgänglich nötigen laufenden Ausgaben für das erste Geschäftsjahr mit 8000 Mark annehmen zu müssen; von einem jährlichen Schul- und Pensionsgeld von 1100 Mark würden 400 Mark für Beköstigung, 200 Mark als Lehrbeitrag an die Deutsche Kolonialschule abgehen, mithin 500 Mark auf den Kopf als Beitrag für die allgemeinen Kosten übrig bleiben und danach mindestens 16 Schülerinnen nötig sein, um diese Spesen zu decken.

Man beschloß sodann, daß die Kolonial-Frauenschule an der Hand des Stundenplanes der Deutschen Kolonialschule und dessen ganzen bestehenden und erprobten Betriebs ihren eigenen Lehr- und Stundenplan aufstellen und dann mit dem Direktor der Kolonialschule eine Vereinbarung darüber treffen solle, wann, wo und wie die Schülerinnen innerhalb des Kolonialschulgebiets lehrreich beschäftigt werden sollten. An der Hand und in Ergänzung des bereits ausgegebenen Prospekts und mit Berücksichtigung der Erfahrungen der ersten Zeit des Bestehens der Anstalt sollte Frau von Falkenhausen den Lehrplan erneut durcharbeiten und vor seiner endgültigen Feststellung dem Kuratorium zur Genehmigung unterbreiten.

Daß die Errichtung der Kolonial-Frauenschule auch bereits im Ausland mit Interesse verfolgt wurde, ging aus einem, dem Ausschuß vorliegenden köstlich naiven Schreiben eines deutsch-englischen Ladenbesitzers in Sansibar hervor, der unter Aufstellung

sehr zahlreicher und eingehender Ansprüche an das von ihm zu beglückende Wesen durch Vermittlung der Kolonial-Frauenschule eine Lebensgefährtin suchte.

An Heiratsanerbietungen ähnlicher Art hat es auch späterhin nicht gefehlt, aber die Kolonial-Frauenschule betrachtete sich nicht als Heiratsbüro.

Die Anschaffung der zunächst für 10 Schülerinnen berechneten Einrichtung, die auf 7000 Mark veranschlagt war, schließlich aber 11 000 Mark kostete, machte eine Hinausschiebung des Eröffnungstermins bis zum

6. Mai 1908 nötig und der Unterricht begann dann mit 4 Schülerinnen, während das eigene Lehrpersonal außer Frau von Falkenhausen noch eine Lehrerin aufwies, der sich schon im Sommer 1908 eine zweite zugesellte.

Bereits in der Sitzung des Aufsichtsrats der Deutschen Kolonialschule vom

26. Juni 1908 wurde nach eingehender Erörterung die Erklärung aufgestellt, daß man einstimmig der Ueberzeugung sei, daß 1., die augenblicklich der Kolonial-Frauenschule zur Verfügung stehenden Mittel durchaus ungenügend für eine gedeihliche Weiterentwicklung seien, und 2., die geschäftliche Grundlage und Organisation der Frauenschule unbedingt einer Aenderung bedürfe.

Dabei bestand aber Uebereinstimmung darüber, daß die Frauenschule als ein wertvoller Versuch anzusehen sei, der um seiner möglichen Wichtigkeit für die Entwicklung unserer Kolonien willen die weitere Förderung durch die Hülfsmittel der Deutschen Kolonialschule verdiene, falls die Frauenschule sich im Rahmen einer selbständigen Angliederung an die ältere Anstalt entwicklungs- und leistungsfähig erweise.

Diese Erklärung wurde der Frauenschule mitgeteilt und da die ursprünglichen Satzungen sich sowieso bald in einigen Punkten als unpraktisch, und soweit Verzinsung und Amortisation des Betriebskapitals in Frage kamen, als undurchführbar erwiesen, so sollte die 1. Mitgliederversammlung am

27. Juli 1908 in Witzenhausen über einen neuen Gesellschaftsvertrag beschließen. Professor Zimmer wollte aber dabei, entgegen dem Wunsche aller übrigen Anwesenden, auf Verzinsung und Amortisation des eingezahlten Kapitals nicht verzichten und war der Ansicht, daß sich derartige Unternehmungen selber tragen müßten und nicht von wohltätigen Zuschüssen abhängig sein sollten. Nachdem die Versammlung aber trotzdem mit der laut Statut nötigen Dreiviertel-Mehrheit gegen die von Professor Zimmer vertretenen Stimmen ihr Einverständnis mit der geplanten Umgestaltung kundtat, erklärte Professor Zimmer außer Stande zu sein, an den weiteren Arbeiten zu Gunsten der Kolonial-Frauenschule teinehmen zu können und zog sich zurück; nur zwei weitere, ihm persönlich

befreundete Stifter folgten später seinem Austritt. Die Mitgliederversammlung nahm alsdann nach eingehender Beratung die neuen Statuten an, welche als Gesellschaftsform an Stelle des bisherigen „Eingetragenen Vereins" diejenige einer „Gesellschaft mit beschränkter Haftung" einführten, deren Stammkapital zunächst auf 20 000, im Nächstjahr auf 50 000 Mark in stimmberechtigten Anteilen von je 500 Mark festgesetzt wurde. Die früheren Bestimmungen über Verzinsung und Amortisation waren gestrichen. Als Organe der neuen Gesellschaft sollten die Generalversammlung, der Aufsichtsrat und der oder die Geschäftsführer wirken. Zur Geschäftsführerin wurde die Leiterin der Schule, Frau von Falkenhausen, bestellt; als Vorsitzender des Aufsichtsrats Herr Scheidt wiedergewählt, als weitere Mitglieder desselben Professor Fabarius, Freiin von Loën und Moritz Schanz, die sämtlich schon dem bisherigen geschäftsführenden Ausschuß angehört hatten, ferner Kammerherr von Behr-Pinow in Berlin, Kabinetsrat J. M. der Kaiserin, Hofmarschall von Rantzau, Braunschweig und Frau Geheimrat von Oechelhäuser in Karlsruhe.

Frau von Falkenhausen legte in dieser Versammlung den neuen Lehrplan vor und berichtete über Schwierigkeiten im Zusammenarbeiten mit der Deutschen Kolonialschule, die durch Aufstellung eines mit Direktor Fabarius zu besprechenden festen Stundenplans gehoben werden sollten.

Das erste Schuljahr der Kolonial-Frauenschule brachte begreiflicherweise, da es an Erfahrungen auf dem Felde fast völlig fehlte, mancherlei unvermeidliche Einrichtungsschwierigkeiten, auch standen die Ausgaben in keinem Verhältnis zu den Einnahmen, da die Schülerinnenzahl im ersten Schuljahr nur auf 7 gestiegen war.

Der 2. Mitgliederversammlung der Kolonial-Frauenschule, die am 22. Februar 1909 in Cassel stattfand, lag deshalb bereits ein von Professor Fabarius schriftlich erstattetes ausführliches Gutachten vor, wonach ihm die Erfahrungen des ersten Jahres den Wunsch nahelegten, die Kolonial-Frauenschule gänzlich von der Deutschen Kolonialschule zu trennen und womöglich an einen anderen Ort zu verlegen. Die Versammlung bestimmte aber Professor Fabarius, diesen Vorschlag zurückzuziehen und beschloß den Versuch auf der bisherigen Grundlage fortzusetzen, die Neubesetzung der Stelle von Frau von Falkenhausen, welche Ende Januar für den 1. April gekündigt hatte, um alsdann zur Gründung einer „Lehrfarm" in Brakwater bei Windhuk wieder nach Südwestafrika überzusiedeln, baldmöglichst zu bewirken, und Professor Fabarius als Vertreter des Aufsichtsrats in Zukunft auch mit der Oberleitung und Oberaufsicht der Kolonial-Frauenschule zu beauftragen, während die Nachfolgerin der Frau von Falkenhausen die Stellung einer Hausdame und Geschäftsführerin bekleiden und im übrigen im inneren Betrieb möglichst selbständig sein sollte.

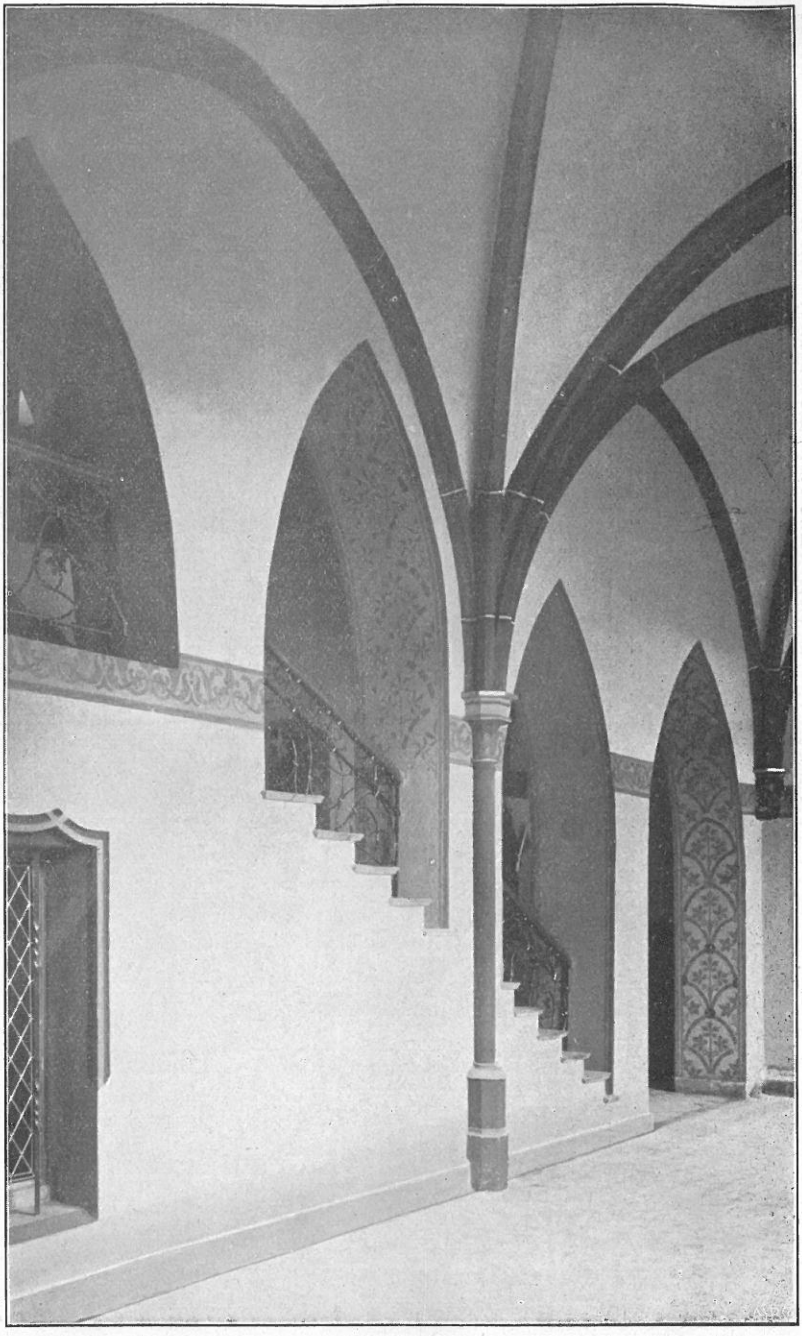
Es fehlte nicht an geeignet erscheinenden Bewerberinnen und unter den vorgeschlagenen Damen fiel die ziemlich umstrittene Wahl des Aufsichtsrats Mitte April in schriftlicher Abstimmung schließlich auf die verwittwete Frau Gräfin Anna von Zech, welche langjährige eigene Erfahrungen in Neu-Guinea, Ceylon und Deutsch-Ostafrika besaß und während der letzten Jahre als Leiterin der Ortsgruppe Weimar des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes gewirkt hatte.

Diese trat ihre neue Stellung definitiv am 1. Juli 1909 an und die von ihr entwickelte rege Tätigkeit in Organisation, Umgestaltung des Lehrplans und Propaganda schien zunächst eine erfreuliche Entwicklung der Kolonial-Frauenschule zu gewährleisten. Freilich erwies es sich auch jetzt noch als ein Ding der Unmöglichkeit, die in dem Prospekt aufgestellten zahlreichen Lehrgegenstände auch alle sofort in geeigneter Weise zu pflegen und der Zuwachs an Schülerinnen erfolgte auch weiterhin nur langsam. Wenn so zur Zeit der Aufsichtsratssitzung und 1. Gesellschafterversammlung, die am

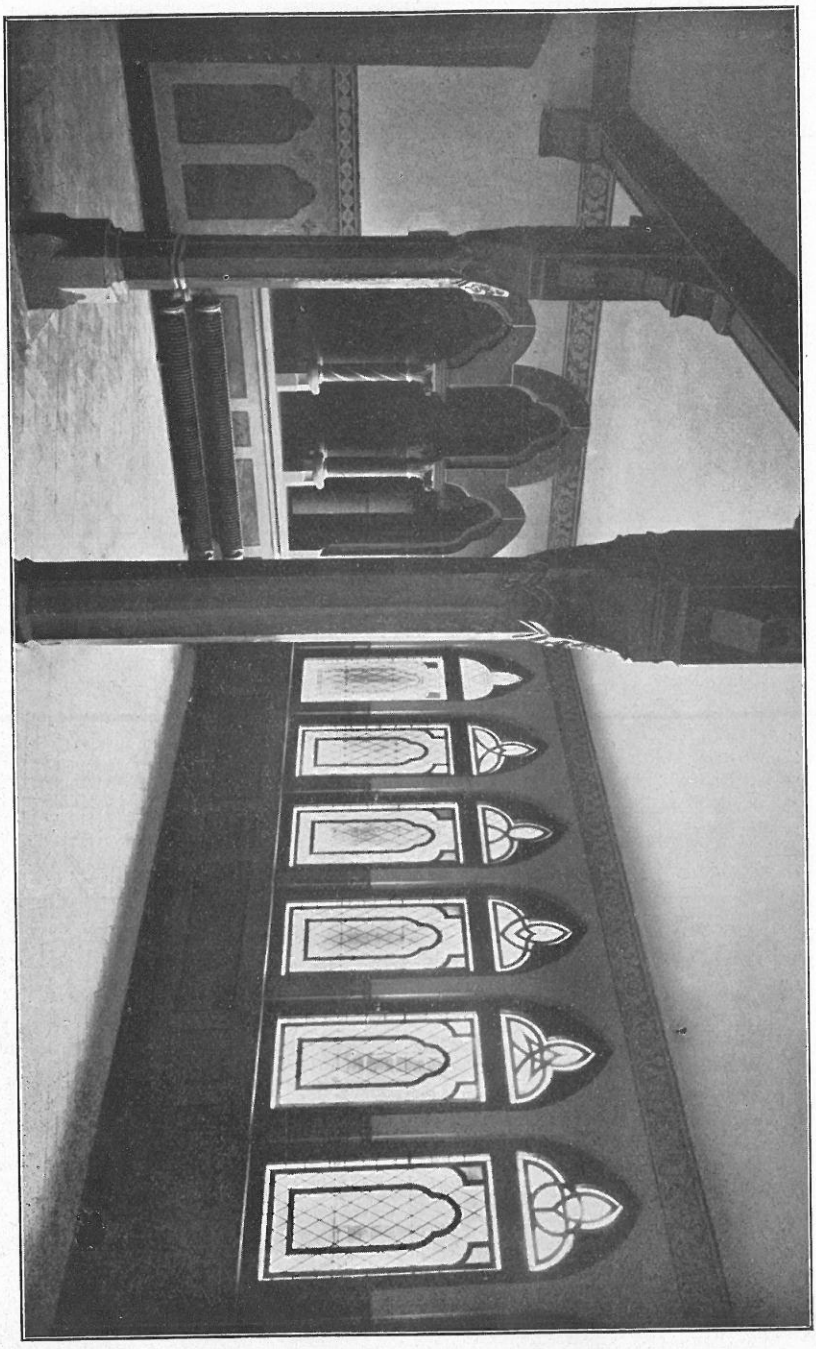
12. November 1909 in Witzenhausen stattfanden, auch nur 6 Schülerinnen vorhanden waren, so hatten die in Aussicht stehenden Anmeldungen weiterer Damen doch schon damals Gräfin Zech veranlaßt, auf die Suche nach einem für die Kolonial-Frauenschule geeigneten größeren Heim zu gehen und dem Aufsichtsrat zwei dafür in Frage kommende Häuser in Witzenhausen, die zum Verkauf standen, in Vorschlag zu bringen. Angesichts der Unsicherheit der Verhältnisse und eines für das erste Betriebsjahr bereits festgestellten Defizits von 10 000 Mark war der Aufsichtsrat aber nicht geneigt, dieses Risiko einzugehen.

Der jährliche Schul- und Pensionspreis wurde damals von 1 100 auf 1 200 Mark erhöht und zur finanziellen Kräftigung der Kolonial-Frauenschule, in Gemeinschaft mit dem Aufsichtsrat der Deutschen Kolonialschule und in Verfolg einer früheren Dernburg'schen Anregung am 22./23. November 1909 die Gründung eines „Vereins zur Förderung der Kolonialschulen in Witzenhausen, E. V." beschlossen, der lediglich dem Zwecke dienen sollte, einmalige und jährliche Geldsammlungen zu veranstalten durch Ernennung von Ehrenmitgliedern, sowie durch Gewinnung von lebenslänglichen und sonstigen Mitgliedern. Das Kuratorium dieses Vereins sollte sich aus Mitgliedern der Aufsichtsräte der Deutschen Kolonialschule und der Kolonial-Frauenschule, sowie aus noch zu werbenden anderen Persönlichkeiten zusammensetzen und der Ertrag zwischen den beiden Anstalten gleichmäßig verteilt werden. Tatsächlich ist dieser Verein aber niemals ins Leben getreten.

Die amtliche Löschung des „Vereins Frauenkolonialschule" verursachte übrigens große formelle Schwierigkeiten, da Frau von Falkenhausen, die zur Zeit des betreffenden Beschlusses amtierende „Geschäftsführerin", versäumt hatte, den Antrag zu stellen und



Treppenhaus.



Obere Halle

dann nach Afrika abgereist war. So erfolgte die amtliche Löschung des „Vereins" erst am 2. Juli 1910 und die „Kolonial-Frauenschule G. m. b. H." wurde erst am 8. September 1911 gerichtlich eingetragen.

Die Zahl der Schülerinnen betrug zwar gegen Ostern 1910 immer erst 8, aber angesichts der erfolgten Anmeldungen für das Sommersemester schienen der Gräfin Zech die bisher von der Frauenschule benutzten zwei kleineren, der Deutschen Kolonialschule gehörigen Häuser für die erwartete weitere Entwicklung als ungenügend, und da der Besitzer des einen in Betracht kommenden größeren Hauses damals um einen Entscheid drängte, kaufte sie im März 1910, nach vom Aufsichtsrat schriftlich erteilter Zustimmung, ein nahe dem Grundbesitz der Deutschen Kolonialschule, am Johannisberg gelegenes Haus in Witzenhausen für 63 000 Mark, worauf 15 000 Mark, durch speziell zu diesem Zwecke gestiftete Gaben aufgebracht (10 000 Mark von Krupp von Bohlen und Halbach, 5 000 Mark von der Kaiserin) bar angezahlt wurden, der Rest auf Hypotheken stehen blieb. Während die bisherigen Häuser äußerst 14 Schülerinnen unterbringen konnten, sollte das neue Heim für etwa 24 Schülerinnen Platz bieten und nach den nötigen, auf 5000 Mark veranschlagten Umbauten und Neueinrichtungen am 15. September 1910 bezogen werden.

Inzwischen war die Schülerinnenzahl im Sommersemester 1910 zwar auf 13 gestiegen, aber während der Abwesenheit von Direktor Fabarius in Südwestafrika hatte sich das Verhältnis zwischen diesen, den besten Kreisen entstammenden Schülerinnen und der Schulleiterin so unerquicklich gestaltet, daß Mitglieder des Aufsichtsrats verschiedentlich persönlich vermitteln mußten und ein Fortbestehen der Kolonial-Frauenschule sich aus sachlichen und persönlichen Gründen mehr und mehr als ungeeignet erwies. Dazu war die Finanzlage der Gesellschaft Kolonial-Frauenschule trotz erheblicher Schenkungen und des dadurch ermöglichten Hauskaufs so ungünstig, daß im Lauf des Geschäftsjahres der Verlust von mehr als der Hälfte des damals eingezahlten Gesellschafterkapitals von 26 000 Mark in sicherer Aussicht stand. Es machte sich schon deshalb statutengemäß die Einberufung einer besonderen Gesellschafter-Versammlung nötig.

Nach der vorbereitenden Aufsichtsratssitzung vom 26. August 1910 in Witzenhausen, welche in Abwesenheit des z. Zt. in Südwestafrika weilenden Vorsitzenden, Herrn Scheidt, Herrn Kammerherr von Behr-Pinow als ersten und Herrn Hofmarschall von Rantzau als zweiten stellvertretenden Vorsitzen wählte, beschloß deshalb die 2. Gesellschafterversammlung am

27. August 1910 in Witzenhausen, die Gesellschaft trotz des in Aussicht stehenden Kapitalverlustes zwar weiterzuführen, aber aus inneren, pädagogischen sowohl, wie aus finanziellen Gründen die Kolonial-Frauenschule angesichts ihres bisherigen Mißerfolges in ein neues Fahrwasser überzuleiten, ihren Be-

trieb ab 1. Oktober zeitweilig einzustellen und bei Wiedereröffnung an den „Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande" anzuschließen, der schon mit zu den „Stiftern" der Kolonial-Frauenschule gehört hatte und dessen persönlich mit anwesende Vorsitzende, Fräulein Ida von Kortzfleisch in Reifenstein, in dankend anerkannter Weise ihre prinzipielle Zustimmung dazu erklärte. Der Aufsichtsrat wurde beauftragt, zum Zwecke der Neugestaltung der Finanzen und der Verlegung der Schule von Witzenhausen weg die nötigen Schritte zu tun, für geeignete Verwertung des Grundvermögens zu sorgen, die betreffenden Verträge für den ersten Termin zu kündigen und einen neuen Plan zur Wiederaufnahme des Unterrichts vorzubereiten. Professor Fabarius wurde beauftragt, wegen der möglichst günstigen Verwertung des Hauses am Johannisberge, durch Vermietung oder Verkauf, Sorge zu tragen.

Damit war die Loslösung der Kolonial-Frauenschule von Witzenhausen im Prinzip beschlossen und sie stellte tatsächlich am 30. September 1910 ihren Betrieb ein, ohne das neue Heim bezogen zu haben.

Den getroffenen Entschlüssen entsprechend erfolgte u. a. auch die Kündigung des Vertrags mit Gräfin Zech, welche die Geschäftsführung nur bis spätestens 31. März 1911 beibehalten sollte.

Der Aufsichtsrat der Kolonial-Frauenschule bemühte sich inzwischen um Feststellung eines neuen Programms auf Grund der bislang gewonnenen Erfahrungen, und Fräulein von Kortzfleisch reichte am 27. Oktober 1910 schriftlich die von ihr erbetenen Vorschläge zum Neuaufbau der Kolonial-Frauenschule ein. Dieselben besagten ungefähr das Folgende:

Da an einen *eigenen* kostspieligen Betrieb, etwa auf eigenem Landgut, mit allen dazu gehörigen Lehr- und Anschauungsmitteln zur Zeit nicht gedacht werden könne, so empfehle sich die vorläufige Angliederung einer Kolonial-Abteilung mit etwa vier besonderen Lehrerinnen an eine der bestehenden Wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande. Als die vier fachwissenschaftlichen Lehrerinnen waren gedacht: 1., Eine Landwirtin mit eigenen Erfahrungen in den Kolonien, zur Belehrung über Hof und Stall, Verwertung der tierischen Erzeugnisse in der Hauswirtschaft und durch Verkauf; 2., Eine geschulte und bewährte Gärtnerin, gleichfalls mit persönlicher kolonialer Anschauung; 3., Eine hygienisch ausgebildete Pflegerin, die in Säuglingspflege praktisch tätig war, und 4., Eine technische Lehrerin in allen notwendigen Handwerksfertigkeiten, sowie in Werkzeug- und Materialkunde. Die Vorbereitung solcher Lehrerinnen würde die erste Sorge sein müssen, um den beabsichtigten Neuaufbau der Kolonial-Frauenschule zu bewirken.

Der *praktische* Unterricht sollte tagsüber in den Betrieben erteilt werden, während der in die Nachmittags- und Abendstunden fallende *theoretische* Unterricht die Grundzüge der kolonialen

Kulturverhältnisse umfassen solle, ihre Geographie, Geschichte, Völkerkunde, Missionstätigkeit, Politik und Gesetzgebung.

Der Unterricht solle in objektiver Weise, ohne die Tendenz der Propaganda für Auswanderung erteilt werden.

Um die vorliegenden Pläne in den interessierten Kreisen bekannt zu machen und dieser nationalen Arbeit geeignete Persönlichkeiten zuzuführen, solle nach Feststellung der Grundsätze von der Geschäftsstelle Reifenstein aus eine Umfrage an alle verwandten Vereine in Deutschland gerichtet werden, welche sich mit der praktischen und wirtschaftlichen Ausbildung deutscher Frauen in Stadt und Land beschäftigen und dabei um Nachweisung geeigneter Lehrerinnen und Schülerinnen ersucht werden.

Die am 2. November 1910 in Berlin, Hotel Adlon, stattgefundene 3. Gesellschafterversammlung sprach angesichts der Neu-Orientierung, unter Zubilligung einer entsprechenden Entschädigung, zunächst die Abberufung der Gräfin Zech als Geschäftsführerin aus und besprach dann in sehr eingehender Weise die Vorschläge von Fräulein von Kortzfleisch, die im großen Ganzen Zustimmung fanden. Obgleich Zeit und Ort der neu zu errichtenden Anstalt damals noch nicht bestimmt angegeben werden konnten, hatten sich doch verschiedene der Schülerinnen in Reifenstein bereits für die Kolonial-Abteilung gemeldet. Die von einigen Gesellschaftern, besonders von Frau Heyl angeregte Ausbildung auch einfacherer Mädchen für den kolonialen Unterricht wurde wegen der mit einem Doppelkursus verbundenen Schwierigkeiten schließlich einstimmig abgelehnt und die Aussendung einfacher Mädchen nach wie vor ganz dem „Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft" überlassen.

Die derzeitige Finanzlage wies bei einem Gesellschaftskapital von 26 000 Mark einen Verlust von rund 8 000 Mark auf, wozu noch weitere 8 000 Mark demnächst zu deckender Verpflichtungen traten, für welche Baarmittel nicht vorhanden waren.

Zur Ausarbeitung eines Lehr- und Finanzplans auf Grund der Vorschläge von Fräulein von Kortzfleisch wurde sodann eine unter deren Vorsitz gestellte besondere Kommission, ein „Arbeitsrat" bestimmt, zu der auch als Fachleute geschätzte Nicht-Gesellschafter berufen wurden. Sie bestand neben Fräulein von Kortzfleisch aus Frau Hedwig Heyl in Berlin, Freiin Elisabeth von Pawel-Rammingen in Amalienruh bei Meiningen, Regierungs- und Gewerbeschulrat Clauß in Erfurt und Regierungsrat Dr. Gelpcke in Berlin, wozu später noch hinzugezogen wurden Freiin von Loen, Weimar, Frau Baurat Roßbach, Arwedshof in Hopfgarten, Bez. Leipzig, Fräulein Anna Bertuch in Reifenstein und Fräulein Anna Steler von Heydekampf in Bad Kösen.

An Stelle von Gräfin Zech wurde Fräulein Anna Bertuch in Reifenstein, die Leiterin der dortigen Wirtschaftsschule, als Geschäftsführerin der G. m. b. H. Kolonial-Frauenschule berufen und der Vorsitz im Aufsichtsrat ging, nachdem Herr Scheidt wegen geschäftlicher Ueberlastung aus dem Aufsichtsrat austrat, auf Herrn Regierungsrat Dr. Gelpcke über, den Schriftführer des zu den ersten

Stiftern der Kolonial-Frauenschule gehörigen „Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien". Neu in den Aufsichtsrat wurden damals, nachdem auch Frau von Oechelhäuser aus Gesundheitsrücksichten ausgeschieden, Fräulein Ida von Kortzfleisch, Fräulein Adelheid von Bennigsen, Hannover und Frau Julie Bassermann in Mannheim gewählt.

Frau Gräfin Zech verließ Witzenhausen im November, um nach Weimar zurückzukehren; die bislang von der Kolonial-Frauenschule benutzten, der Deutschen Kolonialschule gehörenden zwei kleineren Häuser wurden für Zwecke der letzteren eingerichtet, und das von der Kolonial-Frauenschule erworbene große Haus am Johannisberg konnte zwar nicht ohne weiteres wieder verkauft, aber doch zu einem angemessenen Preise vermietet werden, sodaß ein Verlust dadurch nicht entstand.

Der Aufsichtsrat beschäftigte sich nun zunächst erfolgreich mit der Sanierung der Finanzen und konnte darüber schon der 1. Sitzung des Arbeitsrats am

2. Dezember 1910 in Erfurt günstig berichten, in welcher auch Fräulein von Kortzfleisch, in Verfolg ihres Programmes vom 27. Oktober, bereits den positiven Vorschlag machte, ein oder zwei Wirtschaftslehrerinnen und Gärtnerinnen, welche gewillt seien, ihre schon in Deutschland bewährte Lehrtüchtigkeit durch Studien in den Kolonien zu ergänzen und sich dann in den Dienst der Sache zu stellen, auf ungefähr ein Jahr nach Südwestafrika zu entsenden, wo sie in verschiedenen Betrieben praktische Erfahrungen sammeln sollten, um später als wertvolle Lehrerinnen an der Kolonial-Frauenschule zu wirken. Den sich inzwischen meldenden Schülerinnen sollte ab Reifenstein, welches die Korrespondenz darüber unter der Firma „Kolonial-Frauenschule" einheitlich zu führen habe, mitgeteilt werden, daß sie als Kolonialschülerinnen angenommen seien und zunächst den wirtschaftlichen Frauenschulen in Amalienruh, Reifenstein oder Arwedshof überwiesen würden.

Am 1. Februar 1911 fand im Königlichen Schlosse zu Berlin in den Diensträumen des Kabinets J. M. der Kaiserin eine Sitzung des Aufsichtsrats statt, wobei mitgeteilt werden konnte, daß Dank einer Reihe von hochherzigen Spenden nicht nur für volle Deckung der laufenden Verpflichtungen gesorgt, sondern darüber hinaus bereits wieder eine Baar-Reserve von 4 000 Mark gegen etwaige Verluste bei Realisirung von Gebäude und Inventar in Witzenhausen vorhanden sei.

Fräulein von Kortzfleisch berichtete über den geplanten Ankauf des bisher fiskalischen Bades Weilbach im Regierungsbezirk Wiesbaden seitens des „Vereins für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande", der dort eine fünfte Anstalt errichten werde, an welche die Kolonial-Frauenschule angeschlossen werden könne, und weiterhin über die auf ihre Initiative hin geplante und demnächst erfolgende Ausreise einer landwirtschaftlichen und einer Gartenbau-Lehrerin

nach Südwestafrika, wo sie Erfahrungen und Kentnisse für ihre spätere Lehrtätigkeit an der Kolonial-Frauenschule sammeln sollten. Im Anschluß daran wurde beschlossen, zwei weitere Lehrerinnen in Deutschland in Kolonialfächern ausbilden zu lassen und Fräulein von Kortzfleisch die Wahl der Stelle, an welcher die Ausbildung zu erfolgen habe, zu überlassen.

Am 5. Februar 1911 legte Herr Dr. Gelpcke sein Amt als Vorsitzender des Aufsichtsrats nieder und das Ehrenamt wurde provisorisch von dem 1. stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Kammerherrn v. Behr-Pinnow übernommen, der als Vertreter J. M. der Kaiserin, welche den größten Gesellschaftsanteil besitzt, der Kolonial-Frauenschule von Anfang an ein reges Interesse bewiesen hatte.

Da aber Herr von Behr auf die Dauer verhindert war und nachdem man vergebens versucht hatte, zunächst den verdienten früheren Vorsitzenden des Aufsichtsrats, Herrn Kommerzienrat Scheidt aufs Neue für den Vorsitz zu gewinnen, wurden durch schriftliche Abstimmung im März 1911 die Herren Geheimer Oberpostrat Hoffmann in Cassel als Vorsitzender und Moritz Schanz in Chemnitz als 1. stellvertretender Vorsitzender gewählt.

Im März 1911 traten dann mit Mitteln aus einer im Januar 1911 von Fräulein von Kortzfleisch angeregten Lotterie, welche rund 5000 Mark einbrachte, Fräulein Lilly Brüninghaus, hauswirtschaftliche Lehrerin, bislang in Maidburg (Posen) und Fräulein Mathilde Wolff, gartenbauwirtschaftliche Lehrerin, bislang in Arwedshof, ihre Ausreise nach Südwestafrika an, um sich dort über alle Verhältnisse der Haus-, Land- und Gartenwirtschaft, soweit sie für weibliche Tätigkeit in Betracht kommen, zu unterrichten.

Nachdem der Ankauf des Bades Weilbach inzwischen perfekt geworden und die Ortsbesichtigung seitens des Vorsitzenden und des 2. stellvertretenden Vorsitzenden ergeben hatte, daß sich Weilbach auch für die Angliederung der Kolonial-Frauenschule durchaus eigne, fanden die zwischen Herrn Geheimrat Hoffmann und Fräulein von Kortzfleisch geführten Verhandlungen über die Bedingungen, unter welchen der Anschluß der Kolonial-Frauenschule an die in Weilbach zu errichtende Wirtschaftliche Frauenschule erfolgen könne, ihren Abschluß in einer Konferenz dieser beiden Vorsitzenden am

28. Mai 1911 in Cassel. Die Kolonial-Frauenschule soll demnach im Anschluß an die Wirtschaftliche Frauenschule in Weilbach als Internat für gebildete deutsche Frauen und Mädchen im Alter von etwa 18—38 Jahren ausgestaltet werden, die eine koloniale Ausbildung für deutsche Kolonien oder deutsche Ansiedlungen Uebersee suchen. Der jährliche Schul- und Pensionspreis wird auf 1 400 Mark festgestellt. Soweit der Lehrplan der Kolonial-Abteilung nicht mit demjenigen der Wirtschaftlichen Frauenschule zusammenfällt, solle er sich in großen Zügen erstrecken praktisch auf: Koloniale ländliche Hauswirtschaft nebst Tierpflege und Nutzung; Pflanzenbau und dessen Nutzanwendung für Haus und Handel; Tropenhygiene,

Kranken-, Wochen- und Säuglingspflege; etwas von der handwerklichen Technik; sowie theoretisch systematisch geordnete gemeinsame Lektüre und Besprechung über die politische und wirtschaftliche Geschichte unserer Kolonien, ihre Geographie und die dortige Missionstätigkeit. Bezüglich der Aufnahmebedingungen sollten im Allgemeinen die Bestimmungen der Vereinsprospekte der Wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande gelten.

Mit dem Resultat dieser Verhandlungen hatte sich nun zunächst der „Arbeitsrat" zu beschäftigen und dieser bestätigte in seiner am

15. Juni 1811 in Dresden abgehaltenen 2. und letzten Sitzung im großen Ganzen die am 28. Mai in Cassel getroffenen Abmachungen und beschloß, daß die völlige Ausbildung einen Kursus von 1½ Jahren umfassen, wovon sich das erste Halbjahr mit der Ausbildung in der Wirtschaftlichen Frauenschule decken, im zweiten Halbjahr der eigentliche koloniale Unterricht beginnen solle. Die Eröffnung wurde für 1. Oktober 1911 in Aussicht genommen und es herrschte Einverständnis darüber, daß die „G. m. b. H. Kolonial-Frauenschule" nichts unternehmen solle, um die bisherige private koloniale Ausbildung in Arwedshof und Amalienruhe zu unterbinden oder zu erschweren, namentlich für solche Schülerinnen, die eine kürzere Ausbildungszeit wünschen.

Auch die am 15. Juli 1911 in Cassel zusammengetretene Aufsichtsrat- und die 4. Gesellschafter-Versammlung der Kolonial-Frauenschule hießen, nachdem das offizielle Einverständnis des „Vereins für Wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande" inzwischen erklärt worden, ihrerseits die Abmachung vom 28. Mai gut. Dieselben besagen in ihren Hauptpunkten:

Die Kolonial-Frauenschule wird ab 1. Oktober 1911 an die in Weilbach zu errichtende Wirtschaftliche Frauenschule angeschlossen. Der Lehrplan der Kolonial-Frauenschule hat auf die Bedürfnisse der Wirtschaftlichen Frauenschule Rücksicht zu nehmen und wird nach Vereinbarung zwischen dem Vorsitzenden des Aufsichtsrats und der Vorsitzenden des Aufsichtsrats für Schulangelegenheiten (Fräulein von Kortzfleisch) festgestellt. Da der Unterricht der Wirtschaftlichen Frauenschule und der Kolonial-Frauenschule sowohl für die Lehrerinnen, wie für die Schülerinnen, vielfach ineinander greifen muß, wenn der Schulbetrieb nicht erheblich verteuert werden soll, so ist es untunlich, getrennte Rechnung über die Besoldung der Lehrkräfte und über die Kosten für Unterhaltung der Schülerinnen zu führen. Der „Verein" wird deshalb sowohl für den Unterricht, als auch für die Verpflegung der Lehrerinnen und Schülerinnen Sorge tragen und über die Kosten mit der „G. m. b. H. Kolonial-Frauenschule" abrechnen. Für diese Abrechnung soll bis auf weitere Erfahrung folgendes Verfahren gelten.

Aus der Abrechnung der Wirtschaftlichen Frauenschule wird

alljährlich ermittelt, welche Unkosten die Schule dem Verein im verflossenen Geschäftsjahr gemacht hat. Hierbei sind von einmaligen Aufwendungen für Erweiterung des Grundbesitzes oder bauliche Erweiterungen nur die Zinsen und die Amortisation, von dem Inventar die Verzinsung und übliche Abschreibung zu berücksichtigen. Nötige Amortisationen an den Hypotheken sind den Ausgaben hinzuzuzählen. Die so ermittelte Summe, geteilt durch die durchschnittliche Kopfzahl der im Geschäftsjahr vorhanden gewesenen Schülerinnen beider Schulen, ergibt den Betrag der Brutto-Kosten, der auf jede Schülerin entfällt. Dieser Betrag ist von der „G. m. b. H. Kolonial-Frauenschule" an den „Verein für Wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande" nach der Kopfzahl der für die Kolonial-Frauenschule eingeschrieben gewesenen Schülerinnen zu erstatten. Dagegen hat die Gesellschaft Kolonial-Frauenschule das für diese Schülerinnen vereinnahmte Schul- und Pensionsgeld zu beziehen.

Von der Gesellschaft m. b. H. Kolonial-Frauenschule ist außerdem für anteilige Generalunkosten an Porto und Reisen eine Pauschvergütung zu erstatten, die vorläufig auf jährlich 400 Mark festgesetzt wurde.

Weilbach übernimmt das bereits dahin überführte Inventar der alten Kolonial-Frauenschule in Witzenhausen zu einem angemessenen Preise, der später auf 7 600 Mark festgesetzt wurde, gegen einen Bilanzwert von Mark 10, 300.— am 31. März 1911.

Die ausschließlich für Unterricht in kolonialen Fächern bestimmten Lehr- und Anschauungsmittel werden von der G. m. b. H. Kolonial-Frauenschule beschafft und unterhalten und bleiben in deren Eigentum.

Die Stelle der „Geschäftsführerin" der Kolonial-Frauenschule soll der jeweiligen Leiterin der mit ihr verbundenen Wirtschaftlichen Frauenschule in Weilbach übertragen und der Vorsitzenden des „Vereins für Wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande" im Aufsichtsrat der Kolonial-Frauenschule eine besondere Stellung als „Vertreterin des Aufsichtsrats in Schulangelegenheiten" eingeräumt werden.

Dieser Vertrag ist vorläufig auf 5 Jahre abgeschlossen unter dem Vorbehalt einer beiden Teilen zustehenden einjährigen Kündigung am jedesmaligen Oktobertermin.

Das Gesellschaftsvermögen der Kolonial-Frauenschule betrug am 15. Juli 1911 in 29 Stammanteilen 28 500 Mark. Das mit 64 200 Mark zu Buche stehende Grundstück der Kolonial-Frauenschule in Witzenhausen soll baldmöglichst veräußert werden und ist inzwischen anderweit vermietet, wodurch die darauf lastenden Hypothekenzinsen gedeckt sind.

Zur Entlastung der die inneren Schulangelegenheiten leitenden „Geschäftsführerin" und für die vermögensrechtliche und gerichtliche Vertretung der „G. m. b. H. Kolonial-Frauenschule" ernannte die Gesellschaftsversammlung einen im Ehrenamt tätigen „Geschäftsführer" in der Person von Herrn Wilhelm Hamburger, Prokurist des Bank-

hauses L. Pfeiffer in Cassel, der im April 1911 bereits eine eingehende Revision der gesamten Buchhaltung der Kolonial-Frauenschule seit ihrem Beginn vorgenommen hatte. Die Tätigkeit des Geschäftsführers wurde durch eine vom Aufsichtsrat aufgestellte „Geschäftsanweisung" genau umschrieben. Der früheren Geschäftsführerin Gräfin Zech und nachträglich auch noch Frau von Falkenhausen wurde nach Kenntnisnahme des Revisionsberichts von Herrn Hamburger Entlastung erteilt.

Die Tätigkeit des „Arbeitsrats" galt mit erfolgter Rekonstruktion der Kolonial-Frauenschule als beendet.

Als zukünftiger Sitz der Gesellschaft wurde Cassel bestimmt.

Die sich aus der Neu-Orientierung der Kolonial-Frauenschule ergebenden Aenderungen wurden in der Gesellschafter-Versammlung vom 15. Juli 1911 auch durch Vorlage und Annahme neugefaßter Statuten festgelegt.

Schließlich wurde als wünschenswert anerkannt, neben den beiden großen Frauenvereinigungen „Frauenbildung — Frauenstudium" und dem „Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien", die vom Anfang an im Aufsichtsrat der „Kolonial-Frauenschule" vertreten waren, auch den „Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft", in welchen der „Deutschkoloniale Frauenbund" aufgegangen war, vertreten und in enger Fühlung mit der Kolonial-Frauenschule zu sehen. Frau Hedwig Heyl, Berlin, die bereits dem „Arbeitsrat" angehörte und sich wiederholt, besonders auch bei Sanierung der Finanzen, um die Kolonial-Frauenschule verdient gemacht, wurde dementsprechend in deren Aufsichtsrat gewählt, der nunmehr folgende Zusammensetzung aufwies:

Vorsitzender: Geheimer Oberpostrat Hoffmann, Cassel; 1. stellvertretender Vorsitzender Moritz Schanz, Chemnitz; 2. stellvertretender Vorsitzender Hofmarschall v. Rantzau, Braunschweig; ferner Professor A. Fabarius, Direktor der Deutschen Kolonialschule, Witzenhausen; Hofdame Freiin v. Loen, Weimar; Frau Julie Bassermann, Mannheim als Vertreterin des Vereins Frauenbildung — Frauenstudium; Fräulein Adelheid von Bennigsen, Hannover, Vorstandsdame des Deutsch-Evangelischen Frauenbunds; Fräulein Ida von Kortzfleisch, Reifenstein, Vertreterin des Vereins für Wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande; und Frau Kommerzienrat Hedwig Heyl, Berlin, Vertreterin des Frauenbunds der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Nachdem die von der Gesellschafterversammlung am 15. Juli gutgeheißenen Abmachungen zwischen der „G. m. b. H. Kolonial-Frauenschule" und dem „Verein für Wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande" am 20/21. Juli 1911 auch in rechtsgültiger Form festgelegt, der neue Prospekt im Laufe des Sommers versandt und die erforderlichen Umbauten des Kurhauses mit seinen Nebengebäuden in Bad Weilbach fertiggestellt waren, konnte die dortige Schule am 17. Oktober 1911 mit zunächst 26 Schülerinnen eröffnet werden, worunter anfänglich nur eine Kolonialschülerin war, bis zu Ostern 1912 deren acht weitere hinzutraten.

Bad Weilbach ist gesund und freundlich am südlichen Abhang des Taunus in der Main-Ebene gelegen, von der Eisenbahnstation Flörsheim an der Bahnlinie Frankfurt—Wiesbaden auf Fußweg in 20 Minuten zu erreichen, und die für Schulzwecke hergerichteten geräumigen und luftigen Gebäude der ehemaligen Kuranstalt sind von einem großen schattigen Park umgeben.

Vorsteherin der Vereinigten Schulen wurde Fräulein Mathilde Groschupf, bislang Lehrerin an der Schwesterschule Reifenstein, neben ihr wirkten 4 hauswirtschaftliche und 3 landwirtschaftliche Lehrerinnen. Die beiden im März 1911 nach Südwestafrika entsandten Lehrerinnen hatten dort umfassende Gelegenheiten gefunden, Land und Leute kennen zu lernen, traten im April 1912 ihre Rückreise mit kürzeren Aufenthalten im Kapland und in Deutsch-Ostafrika an, und nach ihrer im Juni 1912 erfolgten Rückkehr nahm Fräulein Wolff ihre Tätigkeit an der Kolonial-Frauenschule auf, während Fräulein Brüninghaus Gesundheit durch die Reise leider derart angegriffen war, daß sie die Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit aussetzen mußte.

Die Sanierung der Finanzen konnte Dank weiterer Schenkungen im Geschäftsjahr 1911/12 glücklich beendet und das Reservekonto auf 5500 Mark gebracht werden. Die Gesamthöhe der Sonderspenden von 1910/11 hatte 17 500 Mark erreicht.

Der Aufsichtsrat bemühte sich aber auch weiterhin darum, die finanziellen Grundlagen der Kolonial-Frauenschule zu festigen. Da ebenso wie die Wirtschaftliche Frauenschule, so auch die Kolonial-Frauenschule bei einem Schul- und Pensionsgeld von jährlich 1 400 Mark nur durch Unterstützung aus öffentlichen und privaten Mitteln ihr wirtschaftliches Bestehen finden kann, so bewilligte das Reichs-Kolonialamt auf entsprechenden Antrag für 1912 einen jährlichen Reichszuschuß von 300 Mark für jede Kolonialschülerin und erhöhte diesen Betrag ab 1913 auf je 500 Mark.

Daneben bewilligte der Verwaltungsrat der Wohlfahrtslotterie eine Summe von zunächst 5000 Mark zur Gewährung von Stipendien an solche Kolonialschülerinnen, die zwar nach jeder Richtung hin geeignet, aber nicht in der Lage sind, den vollen Pensionspreis von jährlich 1 400 Mark zu zahlen.

Da die Stellenvermittlung für mit Erfolg ausgebildete und charakterlich bewährte Kolonialschülerinnen satzungsgemäß auch zu den Obliegenheiten der Gesellschaft gehört, so setzte sich der Aufsichtsrat zur Förderung dieses Zweckes im April 1912 mit den Gouvernements unserer sämmtlichen Schutzgebiete in Verbindung.

In der 5. Gesellschafter-Versammlung, welche am 2. Juni 1912 im Hamburger Frauenklub stattfand, wurde betreffs der Stellenvermittlung in den Kolonien aber als praktischer vorgeschlagen und beschlossen, Hand in Hand mit dem „Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft“ und den diesen zur Verfügung stehenden Vertrauenspersonen zu arbeiten. In den Aufsichtsrat wurde Freiherr von Spitzenberg, Berlin, Kabinetsrat J. M. der Kaiserin, zugewählt.

Nachdem die Gesamtzahl der Schülerinnen in Weilbach im Sommersemester 1912 bereits auf über 50 gestiegen, worunter 10 Kolonialschülerinnen, wurde für letztere das frühere Arzthaus zu einem besonderen „Kolonialhaus" für Wohn- und Lehrzwecke hergerichtet und im April 1913 bezogen. Zur teilweisen Deckung der dadurch und die Beschaffung eines dem gemeinsamen Betrieb der beiden Schulen dienenden, im Herbst 1912 fertiggestellten Gewächshauses verursachten Kosten schoß die „G. m. b. H. Kolonial-Frauenschule" aus ihren flüssigen Mitteln dem „Verein für Wirtschaftliche Frauenschulen" 6000 Mark gegen 4% Verzinsung und Tilgung in 10 Jahresraten vor und bewilligte im Jahre 1913 in dankbarer Anerkennung der ihr vom Verein geleisteten wertvollen Dienste weitere 3000 Mark zinsfrei auf vorläufig 5 Jahre.

Im Verfolg der bereits in der Sitzung vom 2. Juni gegebenen Anregung fand am 7. Dezember 1912 im Büro des „Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft" in Berlin eine Beratung zwischen dessen Vertreterinnen und Aufsichtsratsmitgliedern der Kolonial-Frauenschule statt und es wurde dabei eine engere Verbindung dieser beiden Vereine besprochen derart, daß zur Vermeidung einer Zersplitterung der auf parallele Ziele gerichteten Kräfte und in Berücksichtigung des Umstands, daß die Zahl der für gebildete junge Mädchen und Frauen in den Kolonien sich darbietenden Stellen zur Zeit noch gering und die Kolonial-Frauenschule, deren Einrichtung die bestmögliche Vorbildung in der Heimat für die Kolonien bieten, auf absehbare Zeit in der Lage ist, den Bedarf an Anwärterinnen für solche Stellen zu befriedigen, der Frauenbund dahin wirken wird, junge Mädchen und Frauen aus gebildeten Familien, die sich für die Kolonien vorzubereiten wünschen, durch seine zahlreichen Abteilungen auf die Einrichtungen der Kolonial-Frauenschule aufmerksam zu machen. Die Propaganda für die Kolonial-Frauenschule soll deshalb nicht von dieser direkt ausgeübt, sondern vorwiegend dem Frauenbund überlassen werden, dessen Büro auch die Stellenvermittlung mit Hülfe seines ausgedehnten Netzes von Vertrauensleuten in den Kolonien übernimmt.

Dieses Abkommen wurde nach erfolgter Zustimmung der Aufsichtsräte von Frauenbund und Kolonial-Frauenschule rechtskräftig.

Für Nord- und Mittel-Südwestafrika bietet auch die von Frau von Falkenhausen in Brakwater bei Windhuk errichtete „Heimfarm" Erholungsbedürftigen und Stellensuchenden gegen geringen Pensionspreis Aufnahme. Schon im Jahre 1912 hatte der Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft Frau Oberstleutnant Sprandel in Stuttgart beauftragt, die Aussendung einfacher und gebildeter Mädchen nach der Heimfarm Brakwater zu leiten, wo sie in 8—14 Tagen, zuweilen noch schneller Stellung finden. Die Kosten der Reise bis nach Brakwater und des Aufenthalts dort bezahlt die Deutsche Kolonialgesellschaft für die jungen Mädchen.

Das Sommerhalbjahr 1913 begann in Weilbach mit 60 Schülerinnen, über welche Zahl nicht hinaus gegangen werden soll,

darunter 14 Kolonialschülerinnen, deren volle Ausbildung bis zu $1^1/_2$ Jahren dauert. Sie deckt sich im ersten Halbjahr mit der Ausbildung der Wirtschaftlichen Frauenschulen. Die eigentlich kolonialen Unterrichtsfächer beginnen im zweiten Halbjahr. Für die kolonialen Unterrichtsfächer allein können auch solche Schülerinnen Aufnahme finden, die einen $^1/_2$—1-jährigen Kursus in einer Wirtschaftlichen Frauenschule oder einer anderen gleichwertigen hauswirtschaftlichen Ausbildungsanstalt nachweisen können. Der Gesamtunterricht der Kolonial-Frauenschule umfaßt:

Einfache Küche. Backen von Schwarz-, Weißbrot und Kuchen, Zerlegen, Verwerten, Aufbewahren des Fleisches; Pökeln, Räuchern, Wurstbereitung usw. Konservieren von Gemüse und Obst, Obstweinbereitung.

Waschen und Plätten. Reinigen der Zimmer, Küche und Gerätschaften, Lampenputzen, Metallputzen. Ausbessern von Wäsche und Kleidern, Weißnähen, Schneidern.

Allerlei in den Haushaltungen der Kolonien nötige Handfertigkeiten, kleinere Reparaturen, Löten, Anstreichen, Polstern, Lederarbeiten usw. Für die Unterweisung in diesen handwerksmäßigen Fertigkeiten wurden in Flörsheim bei Weilbach wohnende Handwerker genommen, die sich als hierfür geeignet erwiesen und den Unterricht erfolgreich durchführen.

Pflege des Hühnerhofs, der Gemüse- und Obstgärten, Bienenzucht. Milchverarbeitung, Viehhaltung und sonstige landwirtschaftliche Arbeiten.

Grundzüge der praktischen Buchführung

Kolonial-Geographie und Geschichte, Wirtschaftslehre. Koloniale Lektüre.

Allgemeines über Tier- und Pflanzenkunde, Schutz gegen Insekten, sowie Tierheilkunde.

Unterweisung in Kranken-, Wochenbett- Säuglings- und Kinderpflege. Nachdem bereits seit April 1912 zwei der vorgeschrittenen Kolonialschülerinnen Kurse zur Einführung in die Kinder und Säuglingspflege wöchentlich einmal im Säuglingsheim zu Frankfurt a. M. besuchten, während der theoretische Unterricht in Hygiene und Krankenpflege zu Weilbach selbst durch einen Arzt erfolgte, ist es dem Entgegenkommen des Vereins vom Roten Kreuze in Frankfurt a. M. zu danken, daß er laut einem getroffenen Abkommen die vorgeschrittenen Schülerinnen der Kolonial-Frauenschule für eine mindestens auf ein Vierteljahr berechnete Ausbildung in sein Schwesternhaus aufnimmt. Als Entschädigung hierfür wird ein mäßiges Kostgeld an den Verein vom Roten Kreuz in Frankfurt bezahlt. Die Ausbildung zerfällt in zwei Teile und zwar in Ausbildung in der allgemeinen Krankenpflege nach Art der Ausbildung der Helferinnen für den Kriegsfall, mit den kolonialen Verhältnissen entsprechenden Aenderungen, ferner in Ausbildung in den Grundlagen der Geburtshülfe, sowie in Wochenbett-, Säuglings- und Kinder-

pflege. Endlich werden die Schülerinnen auch in Arzneikunde unterwiesen.

Mit der wichtigen Einrichtung dieses Kursus in allen Zweigen der Krankenpflege haben die Schuleinrichtungen in der Hauptsache ihren Abschluß gefunden.

Das Sommersemester 1913 begann mit 14 Kolonialschülerinnen und die Aufsichtsratssitzung und die 6. Gesellschafter-Versammlung, welche am

7. Mai 1913 erstmalig in Bad Weilbach staltfanden, konnten mit Genugtuung feststellen, daß sich die Kolonial-Frauenschule, nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten, nunmehr in gesunder und aussichtsvoller Entwicklung befindet und in der Lage ist, besonders wertvolle Kräfte für die koloniale Betätigung auszubilden.

Das wegen der Angliederung der Kolonial-Frauenschule an die Wirtschaftliche Frauenschule in Weilbach bestehende Vertragsverhältnis beruht auf einer den Interessen beider Teile gerecht werdenden Unterlage und hat bis jetzt nach keiner Seite hin Unzuträglichkeiten ergeben.

Bei weiterer einmütiger Zusammenarbeit der beiden Gesellschaften ist zu erwarten, daß die Kolonial-Frauenschule aus den gegenwärtigen Anfängen zu der von ihren Gründern gewünschten Entwicklung und Blüte gelangen wird, und von der neuerdings eingegangenen Verbindung mit dem „Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft" ist eine planmäßige Vermittlung zur Ueberführung der Schülerinnen in geeignete koloniale Betätigung zu erhoffen.

Dieses Zusammenwirken der auf verschiedenen Gebieten tätigen Kräfte ist besonders dazu angetan, die für unsere Kolonien so wichtige Zuführung gut vorbereiteter weiblicher Hülfskräfte zu fördern und dadurch zur Lösung der Frauenfrage in den Kolonien beizutragen.

Ihre Majestät die Kaiserin besuchte Weilbach im Juli 1913 und gab damit einen neuen Beweis für ihr Interesse an dem Unternehmen.

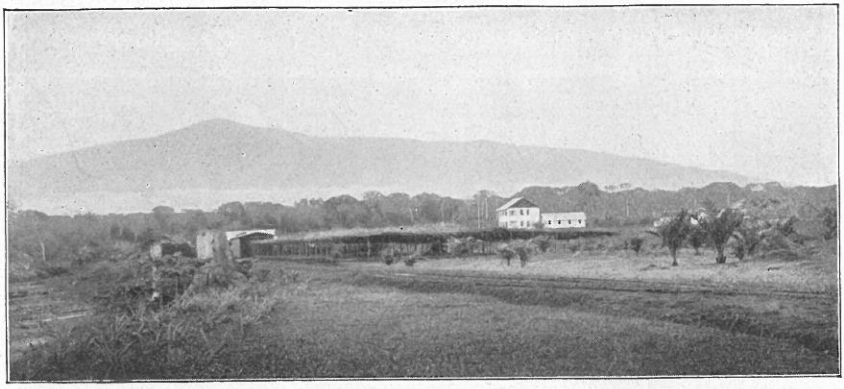
Der um den Wiederaufbau der Schule hochverdiente 1. Vorsitzende, Geheimrat Hoffmann, Cassel, starb am 26. August 1913 und nachdem zunächst der 1. stellvertretende Vorsitzende, Moritz Schanz, die Führung des Vorsitzes übernommen, im November aber sein Amt niederlegte, wurde der bekannte Kolonialmann, Herr F. F. Eiffe, Hamburg, als 1. Vorsitzender gewonnen.

Strandpartie beim Kakaohafen Victoria (Kamerun).

Die Bilder aus Kamerun wurden uns von der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Viktoria" in Berlin in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

Direktionsgebäude am Kakaohafen Victoria.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria.")



Prinz Alfred-Pflanzung mit großem Kamerunberg.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria.")

Faktoreigebäude in Victoria.

(Westafrikanisch: Pflanzungsgesellschaft „Victoria".)

2. Züchtungsversuche im landwirtschaftlichen Versuchsgarten der Deutschen Kolonialschule, unter Leitung von Dr. Thiele.

Im Jahre 1910 wurden im landwirtschaftlichen Versuchsgarten die ersten Züchtungsversuche mit einem Roggen gemacht, den wir als eine Neuzüchtung in wenigen Exemplaren erhalten hatten. Da es sich bei der Ernte herausstellte, daß der Roggen noch nicht genügend durchgezüchtet war, wurde eine Individualauslese vorgenommen und 50 Eliten im Jahre 1912 ausgesät. Die von diesen geernteten Körner konnten im Herbst des genannten Jahres nicht ausgelegt werden, da das neue Versuchsfeld, das jetzt seinen definitiven Platz in der sog. kleinen Baumschule erhalten hat, erst im Frühjahr 1913 eingerichtet wurde. Die nächste Aussaat erfolgte daher erst im Herbst 1913. Im Jahre 1912 wurde der erste Versuch mit der Bildung einer Züchtungsgruppe gemacht, doch konnten die Arbeiten, besonders der schlechten Witterung wegen, nicht durchgeführt werden. Erst das Jahr 1913 ließ uns einen Schritt vorwärts kommen. Es wurden außer dem genannten Roggenzüchtungsversuch eine Hafer- und eine Hirseauslese vorgenommen. Die letztere wird in dem kommenden Jahre, da sie mißglückt ist, von neuem in die Wege geleitet werden. Vom Mais sind ein Abbauversuch, eine Auslese und eine Kreuzung geplant. Bei den Hülsenfrüchten sind verschiedene Kreuzungsversuche gemacht worden, um diese Verfahren kennen zu lernen. Ferner wurden drei Kartoffelauslesen, eine Mohn-, eine Cigarren- und eine Cigarettentabakauslese begonnen, daran wird sich im laufenden Jahre eine Rübenzüchtung anschließen.

Die Eliten werden zur Zeit in dem landwirtschaftlich botanischen Garten ausgepflanzt, da uns vorläufig ein Zuchtgarten nicht zur Verfügung steht. Vor allem ist uns daran gelegen, die einzelnen Züchtungsverfahren kennen und die Merkmale der Pflanzen beobachten zu lernen, weiter uns mit den Arbeiten vertraut zu machen, die bei den Züchtungsverfahren, der Aufbereitung der Ernte usw. geleistet werden müssen. In diesem ersten Jahre sind es nur einige wenige Berichte, die wir liefern können und die von den einzelnen Herren wie folgt selbst gegeben werden sollen:

Steinmetz:

Schwarzer tartarischer Fahnenhafer.

Bei der Ernte des schwarzen tartarischen Fahnenhafers im landwirtschaftlichen botanischen Garten fiel ein Exemplar durch die bedeutende Entwicklung der Rispe auf. Die Rispe war fattgelb im Vergleich zu anderen Pflanzen. Da die Spindel erst nach der Ernte bemerkt wurde, konnte keine Feststellung des Halmgewichtes, der Halmlänge und des Gewichtes der Wurzel gemacht werden. Die Ermittelungen an der Rispe und den Körnern ergaben folgendes Resultat: Länge der Rispe 36 cm; Länge der Hauptrispe 26,8 cm, mit 8 Nebenrispen, deren Längen mit 12,3; 8,1; 8,8; 8,4; 3,3 und 3,2 cm festgestellt worden.

Vier Nebenrispen 1. Ordnung hatten die Längen 28,5; 24,1; 14,1 und 16,1 cm. Sie hatten 10, 12, 8 und 6 Nebenrispen 2. Ordnung (Längen 14; 6,4; 5,4; 15,8 cm).

Diese Nebenrispen 2. Ordnung hatten bis zu 10 Nebenrispen 3. Ordnung.

Die Pflanze hatte noch 515 Körner. Das Gewicht der Körner und der Spindeln betrug 10,24 g. 1000 Körner wogen nach Berechnung 16,91 g.

Zweck und Ziel der Züchtung soll sein: kurzes Stroh, möglichst große Rispen und reicher Kornertrag.

Brepohl:

Mohn.

Aus den 5 Mohnparzellen des Düngungs-Versuches wurden die 3 kräftigsten Pflanzen mit den gleichmäßigsten Kapseln ausgelesen. Von den 14 Kapseln wurden 6 ausgewählt, die im Verhältnis zur Größe das höchste Samengewicht hatten.

Von dem Samen werden die besten ausgesät, einmal zum Vergleich der Nachkommenschaften, weiter zur Erzielung von kräftigen Pflanzen mit gleichmäßig ausgebildeten Kapseln und hohem Korngewicht.

Rost:

Dunkelroter Mais.

Einige Pflanzen der genannten Sorte zeigten bei der Blüte weiße Stempel und helle Staubgefäße, während andere rote Stempel und teils helle, teils dunkelrote Staubgefäße hatten. Das legte die Vermutung nahe, daß die Sorte noch nicht beständig ist, sondern teilweise auf ihre Ursprungsformen zurückschlägt. Eine genauere Untersuchung zeigte folgendes Bild: Eine der Pflanzen hatte helle Staubgefäße und Stempel und 61 dunkelrote Körner mit einem Durchschnittsgewicht von 0,14 g.; die zweite zeigte helle Staubgefäße und roten Stempel, sie hatte 142 dunkelrote Körner von 0,21 g.; die dritte hatte gleichfalls helle Staubgefäße und rote Stempel und 86 meist dunkelrote Körner von durchschnittlich 0,18 g., und eine vierte mit dunkelroten männlichen und weißen weiblichen Blüten, hatte 128 dunkelrote Körner von 0,22 g. Durchschnittsgewicht. Es wird sich erst in den nächsten Jahren zeigen, ob die oben erwähnte Vermutung richtig ist, da ein getrennter Anbau der Samen der geernteten Pflanzen ausgeführt wird.

Hermann:

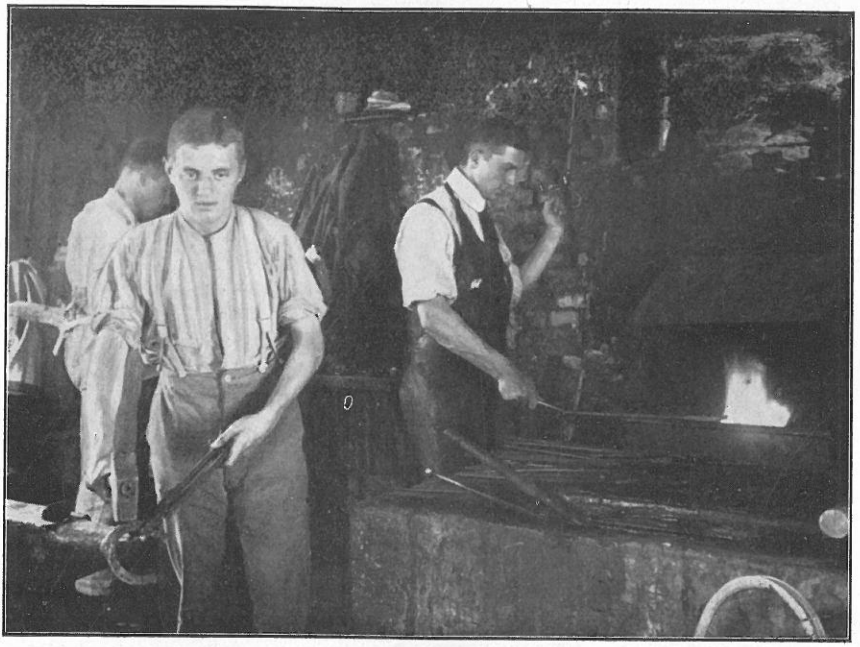
Tabakzüchtung.

Es soll eine Tabakpflanze gewonnen werden, deren Blätter sich gut zur Herstellung von Cigarettentabak eignen. Solche Pflanzen sollen schwache Rippen und helle schmale Blätter haben. Diese Eigenschaften zeigte in dem landw. bot. Garten die Sorte Seres. Von einer Pflanze wurde der größte Teil der Blüten ausgebrochen und nur die stärksten und schönsten stehen gelassen; darauf wurde der ganze Blütenstand in einen Gacebeutel eingeschlossen, um Fremdbestäubung zu verhindern. Die schwersten Samen werden zur Nachzucht im Zuchtgarten verwendet. Die beiden besten Kapseln wogen 0,152 und 0,115 g.

Bernhold:

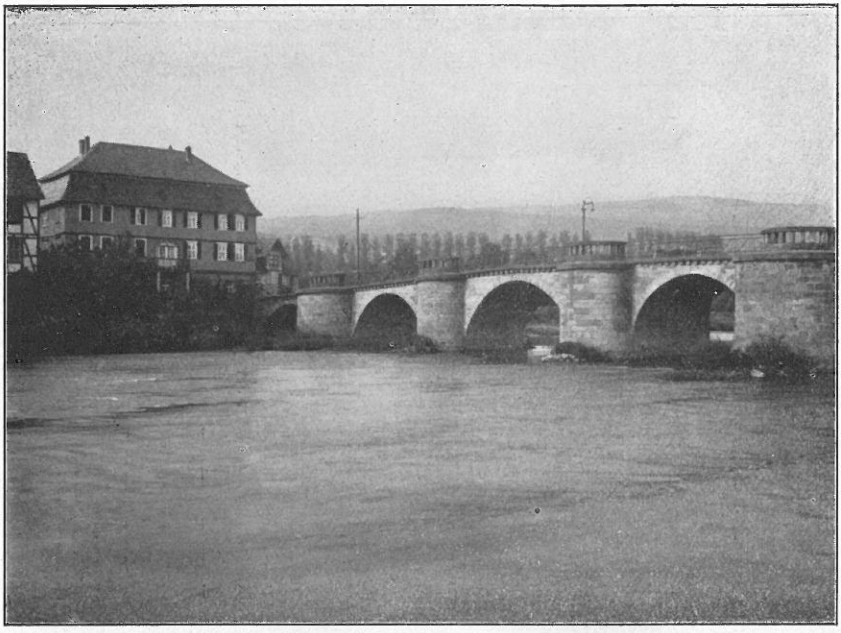
Züchtung von Zigarrentabak.

Am 15. August 1913 wurde in dem landwirtschaftlich-botanischen Garten unter den verschiedenen Tabaksorten eine Pflanze von Java gindjag Kenango zur Zuchtwahl ausgelesen. Sie zeichnete sich durch einen kräftigen Wuchs aus und besaß 16 große, breite hellgrüne Blätter mit verhältnismäßig dünnen Rippen. Um die Blüte dieser Pflanze vor Fremdbestäubung zu schützen, wurden die in der Nähe befindlichen Tabakstauden ihrer Blüten beraubt und der Blütenstand in eine Gacehaube eingeschlossen. Die Gesamtlänge der Staude betrug 1,68 m, die 4 größten Blätter maßen 38, das kürzeste 27 cm, bei einer größten Breite von 19 cm. Samenkapseln wurden der Pflanze 20 belassen, davon wogen 2 Kapseln je 0,400 g, das Samengewicht dieser betrug je 0,183 g; diese sollen im kommenden Jahre im Zuchtgarten ausgesät werden. Als Zuchtziel kommt in Betracht: Große, feine Blätter mit heller Farbe.



Kolonialschüler bei der praktischen Arbeit: Schmiede.

Kolonialschüler bei der praktischen Arbeit: Stellmacherei.



Werrabrücke Witzenhausen.

Schülerzimmer.

3. Mein Aufenthalt in Afrika.

Vortrag von Karl Kübel gehalten im Kursaal, Neubau zu Cannstatt.

Der freundlichen Einladung von Herrn Major Dürr, Ihnen hier einiges über meinen Aufenthalt in Afrika zu erzählen, leiste ich gerne Folge, und werde Ihnen gerne über meine Erfahrungen draußen einiges mitteilen, indem ich im voraus auf Ihre Nachsicht rechne, wenn ich Ihnen keinen formvollendeten Vortrag halte, aber Sie werden begreifen, daß man in der Einsamkeit Afrikas keine Gelegenheit hat, sich zum Redner auszubilden.

Es war am 10. Juli 1910, als ich als Passagier der Gertrud Wörmann nach 3 wöchentlicher Fahrt von Marseille aus in die Bucht der palmenumrahmten Stadt Tanga einfuhr. Tanga, nach der langen Reise die erste deutsche Station, bildet den nördlichsten Küstenbezirk unserer Kolonie, es ist Ausganspunkt der Usambarabahn. Die herrlichen Usambaraberge, die auf der Ostseite nach Tanga zu abfallen, bilden dort das wichtigste Plantagengebiet. Auf der Höhe wird Kaffee und Kautschuck, nach den Tiefländern zu Baumwolle und Sisalagaven neben Kautschuck und an der Küste selbst werden vor allem Kokospalmen gebaut.

Am 11. Juli erreichten wir Daressalam.

Es wird Ihnen bekannt sein, welch prächtigen Hafen uns die Natur an der Küste Daressalams geschenkt hat. Es begrüßt uns eine herrlich grüne Vegetation — Mangroven und Palmen — äußerst freundlich ist der Anblick Daressalams selbst mit seinen schönen weißen Gebäuden und seinen 2 stolzen Kirchen. Bei der Landung berührt es uns angenehm, eine große Anzahl bequemer Beförderungsmittel vorzufinden, die Rikschahs, kleine 2 rädrige Wagen, die an Stelle des Pferdes von einem kräftigen Eingeborenen gezogen werden. Die Rikschahs selbst sind für 2 Personen bestimmt und sind infolgedessen bedeutend breiter als die Rikschahs, die ich bei meinem früheren Aufenthalt auf Ceylon gesehen habe. Die Rikschahs auf Ceylon bieten nur Sitzgelegenheit für eine Person und sind darum viel handlicher, auch stellen sie naturgemäß an den Eingeborenen keine so große Kraftanforderung. Infolgedessen kann der Eingeborene auch viel größere Entfernungen damit zurücklegen.

Daressalam hat jetzt eine weiße Bevölkerung von 1050 Europäern, darunter 950 Deutsche. Die gesamte weiße Bevölkerung Deutsch Ostafrikas betrug am 1. Januar d. Js. rund 5400 Europäer, darunter 4100 Deutsche. Sie hat im Laufe eines Jahres um 470 Köpfe zugenommen. In Wirklichkeit hat sich jedoch die deutsche Bevölkerung um 530 Köpfe vermehrt, was sich dadurch erklärt, daß die Zahl der Griechen um 128 zurückgegangen ist, eine Folge des Balkankrieges, der damit auch direkt auf unser Schutzgebiet Einfluß gehabt hat. Die landfremde farbige Bevölkerung beläuft sich auf 15000 Köpfe, darunter sind nahezu 9000 Inder, 4000 Araber

und 2000 verteilen sich auf die Sudanesen, Somalis und andere afrikanische Stämme. Die eingeborene Bevölkerung selbst beträgt 7—8 Millionen.

Kilwa, das der südlichste Küstenhafen war, den ich berührte, hat als Bezirk 49 Europäer und nur 2 davon sind Griechen. Kilwa liegt 9 Grad südlicher Breite und 39 Grad östlicher Länge. Es gibt jedoch 2 Orte mit dem Namen Kilwa, der eine mit dem Beinamen Kivindsche, welcher jetzt der Haupthandelsplatz und Sitz des Bezirksamts ist und der andere mit dem Beinamen Kisiwani, welcher 30 Kilometer südlich davon liegt und keinerlei Bedeutung mehr besitzt. Der letztere Hafen ist aber interessant wegen seiner imposanten Ruinen, die Zeugnis geben aus der Zeit, wo es unter persischer, später unter portugiesischer Herrschaft einer der Haupthandelsplätze der ostafrikanischen Küste war. Namentlich im vorigen Jahrhundert zogen sich die Araber im Kampfe gegen die Engländer um den Sklavenhandel mehr und mehr von dort zurück. Der jetzige Hafen von Kilwa Kivindsche ist von der Natur nicht besonders bevorzugt, der Küstendampfer muß weit ab vom Lande Anker legen, zum Zwischenverkehr dienen dann die arabischen Dhaus. Das heutige Kilwa hätte höchstens durch den Bau der Südbahn nach dem Njassasee ein bedeutender Handelsplatz werden können. Jenes Projekt, das vor 4 Jahren beinahe ausgeführt worden wäre, ist aber heute vollständig fallen gelassen worden, da auf der ganzen Strecke Kilwa-Liwale-Ssongea keinerlei ins Gewicht fallende Produkte zur Beförderung in Betracht kommen.

Das Ziel meiner Reise war Liwale, wohin ich für 3 Jahre auf eine Pflanzung angagiert war.

Gerade auf der Strecke Kilwa-Liwale sind schlechte Bodenverhältnisse und ist zeitweise ganz ungenügend Wasser vorhanden, so daß in der Trockenheit die Karawanen infolge Wassermangels den direkten Weg von Kilwa nach Liwale nicht gehen können, sondern gezwungen sind, einen ca. 3—4 Tage weiteren Umweg über den Matandu zu machen. In Kilwa hat die Hamburger Großfirma, für welche ich draußen tätig war, ein Handelshaus, dort brachte ich zunächst 10 Tage zu, um die Vorbereitung für meine Reise nach Liwale zu treffen. In Anbetracht seiner Einwohnerzahl war ich daselbst über den guten Besuch des Hotels überrascht, denn ich konnte täglich bei dem Dämmerschoppen eine große Anzahl Deutsche vorfinden, was sich aber damit erklärt, daß die Leute in der Kolonie in ihrer Einsamkeit eben das Bedürfnis haben, sich abends zu unterhalten.

Die Reise ins Innere trat ich in Gemeinschaft eines Herrn jenes Handelshauses an, wodurch ich aller Reisesorgen enthoben wurde. Wir hatten ca. 70 Träger, da wir gleichzeitig auch noch Waren in die Filiale nach Liwale zu bringen hatten, außerdem hatten wir 8 Diener und 2 Aufseher. Für unsern persönlichen Bedarf hatten wir filtriertes Wasser von Kilwa mit, nach Verbrauch desselben mußten wir aber auch nolens volens mit dem schmutzigen Wasser vorlieb nehmen, das wir eben gerade antrafen und mußten

überhaupt froh sein, daß die Wasserstellen damals noch nicht ausgetrocknet waren. Wir konnten übrigens bequem abwarten, bis das Wasser genügend abgekocht war, da wir einige Lasten Exportbier mitgenommen hatten. Auf den Märschen richteten wir uns so ein, daß wir gegen 10 Uhr bereits im Lagerplatz eintreffen konnten. Wir freuten uns dann, die müden Glieder auszustrecken und zu der heißen Tageszeit nicht gehen zu müßen. Ich betone, daß wir die ganze Strecke von Kilwa nach Liwale zu Fuß gegangen sind, ohne eine Hängematte, die draußen auf Reisen fast unentbehrlich ist, zu benutzen. Ich habe dann später auf einer anderen Reise, wie auch auf der Pflanzung das Getragenwerden in der Hängematte kennen gelernt und fand es natürlich außerordentlich bequem. Man rechnet auf Märschen für eine Hängematte 8 Träger, die abwechselnd je zu zweien den Stamm der Hängematte tragen, allerdings riskiert man, daß wenn einer der beiden Träger ausgleitet, man mit dem Boden mehr oder weniger hart in Berührung kommt. Im großen Ganzen haben wir aber sehr gute Träger draußen, deren sicherer Gang geradezu staunenswert ist.

Der Pfad nach Liwale führt durch hügeliges Gelände, lichter Laubwald wechselt mit hohen Gras- und niederen Baumsteppen ab. Landschaftlich ist die Gegend weniger schön, da gerade in den Steppen statt einer üppigen Vegetation mit lebhaftem Grün alles nur matt und fad erscheint.

Interessant auf der Reise sind die ersten Morgenstunden, wo man mitunter Gelegenheit hat, Wild zu sehen, das sich gerne in aller Frühe, nachdem es sich den Gefahren des Raubzeugs entfernt weiß, etwas ergeht. Für viele Europäer bildet gerade das Raubzeug einen Hinderungsgrund, um schon bei Nacht aufzubrechen, kommt es doch mitunter vor, daß der Leopard, indem er dem Geruch der Menschen nachgeht und sie von hinten angreift, die Leute schlägt und zwar oft mehrere rasch hintereinander. Meist sind nun aber glücklicherweise die Wunden der Leopardentatze nicht allzusehr gefahrvoll, sie heilen bei richtiger Behandlung verhältnismäßig sehr rasch und hiervon zurückbleibende Narben kennzeichnen dann auf Lebenszeit den Geschlagenen.

Weit gefürchteter als der Leopard ist der Löwe, der aber, so stark er als der König der Tiere ist, durch seine bekannte Feigheit nur beschränkt gefährlich ist. Ihn hält die Lampe, die natürlich bei dem frühen Aufbruch in der Nacht auf Reisen nicht fehlen darf, an sich schon ab, näher zu kommen. Durch die große Menge gehender Menschen würde er sich doppelt beunruhigt fühlen und von einem Angriff eines Löwen auf eine größere dahinziehende Karawane habe ich noch nie gehört, wohl aber, daß er 2—3 alleingehende Personen angreift, zumal ja die Eingeborenen die Gewohnheit haben, ohne jeden Schutz und ohne Licht, wenn es sein muß eventl. im Interesse ihres Handels, auch bei Nacht zu gehen. Hauptsächlich sieht es der Löwe auf die im freien Lager schlafenden Personen ab und seiner Freßlust gegenüber tritt manchmal seine

Scheu vor dem hellauflodernden Lagerfeuer zurück. Ist der Geschlagene nach dem Angriff des Löwen noch beim Bewußtsein, so fängt er ein mörderisches Geschrei an, worauf sich der Löwe aus dem Staube macht. In diesem Falle ist dann bei sofortiger Behandlung der Eingeborene eventl. noch zu retten, meist aber wird die Wunde brandig und ist jede Behandlung umsonst. Man kann ruhig sagen, daß die Art des Eingeborenen, den Löwen durch Gebrüll zu verjagen, die einzig richtige ist. Gewiß wird er auch durch Schüsse abgeschreckt werden, aber wenn man bei Nacht inmitten einer Karawane auf den Löwen schießen wollte, den man noch gar nicht zu Gesicht bekommt, so würde man entschieden mehr Unheil anrichten als es durch Zufall nützen könnte. Es wird Ihnen ja bekannt sein, daß Anfang dieses Jahres sich ein außerordentlich tragisches Unglück ereignete, wo ein jung verheirateter Oberleutnant, der damals erst kurze Zeit aus seinem Urlaub von Europa zurück war, auf seiner Reise bei Nacht seine junge Gattin durch einen Schuß verlor, den ein Askari infolge der in der Karawane ausgebrochenen Aufregung über einen in der Nähe brüllenden Löwen, abgab. Durch das Gebrüll des Löwen darf man sich auch nicht so leicht abschrecken lassen, da man ihn noch Kilometerweit hört und zweitens soll er, wie mir die Eingeborenen erzählt haben, durch sein Gebrüll eine gewisse Befriedigung zeigen, also namentlich dann brüllen, wenn er sich voll gefressen hat.

Mitunter hört man auch draußen, das schakalartige Gebrüll der Hyäne, die aber dem Menschen wohl kaum gefährlich ist.

Wie Sie wissen, kann man das Raubzeug verhältnismäßig leicht abfangen, durch Stellung eiserner Falleisen. Man stellt dieselben gern auf Wege auf, die den Rand größerer lichten Stellen im Walde passieren, besonders gern auch an den Grenzwegen von Pflanzungen, weil die Raubtiere die Gewohnheit haben, solchen Wegen entlang zu laufen, von wo aus sich ihnen ein großes Jagdfeld bietet. Nicht selten tölpelt auf diese Weise so ein lästiges Raubtier in die Falle. Es kommt dann mitunter vor, daß das Raubtier seine Pfote aus der Falle herauszuziehen vermag, oder dieselbe abbeißt und weiter geht. So hat auch in meiner Falle ein Löwe ein Andenken zurückgelassen. Auf den Abschuß von Löwen ist eine Prämie von Mk. 15.— auf den von Leoparden eine solche von Mk. 10.— gesetzt. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß die Eingeborenen zum Teil heute noch mit Speer, Pfeil und Bogen mutig auf diese Raubtiere Jagd machen, wenn ich es nicht selbst auf Reisen erlebt hätte, daß sie einen Tag vor meiner Ankunft in Kiulimila daselbst einen Leoparden erlegt hatten, später sagte mir dann der Vorsteher der Bezirksnebenstelle in Kibata, daß dieselben Leute wenige Wochen zuvor ihm eine Löwenhaut gebracht hätten.

Einen Tagemarsch vor Liwale ist ein sehr großer Wildreichtum, besonders zahlreich sind dort Perl- und Rebhühner vertreten, die man oft zu Hunderten sehen kann. Das Wild selbst

hat in der dortigen Gegend seine größten Feinde unter den wilden Hunden, die meist in großen Rudeln gehen und auf Jagd mit unermüdlichem Rennen durch Umkreisung des Wildes sich ihre Beute holen. Diesen interessanten Vorgang habe ich selbst einmal auf der Jagd beobachten können.

Liwale selbst war früher bekannt wegen seines großen Elefantenreichtums. Zwischen dem Rowuma, Liwale und Mahenge sollen früher große Elefantenherden vorhanden gewesen sein, doch ist ja der Abschuß auf Elefanten derartig unweidmännisch, von den sogenannten Elefantenjägern betrieben worden, daß man Anfang des vergangenen Jahres gesetzliche Verordnungen erlassen mußte, die dahin gingen, daß das gewerbsmäßige Elephantenschießen verboten wurde und man jetzt nur durch Lösung eines sehr teuren Jagdscheines das Recht erwerben kann, einen oder bei weiterer Zahlung höchstens 2 Elefanten zu schießen. Infolgedessen hat natürlich der Elfenbeinhandel D. O. A. bedeutend nachgelassen und ist für Erhaltung dieses Riesen, der ja den indischen Elefanten an Größe noch weit übertrifft, Sorge getragen. Diese Maßregeln verhindern aber, so gut sie in dem erwähnten Sinne sind, auf der anderen Seite nicht, daß der Elefant uns oft ein recht lästiger Feind wird, dadurch, daß er mitunter ganze Felder verheert, wobei er die mitten im Urwald Ackerbau treibenden Eingeborenen über Nacht um Hab und Gut bringen kann. Die Elefantenjagd ist mit mancherlei Gefahren verbunden, ich habe mir hierüber ausführlich von zwei Elefantenjägern, die mich in Liwale besuchten, erzählen lassen. Den Elefantenspuren kann man in der Regenzeit mit Leichtigkeit nachgehen, allerdings muß der Jäger ein hervorragender Fußgänger sein, weil die Elefanten an sich sehr weit gehen, bei Witterungen aber unglaublich rasch rennen sollen. Dabei treten sie das dickste Gebüsch einfach nieder und schmeißen oft ganze Bäume um, letzteres tun sie allerdings häufig auch lediglich aus Spielerei. Ich habe bei meiner letzten Reise öfters im Urwald Strecken gesehen, die einen abgeholzten Eindruck machten, wie sich jedoch später herausstellte, waren dies vom Elefanten heimgesuchte Plätze. Bekanntlich gehen die Elefanten meist in Herden und ruhen sich zur heißesten Tageszeit über Mittag aus. Es wurde mir gesagt, daß man im Gebüsch zu dieser Zeit ganz nahe an den Elefanten heranschleichen könne und häufig nicht weiter als 8—10 Meter von ihm entfernt zu Schuß komme. Die Elefantenbüchsen sind extra so gearbeitet, daß man ein ungewöhnlich scharfes Geschoß daraus abfeuern kann. Tödlich wirkt der Schuß nur, wenn er unmittelbar in die Schläfe eindringt. Ein nicht vollständig sicherer Schütze setzt sich in diesem Moment großer Lebensgefahr aus, da der Elefant außerhalb der Schläfe ruhig ohne tödliche Wirkung angeschossen werden kann, tritt dies aber ein, so greift der Elefant seinen Gegner an, trampelt ihn nieder, oder sucht ihn, falls der Jäger auf einem hohen und starken Baume sitzt, mit dem Rüssel herunterzuwerfen. Von den beiden Elefantenjägern, die ich sprach,

ist jeder einmal für sich knapp einem solchen Abenteuer entronnen, der eine dadurch, daß der Elefant seinen Diener zerstampfte, der andere konnte noch in letzter Minute zum Schuß kommen. Interessant ist, daß ein angeschossener Elefant einst seinen Gegner bis zu dessen Lagerplatz verfolgte, von wo er nur durch viel Gebrüll abgehalten werden konnte.

Nun zu Liwale selbst. Als ich zum ersten Mal dort einzog, war ich äußerst überrascht über die großen und schönen Häuser, die dort vorhanden waren. Bekanntlich war Liwale ein Hauptsitz des Aufstands im Jahre 1905 und ist auch zuerst gefallen. Seinerzeit war von einer Befestigung Liwales noch keine Rede, sondern der dortige Regierungsbeamte wohnte in einer regelrechten Lehmhütte mit Grasdach. Obgleich die Verschwörung unter den Eingeborenen fast ganz unbemerkt vor sich ging, so gelangten doch schon wenige Tage vor dem Fall Liwales Meldungen von Unruhen nach Kilwa. Der dortige Bezirksamtmann warnte dann auch jenen von Kilwa über Liwale nach Ssongea reisenwollenden Bischof vor Ausführung seiner Reise. Der Bischof, in dessen Begleitung sich noch ein Bruder und zwei Schwestern befanden, ließ sich aber nicht abhalten und bekam noch zur Verteidigung für seine Träger 20 Gewehre mit. Einen Tagemarsch vor Liwale fiel er ohne jede Verteidigung seinerseits und so fielen die ganzen Gewehre in die Hände der Eingeborenen. Seit jenem Aufstand, der den Eingeborenen zweifellos ein Bild von der deutschen Macht gab, haben wir es mit ruhigen Verhältnissen zu tun. Ob die Leute jemals wieder aufständig werden, läßt sich bei diesem fanatischen Volk nicht voraussagen, vorderhand aber liegen zu Bedenken keine Gründe vor. Auch ist es ausgeschlossen, daß bei der jetzigen Festung in Liwale die dortigen Europäer unterliegen würden, Gefahr wäre nur vorhanden, durch eine islamitische Bewegung und zwar wenn es so weit kommen sollte, daß die Askari der Schutztruppe nicht mehr zu uns halten. Daran wollen wir aber nicht denken, zumal die Truppe beim Aufstand sich ganz vorzüglich bewährt hat und auch die Küstenneger, die Boys usw. uns alle seinerzeit treu geblieben sind.

In Liwale sind zur Zeit 9 Deutsche, darunter 3 Frauen und 1 Kind, in und um Liwale ist die Eingeborenenbevölkerung sehr schwach, die Leute selbst, treiben wohl für sich etwas Ackerbau und beschäftigen sich auch mit Zapfen der Lianen. Zur Arbeit auf den europäischen Plantagen waren sie aber bislang wenig zu haben. Seit Jahren herrscht in Liwale ein reger Handel mit Aufkauf des dortigen Wildkautschuckes, der an Qualität dem D. O. A. Plantagenkautschuck nicht viel nachsteht. Ferner spielt der Aufkauf von Wachs eine große Rolle, das Pfund kostet zur Zeit nahezu 1 Rp. Die Verpflegung der Arbeiter machte in Liwale häufig große Schwierigkeiten, da den dortigen Ackerbau treibenden Eingeborenen jedes Verständnis dafür fehlt, über den eigenen Bedarf hinaus Getreide anzubauen. Sind dann einmal die Witterungs-

verhältnisse schlecht, so daß die Ernte nur äußerst knapp ausfällt, so tritt naturgemäß eine regelrechte Hungersnot ein. Da Liwale 9 Tage von der Küste entfernt liegt, so ist an einen Bezug von Nahrungsmitteln aus Kilwa kaum zu denken. Auch wir hatten einmal vorübergehend eine Hungersnot. Es kosteten damals 7 Pfund Maismehl 1. Rp. (= M. 1.33) während sonst 7 Pfund nur 25 Heller (= 33 Pfennig) kosten. Wie schon angedeutet, wären auch in Liwale die Arbeiterverhältnisse schlecht gewesen, wenn wir in Liwale nicht von Songea her, dem Hauptsitz der Wangoni einen starken Zuzug von Arbeitern gehabt hätten. Früher waren auch zahlreiche Wajao in Liwale als Arbeiter tätig, diese kamen vom Süden, teils aus dem Lindibezirk, teils aus Portugiesisch O. A., auch sie bilden gleich den Wangoni ein äußerst tüchtiges und leistungsfähiges Arbeitsvolk. Jetzt wo Lindi selbst natürlich mit allen Mitteln seine eigene Bevölkerung und dazu die Wajaos von jenseits des Rowuma für seine Pflanzungen zu gewinnen sucht, hat Liwale von Seiten der Wajao keinen Zulauf mehr. In aller letzer Zeit hat ja nun die Regierung dahin Verordnungen erlassen, daß sie den Pflanzern mit Beschaffung von Arbeitern durch Belehrung derselben an die Hand gehen will, vorausgesetzt, daß der betreffende Arbeitgeber nicht in dem Rufe einer ungerechten Arbeiterbehandlung steht. Auf jene Verordnung hin, gelang es auch mir in diesem Jahr, die in der Gegend von Liwale ansässigen Wangindo zur Arbeit heranzuziehen und wurden dieselben, da sie nicht alle gute Arbeiter waren, je nach ihrer Leistung bezahlt. Einen Zwang auf die Bevölkerung zwecks Heranziehung zur Arbeit auszuüben, hat die Regierung dort noch nicht erlaubt, aber ein paar gute Worte halfen da schon viel. Die Arbeiter bekommen einen Lohn 8—12 Rp. pro Monat, wobei sie für ihre Beköstigung selbst aufkommen müssen. Durch die Gewohnheit der Neger, nicht täglich zur Arbeit zu erscheinen, reduziert sich dann der Lohn eventl. bis zur Hälfte.

Was die Bestrafung der Eingeborenen anbelangt, so liegt dieselbe ausschließlich in der Regierungsgewalt. Der Arbeitgeber muß ein Klageverfahren gegen den Arbeiter anstrengen und besitzt selbst kein Züchtigungsrecht. Es ist ihm jedoch gestattet, bei Widersetzlichkeiten, besonders bei frechem Benehmen eines Arbeiters ihm sein Vergehen mit einer Ohrfeige zu quittieren. Im allgemeinen kommt man von der Prügelstrafe immer mehr ab, sie wird hauptsächlich bei rohen Vergehen und Körperverletzungen, wie auch bei frechem Benehmen Europäern gegenüber verhängt, doch werden meist statt den früher üblichen 25 heute nur noch 10 bis 15 Hiebe mit der Nilpferdpeitsche verabreicht.

Das Gemisch von Eingeborenen, das in und um Liwale wohnt, trägt in der Hauptsache islamitischen Charakter. Die besseren Islamiten halten unter großer Bekreuzung vor ihren Häusern in den Dämmerungsstunden täglich ihre lauten Gebete, die meisten Farbigen rechnen sich einfach zu den Islamiten, weil dies so der gute Ton unter den Leuten will. Auch christlich'er

Einfluß macht sich unter den Leuten bemerkbar, namentlich finde ich, daß in der katholischen Mission Peramiho die Neger zu guten Christen erzogen werden. Es freute mich immer, wenn ich unter meinen Arbeitern auch Leute dieser Mission vorfand. Ueber die heidnische und abergläubische Bevölkerung D. O. A. mag man sagen was man will. Das eine Große aber haben auch diese wilden Völker in ihrer Religion, daß sie als höchste Gewalt einen allmächtigen Gott über sich sehen, den sie Mungu nennen, alles Heil und Unheil kommt von ihm, sie glauben wohl auch, daß ihr ganzer Lebensweg von Anfang an von diesem Mungu bestimmt ist und so sind sie nie sonderlich durch ein Unglück bedrückt, sondern sie sagen dann einfach, es ist schauri ja Mungu d. h. der Wille Gottes. Es ist ganz charakteristisch, daß, wenn ein Mann vom Löwen geschlagen worden ist, dessen Bruder oder Freund ohne viel Mitleid sagt, es ist eben schauri ja Mungu.

Was den Charakter der Eingeborenen anbelangt, so gelten sie vielfach für betrügerisch, lügenhaft und oft auch für faul. Mir scheint, daß da Ausnahmen die Regel bestätigen. Wenn man den einzelnen Eingeborenen näher kennen gelernt hat, so dringt man in den Charakter desselben weit mehr ein und man sieht dann oft, wie man ihn durch eine richtige Behandlung zu einem recht brauchbaren Arbeiter machen kann. Speziell unter den Dienern, den sogenannten Boys gibt es immer wieder welche, die ganz hervorragende Eigenschaften besitzen, praktische Veranlagung, verbunden mit Tüchtigkeit und Ausdauer, daneben Anhänglichkeit und Treue sind nicht selten. Auch ich habe nach vielen Mißgriffen einen außerordentlich brauchbaren Diener bekommen, der sich auf sämtliche Arbeiten verstanden hat. Er war peinlich sauber beim Reinigen der Zimmer, kochte ganz ausgezeichnet (auch Spätzle) und verstand nebenher auch das Waschen und Plätten der Kleider. Sie können sich denken, daß man draußen durch die Bedienung sehr verwöhnt wird, da man sich draußen für einen uns hier gering scheinenden Lohn viel Bedienung halten kann. Es bekommt ein Diener 12—20 Rp. pro Monat, also noch nicht Mk. 30.— wobei er sich aber selbst verpflegen muß.

Liwale liegt 400 Meter hoch. Es ist infolgedessen verhältnismäßig gesund, die Nächte sind stets kühl, ja in den Monaten Mai bis Juli sinkt die Temperatur sehr tief herunter, bisweilen bis zu 7 Grad. Sie können sich vorstellen, daß man da trotz aller Decken mitunter ordentlich friert, denn Oefen haben wir dort nicht. Auch die Eingeborenen sind im großen Ganzen dort gesund, zur Regenzeit leiden sie jedoch viel unter Fieber, denn unter den Dächern ihrer Grashütten halten sich immer massenhaft Moskiten auf. Außer Malaria tritt in Liwale auch die Leprakrankheit auf und hat man zur Isolierung der Lepra kranken Leute in der Nähe von Liwale, ein Leprahaeim errichtet. Nach den neuesten Nachrichten, die ich aus Liwale habe, befürchtet man, daß dort ein Fall von Schlafkrankheit eingeschleppt worden sei, was mir immer-

hin nicht ausgeschlossen erscheint, da ja in Sſongea die Schlafkrankheit sehr verbreitet ist und sich von dort der ganze Karawanenverkehr nach der Küste über Liwale bewegt.

In sanitärer Hinsicht wird übrigens viel für die Eingeborenen getan, man sieht auf wohl gebaute Hütten mit geräumigen Abteilungen (Zimmer wäre zu viel gesagt) auf gute Wasserversorgung usw. Zur Kontrolle für die Instandhaltung der Bauten ist von der Regierung ein Arbeiterkommissar angestellt. Seit Anfang April wurde angeordnet, daß jede Plantage, die unter 100 Arbeiter beschäftigt, sich einen farbigen Heilgehilfen halten muß, wenn sie über 100 Leute beschäftigt, soll sie, so viel ich weiß einen europäischen halten. Für diesen Zweck wird den Plantagenbeamten an den Küstenstädten Gelegenheit geboten, 6 wöchentliche ärztliche Sanitäts-Kurse durchzumachen. Auf Ceylon ist es bei den nahe aneinanderliegenden Plantagen so, daß ein farbiger Heilgehilfe gleichzeitig die Dienste für mehrere Estetes, also Pflanzungen besorgt, wodurch sich natürlich die Kosten wesentlich verringern. Gerade in der Krankenpflege ist den deutschen Frauen noch ein großes Feld zur Betätigung geboten und es muß anerkannt werden, daß die Frauen draußen ihre Kenntnisse in uneigennützigster Weise in mühevoller Arbeit zur Verfügung stellen. Die Eingeborenen glauben auch zusehends immer fester an den Wert unserer Arzneimittel, gerade auf meiner letzten Reise kamen zahlreiche Leute zu mir, die alle Arznei verlangten.

Was viel zur Gesundheit und zum Wohlbefinden der Europäer mitspricht, ist die im Binnenlande vorherrschende trocken heiße Luft. Die Temperatur mag noch so hoch sein, man empfindet sie nie so lästig, wie eine viel niedrigere feucht heiße Luft, wie sie zum Beispiel auf Ceylon in den tief gelegenen Distrikten vorherrscht. Dort war es derartig heiß, daß ich auch bei Nacht kaum schlafen konnte. Da die Bewohner der Küstenstädte in D. O. A. unter dieser feuchtheißen Luft auch sehr leiden, so entstehen in den gesunden Hochländern D. O. A. ähnlich wie auf Ceylon große Hotels, wo die Erholungsbedürftigen Küstenbewohner nach kurzem Aufenthalt Genesung finden.

Nun, noch etwas über die wirtschaftlichen Verhältnisse D. O. A. An den Küstenstädten blühen große Handelshäuser auf. In Daressalam hat die Firma Traun, Stürken und Devers im vergangenen Jahre einen prachtvollen Neubau errichtet, ein nicht weniger großartiges Gebäude stellte die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft mit dem Usambara-Magazin auf, wo sämtliche europäische Bedarfsartikel zu haben sind. Der Gesamthandel D. O. A. beträgt etwas über 81 Millionen Mark. Davon kommen auf Ausfuhr nahezu ca. 31 Millionen auf die Einfuhr ca. 50 Millionen. Das bedeutet gegenüber dem Vorjahr eine Zunahme von 15 Millionen Mark. Die wichtigste Ausfuhr bestand in 1000 Tonnen Plantagenkautschuck, 200 Tonnen wildem Kautschuck, 17000 Tonnen Sisalhanf, 2150 Tonnen Häute und Felle, nahezu

1900 Tonnen Rohbaumwolle, 1600 Tonnen Kaffee und 4250 Tonnen Kopra.

Wie steht es nun mit den Plantagen selbst?

Außerordentlich günstig ist zur Zeit der Markt für Sisalhanf, die Kultur selbst ist nur im Großbetriebe möglich und bei sehr guten Wasserverhältnissen. Große maschinelle Anlagen und Feldbahnen sind erforderlich. Die Ostafrika Co. hat in Kikwetu bei Lindi einen der größten Sisalbetriebe, sie braucht aber auch ständig über 1000 Arbeiter. Zur Beschaffung derselben hat sie ständig ein bis zwei europäische und 4 farbige Arbeiteranwerber unterwegs. Die Pflanzung kann, soweit ich unterrichtet bin, mit ihrem Arbeiterstand äußerst zufrieden sein, denn das Bezirksamt Lindi trägt viel zur Beschaffung von Arbeitern für dort bei. Man kann sagen, daß der Lindibezirk sich in den letzten Jahren am meisten entwickelt hat. Ein Grund hierfür liegt darin, daß der dortige Bezirksamtmann sich außerordentlich um seinen Bezirk verdient gemacht hat. Die Sisalgesellschaften zahlen jetzt 10% Dividende und mehr.

Eine zweite sehr rentable und aussichtsreiche Kultur ist der Kaffee, der namentlich in den Usambarabergen sehr gut gedeiht und eine hervorragende Qualität besitzt. Einen Hemmschuh für eine sichere Prosperität der Kaffeepflanzungen bildet die im Norden sehr schwierige Arbeiterfrage. Die Pflanzer haben dort große Löhne eventl. bis zu 15 Rp. pro Monat und horente Arbeiteranwerbungskosten zu zahlen. Sie sind sogar gezwungen, die Leute aus dem Süden ja bis von Songea holen zu lassen und Sie können sich denken, mit welch unerschwinglichen Kosten die Reisen verbunden sind.

Viel versprochen hat man sich auch von der Baumwolle, doch ist der Anbau derselben im Norden fast eine Unmöglichkeit, weil dort die Regenzeit ganz unregelmäßig einsetzt und so die ansetzende Wolle, die zur weiteren Reife lediglich Sonne verlangt, häufig durch Regen vernichtet wird. Man hat im Süden eine viel regelmäßigere Regen- und Trockenzeit und an sich wäre die Baumwollkultur dort aussichtsreich, manche Pflanzer haben auch dort schon schöne Ernten gehabt, oft aber scheitert das Gelingen an der Arbeiterfrage. Wir müssen draußen die ganzen Felder zur Bestellung behacken lassen, pflügen können wir wegen der Tsetsekrankheit nicht, neuerdings wäre durch den Stockmotorpflug im Großbetrieb bedeutende Besserungen zu hoffen. Dieser Motorpflug ist in diesem Jahr in Afrika eingeführt worden und hat sich offenbar bis jetzt sehr gut bewährt. Er hat mehrere Scharen und wird von einem Mann bedient. Im Gegensatz zum Dampfpflug wird er wohl den Vorzug haben, daß er handlicher ist und auch hügeliges Gelände passieren kann. Wir wären aber mit der Baumwolle schon viel weiter, wenn dieselbe nicht so furchtbar durch eine Menge Schädlinge verheert würde. Gerade im Süden haben die Krankheiten der Baumwolle schon manche Gesellschaft und manchen Ansiedler ruiniert, zur Bekämpfung derselben ist schon viel versucht worden, aber der

Erfolg bleibt abzuwarten. Hoffen wir, daß die vielen Versuche nicht vergebens seien, daß sie noch einigermaßen eine Rentabilität gewährleisten und daß es vorwärtsgehe mit der Baumwollproduktion unserer Kolonien.

In welcher traurigen Lage sich zur Zeit die Kautschukpflanzer befinden, wird Ihnen bekannt sein. Man hat immer wieder die Pflanzer davor gewarnt, sich einseitig auf Kautschuk zu legen und es war vorauszusehen, daß die Krisis mit diesem Jahre eintreten mußte. Zur Zeit des Rubberbooms Weihnachten 1909 wurden in Indien, auf Ceylon und in den malaischen Staaten mit Riesenschritten Kautschukpflanzungen angelegt und zwischen Thee, Kaffee und Baumwolle, wo es gerade paßte, wurden Kautschuckbäume gepflanzt. Die Folge davon ist, daß eine ungeheure Ueberproduktion in diesem Jahre eingetreten ist. Dazu kommt, daß der auf Ceylon und in Indien gewonnene Parakautschuck eine weit bessere Qualität besitzt, als unser ostafrikanischer Manihot Kautschuck. Heute ist es so, daß man in D. O. darauf verzichten muß, die vorhandenen Bestände zu zapfen. Die Ausgaben für die Zapfmittel (Essigsäure oder Chlorkalium) für die Geräte und für die Arbeiterlöhne verschlingen weit mehr als der Kautschukpreis heute in Hamburg beträgt. Man produziert zu 2.50 und bekommt 2.20. Mit dem Ruin der Kautschukpflanzer ist auch eine schwere Rückwirkung auf die Eingeborenen unvermeidlich. Die Lohnzahlungen müssen stocken, die Kauf- und Steuerkraft des Eingeborenen muß nachlassen, da sie zum großen Teil auf dem unmittelbaren Verdienst in den europäischen Unternehmern beruht. Die Pflanzer schimpfen nun über die traurigen Arbeiterverhältnisse und wollen von der Regierung erreichen, daß sie mit ihren Arbeitern 3jährige Kontrakte abschließen können, sie wollen, daß mit der extensiven Wirtschaft der Eingeborenen endlich Schluß gemacht wird. Es ist ganz zweifellos, daß man durch eine längere Kontraktdauer die Arbeiter zu immer brauchbareren Leuten heranziehen kann und ein gewandter Arbeiter kann schließlich das doppelte oder dreifache Quantum an Kautschuk zapfen als ein Neuling. Ob aber die Regierung sich auf eine derartig lange Kontraktdauer einlassen wird, ist mir äußerst fraglich. Daß neuerdings Kontrakte auf die Dauer eines Jahres abgeschlossen werden können, ist schon ein bedeutender Fortschritt.

Es ist klar, daß diejenigen Kulturen, deren Bebauung und Bearbeitung wenig Arbeiter erfordern, immer noch am sichersten und aussichtsreichsten sind und dazu gehören Kokospalmen und Kapok, oder wenn man vom Pflanzenbau absieht, einfach die Viehzucht, die ja in den Hochländern D. O. A. mit Erfolg betrieben werden kann. Der Gesamtbestand des Viehs in D. O. A. beträgt nahezu 2½ Millionen Stück, am zahlreichsten ist die Viehzucht vertreten in Kilimatinde, Ruanda, Urrundi, Muanza und Moschi.

Eine große Zukunft wird zweifellos der Anbau von Oelprodukten haben, da der Bedarf an Speisefett riesig steigt, auch Kapok ist aussichtsreich, doch ist seine Verwendung beschränkt, da es

vorwiegend als Polstermaterial dient, aber zur Spinnerei sich wenig eignet. Eine Spinnerei in Chemnitz hat allerdings so viel ich weiß ein Gutachten über eine gute Verwendbarkeit der Kapokfaser zur Spinnerei abgegeben, man hat aber schon längere Zeit nichts mehr darüber gehört.

Bei den gegebenen Verhältnissen in D. O. A. darf man den Mut nicht sinken lassen. Wäre jetzt nicht die Kautschukkrisis eingetreten, so wäre man entschieden weiter voran. Es ist ein großer Fortschritt, daß die Regierung sich immer mehr das Wohl und Wehe der europäischen Unternehmungen angelegen sein läßt. Ohne jeden Zwang kommen wir natürlich draußen nicht vorwärts. Wir sind auf die Arbeit des Negers angewiesen und es liegt an uns, ihn hierfür möglichst brauchbar zu erziehen.

Am besten kommen draußen die selbständigen Ansiedler vorwärts, die mit eigener Initiative vorangehen, meist mit Erfolg ihre mittelgroßen Pflanzungen bebauen und Handel treiben. Man ist draußen nicht nur Pflanzer, sondern muß gleichzeitig auch ein guter Kaufmann sein, schon allein durch Verkauf von Waren an die eigenen Arbeiter reduzieren sich die Lohnausgaben auf $^2/_3$, $^1/_3$ wird im Laden der sogenannten Duka wieder verdient. Als Angestellte für den Laden hat man neben den Indern häufig die Somalis, die so lange sie beaufsichtigt werden, gut arbeiten. Sobald man sie aber mit Kredit ins Innere schickt, verlieren bezw. veruntreuen sie dieses Geld. Weit schwerer als der eigene Ansiedler tun die großen Gesellschaften, bei denen die Direktion meist in Deutschland sitzt, so die Leiter draußen ganz nach den Anordnungen vom grünen Tisch aus arbeiten müssen. Man ist dann draußen nicht zur rechten Zeit entschlußfähig etc. Ein weiterer Nachteil ist, daß auch für den Betrieb weit mehr Arbeiter erforderlich sind, als gerade in der Nähe der Pflanzung aufgetrieben werden können. Die großen Pflanzungen haben anderseits den Vorteil, daß sie Mißernten besser aushalten und ihre maschinellen Anlagen besser ausnützen können.

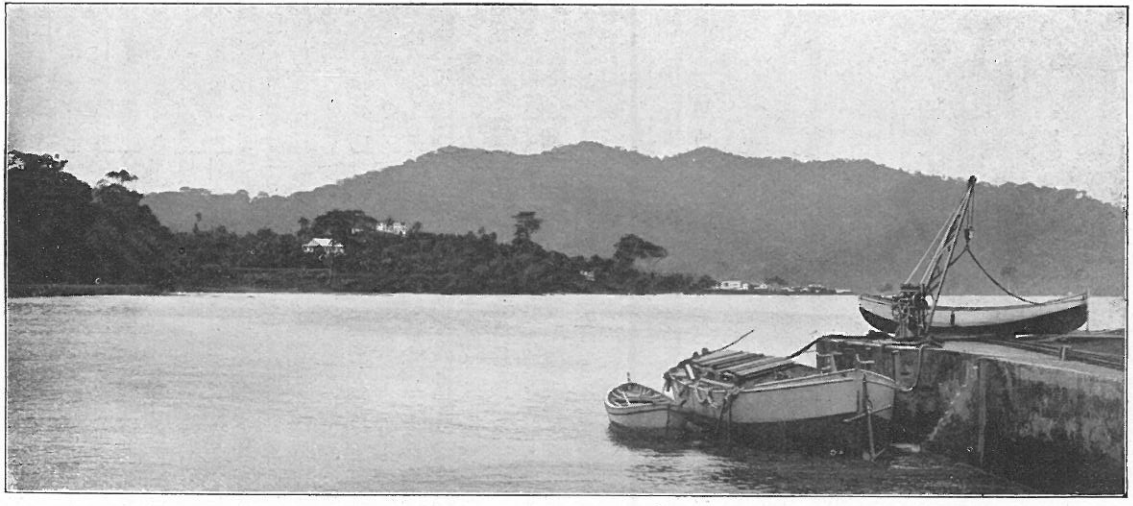
Gesundheitlich liegen die Verhältnisse für uns Europäer in D. O. A. an sich nicht schlecht. Malaria ist lange keine so gefürchtete Krankheit mehr wie ehedem. Bei richtiger Behandlung kommt man rasch über einen Malariaanfall hinweg. Von besonderer Wichtigkeit ist, daß man das Chinin nicht unregelmäßig nimmt, sondern es prophylaktisch nur jeden 7. und 8. Tag mit jeweils 1 Gramm einnimmt. Von vielen und dazu gehöre auch ich, wird das Chinin nicht prophylaktisch genommen, weil wir glauben, daß dieses regelmäßige Chininnehmen den Körper schädigt, wir warten also ruhig einen Anfall ab und nehmen dann, sowie die Temperatur fällt, 1 Gramm Chinin pro Tag zur Bekämpfung der sich im Blut in der Entwicklung befindlichen Parasiten. Man setzt dann das Einnehmen von Chinin 6 bis 8 Tage lang prophylaktisch fort. Ein guter Appetit, zu dem notwendig ein gesunder Magen gehört, hilft schnell über die Krankheit hinweg.

Für eine gute schützende Kopfbedeckung ist draußen besonders Sorgfalt zu tragen, die neueste deutsche Mode, ohne Kopfbedeckung zu gehen, kann in Afrika keinen Anklang finden. Wer sich drüben nur einen Augenblick der prallen Sonne aussetzt, riskirt sofort vom Sonnenstich getroffen zu werden.

In Anbetracht der lockenden Aussichten ist ein großer Menschenandrang nach draußen vorhanden, davon zeugen am besten die zahlreichen Bewerbungen bei frei werdenden Stellen in den Kolonien. Es ist klar, daß so wie auf deutschen Hochschulen und besonders auch auf der deutschen Kolonialschule das Menschenmaterial gesiebt wird, auch nach drüben nur tüchtige Leute engagiert werden, von denen die heimische Leitung Brauchbarkeit erwarten kann.

Im großen Gesellschaftssaal in der deutschen Kolonialschule zu Witzenhausen steht eine Standuhr mit der Aufschrift „Otiosis locus hic non est" d. h. für Müßige ist hier kein Platz. Dies soll auch draußen für jeden einzelnen Kolonisten ein Mahnwort sein.

Ich gebe der Hoffnung Ausdruck, daß die deutsche Regierung sich immer mehr die Besiedelung unserer Kolonien angelegen sein läßt, daß sie mit Rat und Tat den Pflanzern und Kaufleuten zur Hand geht und daß sie in der Selbstverwaltung D. O. A. einen wichtigen wertvollen Schritt zur Entwickelung unserer Kolonie sieht. So schließe ich denn, es möge Deutsch-Ostafrika, unserer größten deutschen Kolonie ein rasches und glückliches Aufblühen zu teil werden. D. O. A. ist ein schönes Land, das jeder lieb gewinnt, der einmal draußen war, und wenn man auch gerne von Zeit zu Zeit zur alten Heimat zurückkehrt, so fühlt man sich hier doch beengt und sehnt sich wieder hinaus nach seiner neuen afrikanischen Heimat.



Kakaohafen, im Hintergrund Ort Victoria.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Viktoria.")

4. Der Landwirtschaftliche Dienst und das landwirtschaftliche Versuchswesen in den deutschen Schutzgebieten

(Nach dem Stande vom April 1913.)
(Aus: „Deutsches Kolonialblatt" Nr. 12, Jahrgang 1913).

I. Deutsch-Ostafrika.

Die Bearbeitung aller die Landwirtschaft des Schutzgebiets betreffenden Angelegenheiten beim Kaiserlichen Gouvernement in Daressalam liegt in Händen des Referenten für Landwirtschaft.

Das landwirtschaftliche Versuchswesen wird von den nachbenannten Versuchsstationen wahrgenommen, die rein wissenschaftlichen Untersuchungen vom Biologisch-Landwirtschaftlichen Institut Amani allein.

Für die Bearbeitung des Düngungswesens und bodenkundliche Untersuchungen, ferner für praktische Arbeiten auf dem Gebiete der Viehzucht und endlich für das Studium der Baumwollschädlinge und -krankheiten sind jedoch dem Gouvernement noch drei besondere wissenschaftliche Beamte beigegeben. Diejenigen Verwaltungsbezirke, in denen die Gewinnung landwirtschaftlicher Exportprodukte in größerem Umfange bereits besteht oder nach den natürlichen Bedingungen, nach Lage der jetzigen Siedlungs- und Verkehrsverhältnisse möglich ist, erhalten landwirtschaftliche Assistenten als „Bezirkslandwirte" zuerteilt, die zugleich als Wanderlehrer unter den Eingeborenen tätig sind.

Zur Zeit sind acht Bezirkslandwirte in Tätigkeit, und zwar in den Bezirken Bagamoyo, Daressalam, Kilwa, Lindi, Kissaki, Morogoro, Rufidji und Tabora. In den drei letztgenannten Bezirken sind die betreffenden Beamten zugleich Assistenten an den dort befindlichen Baumwollstationen.

Das Schutzgebiet verfügt jetzt über fünf im Betrieb befindliche landwirtschaftliche Versuchsstationen und eine Anlage für Obstbau.

1. Biologisch-Landwirtschaftliches Institut Amani.

Im Usambaragebirge, Bez. Tanga. Begründet 1902.

Naturwissenschaftliches Forschungsinstitut mit botanischen, chemischen und zoologischen Laboratorium. Versuchsgarten und Versuchsplantagen in Amani und im Sigital. Einführung und Anzucht fremdländischer, tropischer Nutzpflanzen. Wissenschaftliche Untersuchungen und Versuche im Interesse der ostafrikanischen Plantagenkulturen. Studium der Pflanzenschädlinge und -krankheiten. Düngungsversuche, Bodenanalysen, Untersuchungen technisch verwertbarer Landesprodukte. Abhaltung von Kursen für Pflanzer.

Wissenschaftliches Personal: 1 Direktor, 2 Chemiker, 2 Botaniker und 1 Zoologe. Ferner sind ein Obergärtner und mehrere Gärtner am Institut angestellt.

2. Landwirtschaftliche Versuchsstation Kibongoto.

Am Kilimandjaro, Bez. Moschi. Begründet 1911.

Für Ackerbau und Viehzucht. Sorten- und Anbauversuche mit Baumwolle, türkischem Tabak, Kaffee, Körnerfrüchten, Leguminosen und Hackfrüchten; Züchtung von Lokalrassen der Baumwolle und wichtigsten Getreidearten; Versuche mit Gründüngung und Futterpflanzen, zur Verbesserung der Weiden und zur Heugewinnung.

Rindviehzucht mit eingeborenen Schlägen und Frankenvieh; später Versuche mit Kleinvieh, insbesondere Wollschafen und mit Schweinezucht.

Weißes Personal: 1 Leiter (Landwirtschaftlicher Sachverständiger), 1 wissenschaftlich vorgebildeter Assistent und ein türkischer Tabakpflanzer.

3 Baumwollstation Mpanganya

am Rufidji, Bezirk Mohorro. Begründet 1904 als „Baumwollschule" des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees. Im Jahre 1910 vom Kaiserlichen Gouvernement übernommen und unter Beibehaltung des Schulbetriebes für Eingeborene zur Spezial-Versuchsstation für Baumwollbau und -züchtung ausgestaltet.

Gewinnung von hochwertiger Baumwollsaat für den Bezirk. Vergleichende Anbauversuche mit verschiedenen Arten und Sorten. Züchtung hochwertiger und den Bedingungen des Anbaubezirks angepaßter Lokalrassen. Ausbildung farbiger Wanderlehrer.

Weißes Personal: 1 Leiter (Landwirtschaftlicher Sachverständiger), 1 landwirtschaftlicher Assistent.

4. Baumwollstation Myombo (bei Kiloffa, Bez. Morogoro.

Begründet 1911. Kein Schulbetrieb. Im übrigen das gleiche Arbeitsprogramm und Personal wie für die Station Mpanganya.

Die Einrichtung von zwei weiteren Baumwollstationen, und zwar in den Bezirken Lindi und Muanfa, steht bevor.

Fruchtkulturstation Morogoro.

Begründet 1910. Anzucht von tropischen Obstgewächsen und Abgabe von Pflänzlingen an Europäer und Farbige.

Weißes Personal: 1 Vorsteher (Pflanzungsleiter).

II. Kamerun.

Wie in Ostafrika, so verfügt auch das Gouvernement von Kamerun über einen Referenten für Landwirtschaft.

Als Zentrale für das gesamte landwirtschaftliche Versuchswesen der Kolonie ist die Versuchsanstalt für Landeskultur in Victoria tätig.

1. Versuchsanstalt für Landeskultur in Victoria.

Begründet 1891 als Botanischer Garten. Nach Einrichtung botanischer und chemischer Laboratorien wurde 1905 die Versuchsanstalt in ihrer jetzigen Gestalt geschaffen. Anzucht tropischer Nutzpflanzen, Lieferung von Saat- und Pflanzenmaterial. Versuche zur Hebung der Plantagenkulturen, insbesondere der Kakao-, Kautschuk- und Oelpalmenkultur. Düngungsversuch. Wissenschaftliche und technische Untersuchungen.

Seit 1910 ist der Versuchsanstalt eine landwirtschaftliche Schule angegliedert worden, in der jüngere Eingeborene zu Aufsehern für Plantagen ausgebildet werden.

Wissenschaftliches Personal: 1 Leiter, 1 Chemiker, 1 Botaniker. 1 Garteninspektor, 1 Gartentechniker und 1 Gärtner sind an der Versuchsanstalt tätig.

2. Sennerei in Buea.

Begründet 1898. Reinzucht des Algäuer Rindes, Abgabe von reinrassigen Zuchtbullen und Rindern an andere Dienststellen und Private. Versorgung von Buea und Umgegend mit Molkereiprodukten. Schweinezucht.

3. Vorwerk Buea.

Begründet 1901. Kreuzungszucht mit Algäuer Bullen und dem einheimischen Waldlandrind. Gewinnung von Zugvieh für den dienstlichen Bedarf in Buea und Victoria mit Schlachtvieh. Anbau von Mais und Kartoffeln.

4. und 5. Viehzuchtstationen Dschang und Djuttitsa.

Begründet 1909.

a) Stammhof Dschang. Kreuzungszucht mit Algäuer Bullen und Kameruner (Adamaua-) Buckelvieh.

b) Haupthof Djuttitsa mit Vorwerken. Reinzucht des Kameruner Buckelrindes und Kreuzungszucht von Allgäuer Bullen mit Buckelvieh, sowie von indischen Zebubullen mit Buckelvieh.

Dschang und Djuttitsa haben außerdem Ackerbaubetrieb zur Erzeugung von Kraftfutter für die Herden. Dem in Dschang stationierten landwirtschaftlichen Beamten liegt außerdem die Aufsicht über die Landesviehzucht und deren Hebung im Bezirke, u. a. durch Abgabe von Adamaua-Zuchtbullen an Eingeborene ob.

6. Ackerbauschule Dschang.

Begründet 1909. Junge Eingeborene werden daselbst in der Pflugkultur und anderen Methoden eines rationellen Ackerbaues unterrichtet.

Die unter 4 bis 6 genannten Anlagen unterstehen einem und demselben Leiter; 1 landwirtschaftlicher Assistent und Unterpersonal sind daneben tätig.

7. Viehzuchtstation Jaunde.

Begründet 1911. Kreuzung von Algäuer Bullen mit Kameruner Buckelrind zum Zweck der Gewinnung von Zugvieh für den Bezirk und Versorgung der Europäer mit Fleisch und Milch.

8. Landwirtschaftliche Versuchsstation Kuti (bei Fumban, Bez. Bamum.)

Begründet 1912. Dient in erster Linie der Hebung des Baumwollbaus im Bezirk. Arbeitsprogramm in dieser Richtung wie für Baumwollstation in Ostafrika (s. o.). Außerdem vergleichende Anbauversuche mit einheimischen Körnerfrüchten, Leguminosen und Hackfrüchten, sowie mit Futterpflanzen. Versuche zur Einführung der Pflugkultur. Ferner in Aussicht genommen: Düngungs- und Fruchtwechsel-Versuche; Viehhaltung und Viehzucht; Ausbildung farbiger Wanderlehrer.

Weißes Personal: 1 Leiter (Landwirtschaftlicher Sachverständiger), 1 landwirtschaftlicher Assistent.

9. Landwirtschaftliche Versuchsstation Pittoa (bei Garua, Adamaua).

Begründet 1912. Aufgaben und Arbeitsprogramm wie bei 8.
Weißes Personal: Wie bei 8.

10. Kautschuk-Inspektion mit den Kautschuk-Kulturstationen in Sangmelima (Bez. Ebolowa), Akonolinga (Bez. Jaunde), Dume, (Bez. Dume), und Djahposten (Bez. Lomie).

Begründet 1907 bis 1909. Anzucht und Verteilung von Pflanzmaterial (Kickxia) und Hevea) an Eingeborene; Beaufsichtigung der Neu-Anpflanzungen. Regeneration der durch Raubbau mitgenommenen natürlichen Kautschukbestände. Unterweisung der Eingeborenen in sachverständiger Zapfung, Aufbereitung und Konservierung des Kautschuks.

Den Kulturstationen ist je 1 Hilfsbeamter der Kautschuk-Inspektion zuerteilt; diese sind dem Inspektor der Kautschuk-Distrikte unterstellt.*)

Um die praktischen Fragen der Landwirtschaft in den einzelnen Bezirken den örtlichen Anforderungen entsprechend bearbeiten zu lassen, sind — abgesehen von den vorstehend aufgeführten Versuchsanlagen — noch mehreren Verwaltungsstationen landwirtschaftliche Beamten beigegeben, welche die daselbst eingerichteten Versuchsfelder und Versuchsgärten zu besorgen haben. Solche Beamte sind u. a. an den Stationen Duala, Edea, Buea, Jabassy, Rio del Rey und Yukaduma tätig.

Die Versuchsanlagen dieser Stationen haben ihr Hauptaugenmerk auf die Förderung von Exportkulturen zu richten und

*) Ueber den Arbeitsplan für die Kautschuk-Inspektion vgl. „D. Kol. Bl." 1910, Nr. 12 und 13.

daneben Versuche mit fremdländischen Nutzpflanzen für Ausfuhrprodukte anzustellen. Das Arbeitsprogramm für alle diese kleineren Versuchsanlagen wird vom Gouvernement in Victoria im Einvernehmen mit den Chefs der betreffenden Verwaltungsstationen ausgearbeitet.

Außerdem sind in Gründung begriffen: eine Versuchsstation für Eingborenen-Kulturen im Bezirk Jaunde, die Einrichtung je einer Inspektion für Oelpalmen- und für Kakao-Kultur und ein Landesgestüt in Adamaua. Für das Jahr 1913 ist außerdem die Schaffung einer Versuchsstation für Rindviehzucht im Bezirk Bamenda geplant.

III. Deutsch-Südwestafrika.

Dem Kaiserlichen Gouvernement in Windhuk sind 4 landwirtschaftliche Sachverständige zuerteilt, und zwar je einer für die Bearbeitung der Fragen: 1. der Viehzucht (außer der Schafzucht), 2. der Schafzucht, 3. des Ackerbaus und 4. des Obst- und Weinbaus.

Dem Sachverständigen für Schafzucht ist zugleich die Leitung der Karakul-Stammschäferei Fürstenwalde (s. u.) dem Sachverständigen für Ackerbau die Leitung der Versuchsfarm Neudamm (s. u.) übertragen.

Landwirtschaftliche Versuchsanlagen.

1. Versuchsfarm für Ackerbau in Neudamm (bei Windhuk)

Begründet 1911. Vergleichende Anbauversuche mit Getreide und Futterpflanzen sowie Versuche mit dem „Trockenfarmsystem".

2. Versuchsstation für Tabakbau in Okahandja.

Begründet 1912. Dient ausschließlich der Hebung des Tabakbaus im Schutzgebiet. Vergleichende Anbauversuche mit verschiedenen Tabaksorten. Versuche in der Nachbehandlung des Tabaks.

Weißes Personal: 1 (fünfter) landwirtschaftlicher Sachverständiger, 1 landwirtschaftlicher Assistent.

3. Kaiserliches Landesgestüt Nauchas.

Begründet 1898. Zentrale für die Landespferdezucht. Zuchtversuche mit eingeführten Vollblütern zur Gewinnung von Landesbeschälern und Erzielung eines einheitlichen Pferdetyps, Organisation und Ueberwachung des Beschäldienstes im Schutzgebiet.

Weißes Personal: 1 Leiter, Gestütswärter und anderes Personal.

4. Stammschäferei Fürstenwalde (bei Windhuk).

Begründet 1909. Reinzucht und Kreuzungszucht.

Weißes Personal: 1 Leiter, 1 Gehilfe.

5. Versuchsfarm für Straußenzucht Otjituezu am weißen Nossob (Bez. Windhuk).

Begründet 1911. Zunächst Reinzucht mit eingeführten Vögeln, später auch Versuche mit in der Kolonie einheimischen wilden Straußen.

Weißes Personal: 1 Leiter, 1 Gehilfe.

Die älteren Versuchsanlagen der Kolonie — teilweise schon in den Jahren 1897 bis 1899 eingerichtet — dienen vornehmlich dem Obst- und Gemüsebau. Derartige Versuchsgärten bestehen in Windhuk, Grootfontein. Bethanien, Gobabis und Kl. Windhuk.

IV. Togo.

Dem Gouverneur stehen ein landwirtschaftlicher Beirat für die Bearbeitung aller Angelegenheiten der Landwirtschaft zur Seite sowie ein zweiter landwirtschaftlicher Sachverständiger speziell für die Arbeiten betreffend Pflanzenzucht und Düngung.

5 Landwirtschaftliche Assistenten (Bezirkslandwirte) sind in den Bezirken Lome-Land, Anecho, Misahöhe, Atakpame und Sokode beschäftigt; ihnen fällt in den Bezirken Misahöhe, Atakpame und Sokode die Aufsicht über die Anbauversuche der Baumwollstationen (s. u.) zu, deren Oberleitung in Händen des landwirtschaftlichen Beirats liegt. Daneben sind die Bezirkslandwirte als Wanderlehrer für die Eingeborenen, vornehmlich in der Methodik des Baumwollbaus, tätig.

Landwirtschafliche Versuchsanlagen.

1. Landeskulturanstalt Nuatjä (Bez Atakpame).

1902 von der Station Atakpame; 1903 dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee als „Baumwollschule" für Eingeborene überlassen. 1907 vom Kaiserlichen Gouvernement übernommen und zu einer allgemeinen Ackerbauschule (Eingeborene) erweitert. 1912 unter Beibehaltung des Schulbetriebes zur Landeskultur-Anstalt erhoben. Junge Leute aus den verschiedensten Gegenden des Schutzgebiets erhalten praktischen und theoretischen Unterricht im rationellen Ackerbau und in der Viehhaltung. Anbauversuche mit Getreide, Hülsenfrüchten und Hackfrüchten, Düngungsversuche, Rindvieh-, Schweine- und Ziegenzucht.

Weißes Personal: 1 Leiter, 1 landwirtschaftlicher Assistent, Unterpersonal.

2. Baumwollstation Nuatjä.

Im Jahre 1911 der damaligen Ackerbauschule angegliedert. Vergleichende Anbauversuche mit verschiedenen Baumwollarten und -sorten, ferner Saatzucht und Saatvermehrung. (Vgl. Programm der Baumwollstationen Ostafrikas). Eigene Baumwoll-Entkörnungs-Anstalt.

Weißes Personal: Die Arbeiten der Baumwollstation werden von dem Personal der Landeskulturanstalt geleitet und durchgeführt.

3. Baumwollstation Ttschatschamanade am Kamaa (Bez. Sokode).

Begründet 1911. Dieselben Aufgaben wie bei 2.

Weißes Personal: 1 landwirtschaftlicher Assistent (Oberleitung s. o.).

4. Baumwollstation Tove (bei Palime, Bez. Misahöhe).

Begründet 1912. Nebst Saatvermehrungsstelle Kpandu. Arbeitsprogramm und Personal wie bei 2.

V. Deutsch-Neuguinea.

Ein eigentliches landwirtschaftliches Versuchswesen und ein landwirtschaftlicher Dienst bestehen in diesem Schutzgebiete noch nicht. Nachdem im vergangenen Jahre ein Programm für die Gestaltung des Versuchswesens ausgearbeitet worden ist, das die Billigung des Reichstags gefunden hat, wird demnächst mit den Vorarbeiten begonnen werden.

Ein als Anzuchtstelle für tropische Nutzpflanzen dienender Versuchsgarten besteht in Rabaul seit 1906.

Weißes Personal: 1 Leiter (Botaniker), 1 Gartenmeister.

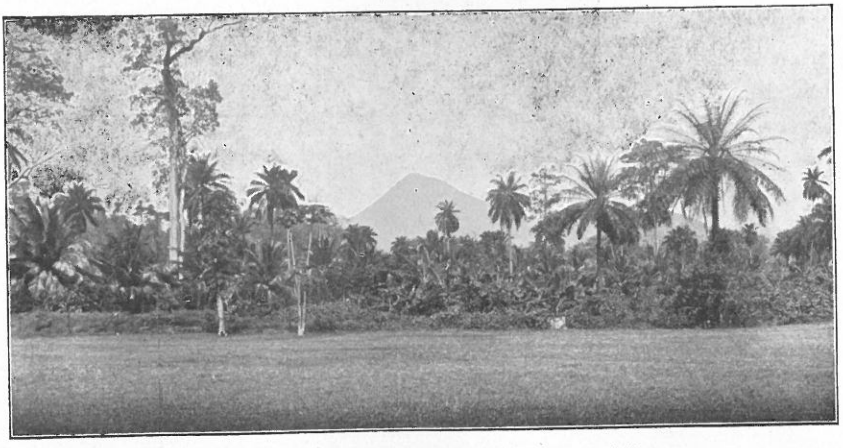
VI. Samoa.

In dieser Kolonie ist seit Anfang 1912 ein landwirtschaftl. Sachverständiger tätig. Das Versuchswesen befindet sich noch in Vorbereitung.

* * *

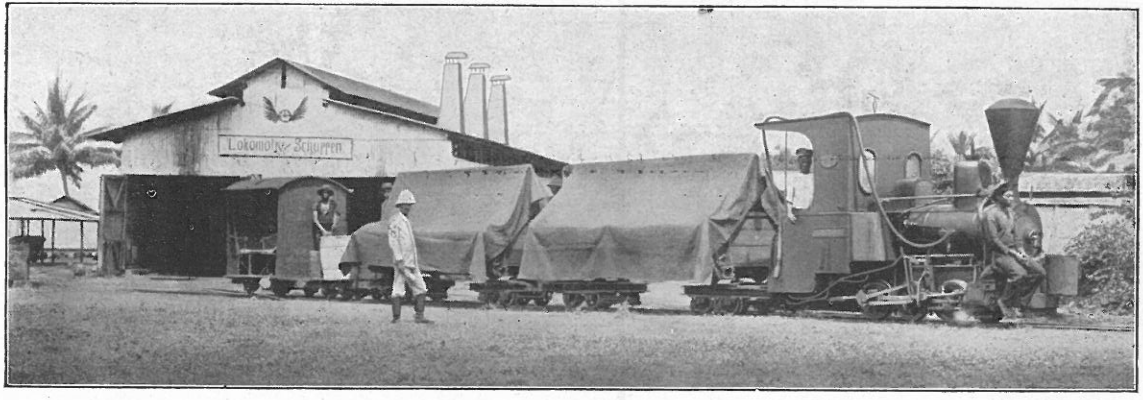
Anmerkung.

In den tropischen Kolonien Afrikas und der Südsee werden auf Kosten und unter Aufsicht der Verwaltung seit 1911 auf staatlichen Anlagen und in Privatpflanzungen ausgedehnte systematische Düngungsversuche zur Feststellung des Nährstoffbedürfnisses der wichtigsten Kulturpflanzen ausgeführt. Diese auf mehrere Jahre berechnete Versuchsarbeit erfordert einen eigenen, mehr oder weniger umfangreichen Stab von landwirtschaftlichen Sachverständigen und Assistenten, der außerhalb des ständigen Personals eingestellt werden mußte. In den vorstehenden Aufzeichnungen ist dieses Personal, soweit nur vorübergehend in den Schutzgebieten tätig, nicht berücksichtigt worden.



Blick in die Pflanzung Victoria mit kleinem Kamerunberg.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria").



Güterzug der Pflanzungsbahn Viktoria.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria.")

5. Wieviel Weiße können in Südwest leben?

Aus „Südwest“ Nr. 58 vom 22. Juli 1913.

Im Landesrat sprach Geheimrat Dr. Hintrager aus, die Regierung erwarte bei Beibehaltung ihrer bisherigen Farmpolitik, daß nach fünf bis zehn Jahren hier rund 4 bis 5000 Farmbetriebe vorhanden sein würden. Abgesehen davon, daß die Regierung bald gar keine Farmen mehr wird verkaufen können, weil sie dem Farmer ja keine Arbeiter zu stellen vermag, und daß daher ohne die Einfuhr billiger fremder Eingeborener die Vergrößerung des in Bewirtschaftung genommenen Areals stocken wird, stehen die Dinge denn doch anders.

Im Landesrat wurde der Regierung gerade von jenen Mitgliedern der Körperschaft, die gegen eine zu engherzige Bemessung der Farmgrößen sprachen, gesagt, man erwarte im Schutzgebiet einmal nicht 5000, sondern 50 000 Betriebe blühen zu sehen. Auch das „Wie“ wurde auseinandergesetzt. Natürlich dürfe an eine engere Besiedelung erst gedacht werden, wenn die Vorfragen gelöst, wenn genügend Eingeborene vorhanden sind, der Kredit organisiert, Wasser erschlossen ist, Erfahrungen im Ackerbau und jeglicher Viehzucht gesammelt sind und nicht zuletzt die Absatzfrage keine Schwierigkeiten mehr macht Bis dahin aber müsse man die Farmbetriebe dadurch lebensfähig machen, daß man sie groß genug zur extensiven Viehzucht lasse. Es war weiter gesagt worden, die Verantwortung kommenden Geschlechtern gegenüber wolle man gern übernehmen, wenn, wie in Südafrika und Australien, die extensive Viehzucht auf großen Flächen die Entwickelung zunächst so fördere, daß aus allgemeinen Mitteln später Millionen für den Rückkauf und die Parzellierung von Farmland ausgegeben werden könnten.

Daraus sollten Freunde des Landes bereits ersehen haben, daß alle die bekannten Rechnungen über die Aufnahmefähigkeit des Schutzgebietes für eine weiße Einwanderung, Berechnungen die meist aufgemacht worden sind, bevor man Teile des Landes als für den Ackerbau geeignet erkannt hatte, große Löcher haben, etwas zahlenmäßig festlegen wollen, was sich zahlenmäßig eben nicht erfassen läßt.

Und doch hat kürzlich ein guter Freund des Schutzgebietes, Herr General v. Gayl, jetzt der geschäftsführende Vizepräsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, dessen Wort, nachdem er kürzlich zweimal das Schutzgebiet besucht hat, daheim etwas gilt, in Nr. 24 der Deutschen Kolonialzeitung einen Artikel veröffentlicht: „Ein Vierteljahrhundert deutscher Kolonialgeschichte“ überschrieben, wo er zwar in verdienstvoller Weise darlegt, was unter Kaiser Wilhelm II. Regierung auf kolonialem Gebiete geschehen ist, dabei aber leider die Behauptung aufstellt: „Selbst in Südwestafrika, welches klimatisch als Ansiedlungsland in großem Stil in Frage käme, dürfte

die Zahl der weißen Bevölkerung, die sich hier bei lohnendem Gewinn niederlassen könnte, 100 000 kaum übersteigen!"

Dem müssen wir entschieden entgegentreten, das wollen wir zu entkräften suchen. Die Entwicklungsfähigkeit und damit die Bedeutung des Schutzgebietes als Besiedlungsland für das deutsche Volk ist überhaupt noch nicht zu übersehen!

„Panta rei," alles ist im Fluß, sagte schon Heraklit. Und als Dr. Rohrbach sein sonst so klassisches Werk über Südwestafrika veröffentlichte, da gab es kaum jemand im Schutzgebiete, der die Möglichkeit, hier Ackerbau zu treiben, als von irgendwelcher Bedeutung für das Land eingeschätzt hätte. Schon Dr. Rohrbach rechnete — allerdings von der damals allgemein gültigen Ansicht ausgehend, in Südwest könne nur extensive Viehzucht getrieben werden — mit den verhängnisvollen 5000 Farmbetrieben. Diese Zahl ist es, die so viel Verwirrung angerichtet hat. Wie hat sich inzwischen aber das Bild verändert! Es ist nachgewiesen, daß auf weiten Flächen des Landes lohnender Ackerbau auf Regenfall oder wenigstens Trockenfarmerei getrieben werden kann! Und dies, obwohl unsere Erfahrung darin nur wenige Jahre alt ist, obwohl sich noch kein eigentliches System entwickelt hat, obwohl wir die Möglichkeiten noch längst nicht alle durchstudiert, durchprobiert haben.

Wer heute die Entwicklungsmöglichkeiten des Schutzgebietes erfassen will, soweit sie bereits klar erfaßbar sind, der muß eine andere Rechnung aufmachen. Man weiß jetzt, in einem Gebiete, das, rein schematisch begrenzt, etwa vom 19. bis 22. Grad südlicher Breite und vom 16. bis etwa über den 19. Grad östlicher Länge reicht, wird dermaleinst Landwirtschaft getrieben werden können! Einzelne Teile dieses Gebietes werden wohl ausfallen, dafür wird sich an anderen Stellen des Landes, sowohl weiter nach Norden, wie nach Osten, wie auch nach Süden hin, ebenso Ackerbau ermöglichen lassen. Das ist eine Fläche von 33 km im Viereck, die also rund 111 000 qkm oder 11 Millionen ha enthält. Immer rein schematisch betrachtet, werden die Betriebseinheiten in diesem Gebiet einst nicht größer als 500 ha sein! Im Bezirk Grootfontein, der zur Zeit im Ackerbau auf Regenfall zweifellos am weitesten ist, rechnet man heute schon, daß eine Ackerbaufarm von 500 ha einen schönen Besitz darstellt und die South West Africa Company hat eine Reihe von Farmen in dieser Größe vermessen und auch schon einzelne davon verkauft. Man wird also annehmen können, daß in einer Reihe von Jahren — ob das nun in 30, 40 oder 50 Jahren der Fall ist, ist einerlei — in dem schematisch abgegrenzten Viereck rund 22 200 Ackerbaufarmen entstehen werden. Für jeden Betrieb kann man schematisch annehmen, daß er eine Familie aus Mann, Frau und zwei Kindern bestehend und wenigstens außerdem einen weißen Angestellten ernähren wird. Das sind 5 Weiße auf jeden Betrieb und auf die 22 200 Farmen rund 100 000 Weiße!

Wir haben also hier schon die von Herrn General v. Gayl als Höchstbevölkerung des Schutzgebiets berechnete Zahl.

Es kommen die Weidebetriebe hinzu. Werden erst einmal die Milliarden Kubikmeter Regenwasser alljährlich in Dämmen aufgefangen, so werden auf dem zur Viehzucht geeigneten Areal des Landes noch eine ganze Anzahl von Viehzüchtern bestehen können, weil dann nicht mehr extensive, sondern intensive Viehzucht möglich sein wird. Folgt man der Rohrbachschen Rechnung, so beträgt das ganze besiedlungsfähige Land im Schutzgebiete rund 500 000 qkm. Davon gehen die oben für Ackerbau vorweg in Anspruch genommenen rund 111 000 qkm ab und es verbleiben für die Viehzucht noch 300 000 qkm oder 38 900 000 ha. Die Viehzuchtfarmen werden nach Verbesserung der Weide und Anlage von Luzernefeldern mit Hilfe des aufgefangenen Regenwassers kaum größer als — einfach gegriffen — 2 500 ha sein. Also werden wir rund noch 16 000 Viehzuchtbetriebe haben. Für diese kann man neben der vierköpfigen Familie noch je zwei weiße Angestellte rechnen, was also eine Bewohnerzahl von 96 000 Köpfen für unsere Viehzuchtfarmen ergibt.

Es kommen die Kleinsiedlungen, denen man die Existenzmöglichkeit nach Lösung der Produktions- und Absatzfrage niemals bestritten hat, hinzu. Mit Kleinsiedlungen werden der Fischfluß (man unterhalb großer Talsperren angesiedelt werden kann, mag darin einbegriffen sein), der Swakop und der Omaruru fast auf zwei Drittel ihres Laufes besiedelt werden können. Dort wird überhaupt hauptsächlich Wein- und Obstbau sowie Tabakkultur — vielleicht auch Straußenzucht nach dem Vorschlage Dr. Bassermanns — getrieben werden. Man wird etwa je 200 km besiedlungsfähigen Bodens am Swakop und Omaruru und vielleicht 300 am Fischfluß und anderen Revieren des Südens rechnen können, ohne zu hoch zu greifen. Die Reviere werden auf beiden Seiten besetzt sein und auf die Kleinsiedlungen kann man je etwa 1 km Riviergrenze rechnen. Das ergibt wenigstens 1400 Kleinsiedler, die Familie zu 4 Köpfen angenommen, also abermals 3600 Existenzmöglichkeiten. Damit haben wir zusammen rund 200 000 Menschen, die von Viehzucht, Acker- und Gartenbau zu leben vermögen.

Das ist aber nicht alles. Nach der Statistik vom 30. März 1912 kamen auf 1629 Männer, die als Farmer usw. tätig waren, 7317 andere Männer; zieht man von dieser Zahl die Angehörigen der Schutztruppe mit 2171 Köpfen und unseretwegen auch die Zahl der Beamten, — die nicht entsprechend steigen wird — mit 824 Köpfen ab, so verbleiben immer noch 4322 Männer, die nicht Farmer usw. sind. Davon ist ein Teil beim Bergbau beschäftigt, dessen Zunahme natürlich nicht mit dem Wachsen der Farmbevölkerung in Verbindung steht. Rechnen wir, daß es 1000 Männer sind, so verbleiben uns aber immerhin noch rund doppelt soviel in anderen Berufen tätige Männer, deren Existenz zum allergrößten Teil mit der Produktionsmöglichkeit des Landes und daher mit dem

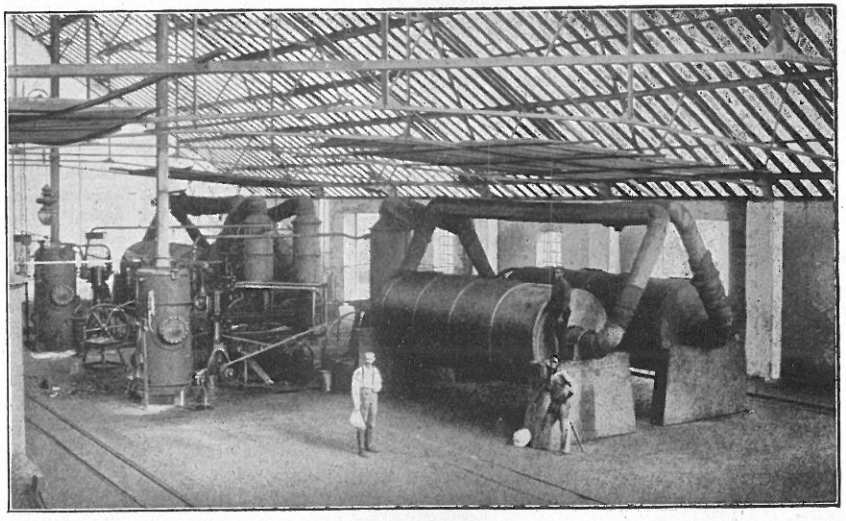
Gedeihen der Farmwirtschaft in engem Zusammenhang steht. Man kann daher annehmen, daß auf Grund des allgemeinen Aufschwungs, den die Farmwirtschaft dermaleinst im Schutzgebiet nehmen wird, in den Ortschaften und Städten etwa doppelt soviel Menschen ihr Brot finden werden, als auf den Farmen und Kleinsiedlungen sind. Ziehen wir dies bei unserer Berechnung in Betracht, so erhalten wir als den 200 000 Farmern entsprechend eine Anzahl von 400 000 weißen Personen, die in den Städten wohnen werden.

Nun haben wir aber die Entwicklungsmöglichkeiten von Bergbau und Industrie nicht betrachtet. Diese Zahlen zu erfassen, dürfte auch vergebliche Liebesmüh sein. Wie wir mit dem Auffinden der Diamanten eine Ueberraschung erlebt haben, sind uns möglicherweise noch manche andere beschieden. Die neuerdings entdeckten guten Kupfervorkommen, das Goldvorkommen bei Kunjas, können eine heute noch gar nicht zu übersehende Bedeutung für das Schutzgebiet haben. Man denke nur an Johannisburg, eine Riesenstadt, die allein dem Goldbergbau ihr Entstehen verdankt. Etwas derartiges können wir hier leicht auch erleben. Und die Industrie? Wo weiße Menschen leben, entsteht ganz von selbst Industrie. Eisen haben wir ja genug im Lande. Ist das Bahnnetz ausgebaut, können wir Erze billig mit der Bahn befördern, Kohlen billig von Südafrika herüberbringen, finden wir womöglich im Lande selbst Kohlen, so kann der Gang der Entwicklung Riesenschritte annehmen.

Wir wollen uns nicht ins Uferlose verlieren. Unsere Absicht war, zu zeigen, daß man mit mehr Recht heute, nach dem, was wir von den Entwickelungsmöglichkeiten des Landes kennen, behaupten und errechnen kann, daß einst hier eine Million deutscher Männer und Frauen leben werden, als 100 000, wie Herr General v. Gayl angenommen hat. Die Million bildet aber auch nicht die Grenze, eine Grenze gibt es überhaupt nicht. Geht Hand in Hand mit der farmwirtschaftlichen Entwicklung des Landes die bergbauliche und industrielle — welch' letztere leicht die allergrößte Wertziffer erreichen kann — so sehen wir nicht ein, warum Südwestafrika nicht nach 50, 100, 200 Jahren ein Millionenvolk Deutscher beherbergen soll.

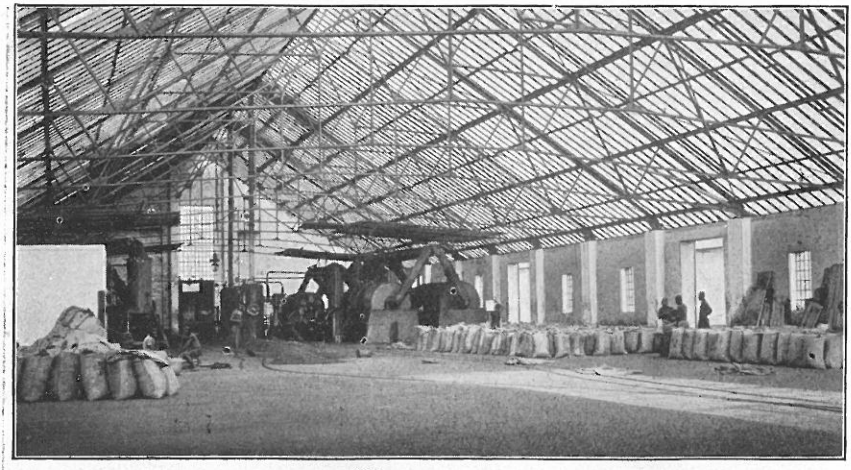
Transport der Kakaobohnen zur Trockenhalle.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria.")



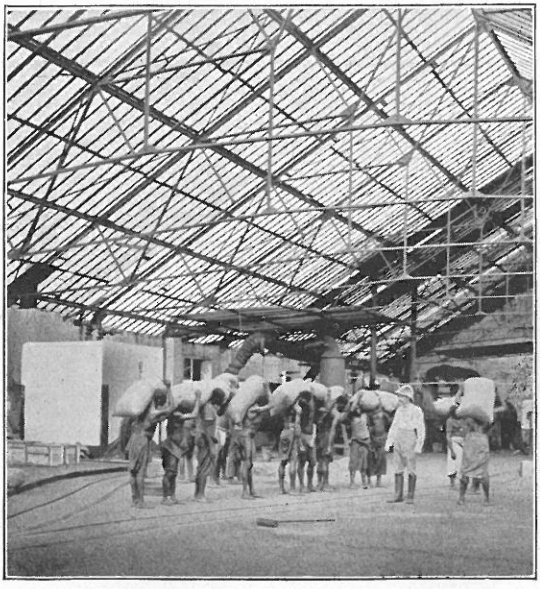
Trockenmaschinen für Kakao.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria.")



Trockenhalle.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria.")



Trockenhalle.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria.")

6. Einige Angaben über den Kaffeebau in Brasilien.

„Canteiro" wird derjenige Platz auf einer Fazenda genannt, wo die in Bambuskörbchen gepflanzten Kaffeebohnen ihre Aufstellung finden. Zu diesem Zwecke lichtet der Fazendeiro ein Stück seines Urwaldes, das leicht bewässert werden kann, wo die Temperatur stets etwa feucht und die Lage vor Wind geschützt ist. Hier werden nun die viereckigen Bambuskörbchen nebeneinander aufgestellt. In je ein Körbchen kommen vier Kaffeebohnen hinein, welche sich innerhalb zweier Jahre zu kräftigen Stecklingen entwickeln, welche man dann in den Körbchen auf das dazu bestimmte Land einpflanzt. Man berechnet für den Abstand einer jeden Pflanze 8 Handspannen im Quadrat von einander. Im zweiten Jahre ihrer Verpflanzung auf das Kaffeeland tragen die Bäume, also mit vier Jahren von der Bohnensaat an gerechnet fängt der Kaffeestrauch zu tragen an. Seine Haupternte liefert er vom 9. bis 20. Jahre. Gewöhnlich läßt man die Kaffeebäume 50—60 Jahre stehen, bei gutem Boden und guter Pflege sind sie bis zu dieser Zeit immer noch rentabel. Diese Art der Kaffeebohnenaussaat in Körbchen ist für eine Fazende sehr wertvoll. Denn erstens kann ein Mann etwa 100 000 Körbchen pflegen, sodann aber entwickeln sich die im dritten Jahre ausgesetzten Stecklinge in viel kürzerer Zeit zur kräftigen Staude, und sollte eine oder die andere Pflanze eingehen, so kann sie sogleich durch die im Canteiro befindliche Aussaat ersetzt werden. Drittens wird dadurch Zeit und Geld gespart, daß bei dieser Art der Auspflanzung kaum nachgepflanzt zu werden braucht, wie das bei der unmittelbaren Bohnenaussaat auf das dazu bestimmte Land oft geschehen muß. Ferner fällt das Beschatten weg. Zwischenkulturen wie Bohnen werden z. B. auf der Fazenda „Santa Cruz" im Staate Sao Paulo nicht mehr erlaubt. Sie entziehen dem Boden zu viel Kraft.

Die Fazenda Santa Cruz besitzt 500 000 Kaffeebäume und liefert eine Durchschnittsernte von 30 000 arrobaos Kaffeebohnen. Ein arrobao hat 15 Kg., 1 Sack Kaffee hat immer 4 arrobao oder 60 Kg. Der Preis wird immer per 10 Kg. berechnet. 10 Kg. Kaffeebohnen können den Wert von zwischen 5—12 Mil bekommen, je nachdem eben der Kurs darin steht. Der Preis kann auch niedriger oder höher werden. 1 Mil ist gleich 1.30 Mk. 1000 Mil. sind 1 Conto. Der mittlere Preis für Kaffee ist 8 Milreis für 10 Kg. Hat der Fazendeiro eine schuldenfreie Fazenda, so verdient er noch bei 5 Mil für 10 Kg. Kaffee. Beim Verkauf einer Fazenda, wenn der Kaffee gut im Preise steht, wird der Kaffeebaum mit 4 Mil berechnet. Also hätte eine Fazenda mit 500 000 Bäumen 2000 Conto oder zwei Millionen Wert. Die Unkosten werden per Baum 400 Milreis berechnet, würde also bei 500 000 Bäumen 200 Conto, oder 200 000 Mil im Jahr ausmachen. Das ist aber etwas

zu hoch berechnet, denn Santa Cruz hat 150 000 Mil Unkosten. Dieses Jahr sieht es nicht sehr gut im Staate Sao Paulo aus, da der Kaffee schlecht im Preise steht und die Fazendeiros durch Ankauf weiterer Fazenden zu sehr in Schulden geraten sind, auch zu sehr in Kaffee spekuliert haben. Ueberall wird gespart und sich eingeschränkt. Dafür warfen die Brasilianer aber auch in den drei vergangenen Jahren das Geld geradezu zum Fenster hinaus. Den wenigsten fiel es ein, die Schulden abzuzahlen, nein, im Gegenteil, man kaufte noch Fazenden hinzu und verbrauchte das Geld für seine Bequemlichkeit und Amüsement. Daher kommt augenblicklich die Geldknappheit im Staate Sao Paulo, doch wird sich das bald heben, denn rührig ist der Sao Pauloner.

Kakaoernte.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria.")

7. Die Verladeanlage der Westfjord Iron Ore Co.

Der Ersatz fester Landungsbrücken durch Drahtseilbahnen, die über die seichten oder felsigen Ufergewässer hinweg den Verkehr zwischen Schiff und Ufer vermitteln macht immer weitere Fortschritte. Eine solche Anlage ist nicht allein weit billiger als eine feste Brücke, sondern sie hat auch den Vorteil, daß die Versandungsgefahr nicht erhöht wird, wie es bei einer Mole der Fall ist, und schließlich ist auch der Betrieb einer Drahtseilbahn weit einfacher und billiger als der einer auf der festen Brücke zu verlegenden Schienenbahn. Ein charakteristisches Beispiel ist die im folgenden zu beschreibende Anlage.

Die Westfjord Iron Ore Co., eine englische Gesellschaft mit dem Sitz in London, besitzt ziemlich bedeutende Eisenerzfelder in Norwegen bei Bogen in Ofoten, das in einer Einbuchtung des Westfjord nicht weit von dem Städtchen Narvik liegt. Das Erz wird bei den jetzt in Angriff genommenen Lagern im Tagebau gewonnen. Eine Bremsberganlage bringt das Erz nach der Endstation einer Bleichert'schen Drahtseilbahn, die über eine Länge von ungefähr 1200 m über einen Bergrücken hinweg nach den Füllrümpfen der Aufbereitungsanlage führt und zwar Spannweiten von 400 und 600 m aufweist.

Die Aufbereitung liegt nahe dem Meeresufer. Das Erz wird hier einem naßmagnetischen Aufbereitungsprozeß unterzogen und dann in einem 8000 Tonnen fassenden Magazin gelagert, wo es durch eine Heizanlage vor dem Einfrieren geschützt ist. Von hier aus führt nun die in der Abbildung dargestellte zweite Bleichert'sche Drahtseilbahn nach einer Verladestation im Meere, die soweit herausgebaut ist, daß die 6000 Tonnen fassenden Dampfer, die ca. $8^1/_2$ m Tiefgang haben, dort anlegen können. Die Entfernung vom Magazin beträgt ungefähr 230 m. Die Wassertiefe beträgt bis hierher ungefähr 7 m und fällt dann plötzlich auf 9 bis 10 m. Die Station ist auf einer kleinen Erhöhung des Meeresbodens erbaut, die 6 bis 7 m unter dem Wasserspiegel liegt, während seitlich bereits tiefes Wasser ist.

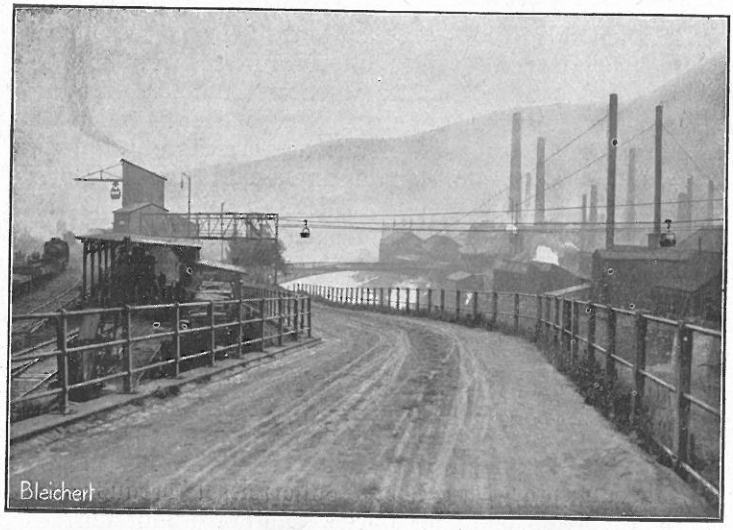
Die Höhe der Verladestation richtet sich danach, daß auch bei Flut — der Unterschied zwischen Ebbe und Flut beträgt hier ungefähr 4 m — und bei leerem Dampfer die Verladeschurre, die teleskopartig ausgeführt und an einem kleinen Drehkran aufgehängt ist, noch mit einer Neigung von mindestens 60° in den Schiffsraum mündet, da das feuchte Erz sehr schwer rutscht. Der Bau erfolgte in der Weise, daß zunächst Pfähle in den Meeresboden gerammt wurden, die ungefähr 1 m über Wasserspiegel herausragten und auf diesen Pfahlrost dann die übrige Station gebaut wurde. Damit die Station nicht durch die großen und in dem engen Fahrwasser schwer manövrierenden Schiffe beschädigt wird, sind kräftige

Phähle vorgesehen, gegen die das Schiff sich legt, so daß es mit der Station selbst nicht in Berührung kommt.

Der Betrieb vollzieht sich in der Weise, daß das Material aus dem Magazin zunächst auf Längsbändern abgezogen wird, die es zu einem Querband schaffen. Dieses fördert in einen Füllrumpf, aus dem die Seilbahnwagen beladen werden. Die Wagen durchfahren die ganze Strecke samt der in der Station gelagerten Umführungsscheibe automatisch und kippen in der Station selbsttätig über dem Trichter, von dem das Material über die Beladerutsche in den Schiffsraum gleitet.

Auf der Verladebahn sollen stündlich 100 Wagen von je 1250 kg Inhalt gefördert werden, so daß die Leistung 125 Tonnen in der Stunde beträgt und die Beladung eines Dampfers ziemlich rasch vor sich geht. Die andere Seilbahn, die von dem Bergwerk nach der Aufbereitung führt, ist nur auf 50 Tonnen in der Stunde berechnet.

Beide Anlagen haben seit der Inbetriebsetzung ohne Anstände gearbeitet.



Verladeanlage.

8. Düngung und Düngungsversuche.

von Dr. Thaer.

Der Vorgang der Verwitterung und Zersetzung des Bodens unter der strahlenden Sonne tropischer und subtropischer Gebiete geht in Art und Intensität meist in ganz anderer Weise vor sich, als unter gemäßigten Himmelsstrichen. Die größere Wärme und reichliche Niederschläge bewirken, daß die Mineralien rascher in ihre Zerfallprodukte zerlegt werden und je nach dem, ob das Gebiet mehr humiden oder mehr ariden Charakter hat, werden die entstehenden löslichen Stoffe fortgeführt oder im Boden erhalten resp. als Ausblühungen oberirdisch abgeschieden. Die ariden Böden geben erst bei ausreichender Bewässerung ein fruchtbares Ackerfeld ab, dann allerdings manchmal in einem solch hohen Maße, wie die hundertfältig fruchtbringenden Gefilde Californiens. In den humiden Gebieten entsteht der mächtige Urwald, der erst gefällt werden muß, ehe die Ackergeräte des Pflanzers und die Kulturpflanzen das Land für sich zu erobern vermögen. Der Glaube an die unendliche Fruchtbarkeit so gewonnener Böden ist im Laufe der Zeit verschwunden, und wir wissen, daß dieselben Kräfte, welche die große Menge der Nährstoffe flüssig machen, dieselben auch wieder ebenso schnell fortführen und darum den Boden rascher verarmen lassen, als den der gemäßigten Zone.

Aus diesem Grunde wird die Düngungsfrage viel rascher eine Lebensfrage in den Kolonien, als im Mutterland. Viele sträuben sich noch dagegen und gedenken, wenn das eine Stück Land verarmt ist, einfach ein neues in Angriff zu nehmen, während das alte brach liegen bleibt. Diese Ansicht mag unter ganz besonderen, höchst seltenen, Fällen wohl richtig sein, aber meist vergessen diese Leute, daß es im allgemeinen viel rentabler ist, eine Pflanzung durch sinngemäße Pflege und Düngung dauernd ertragreich zu erhalten, als immer wieder neues Land, oft unter schwerer Arbeit, in Kultur zu nehmen. *Diese wirtschaftlichen Momente müssen ein Ansporn für den Pflanzer sein, sich rechtzeitig mit der Frage der Düngung zu beschäftigen.*

Um dem Boden das Entnommene wiederzugeben, ist das Nächstliegende die Wiederverwendung aller wirtschaftlichen Abfälle in Gestalt von Stallmist, Kompost und Asche. Aber selten werden diese Stoffe ausreichen, und darum muß zum Anbau von stickstoffsammelnden Leguminosen und zum Ankauf künstlicher Düngemittel gegriffen werden.

Hier entsteht für den Pflanzer eine große Schwierigkeit. Auf dem Düngemittelmarkt erscheinen eine solche Unzahl von reinen Düngemitteln, Mischdüngern und Spezialmarken, daß es eines direkten Studiums bedarf, um sich hier durchzufinden. Die Mischdünger sind zum Teil sehr wertvoll, sind zumeist aber auch teurer,

als wenn sich der Farmer aus den reinen Düngemitteln die Mischung selber herstellen würde und können auch naturgemäß seinem Boden und den speziellen Bedürfnissen der Pflanzen nicht angepaßt sein. Besonders ist darauf zu achten, daß keiner der wichtigen Hauptnährstoffe darin fehlt. Würde man zum Beispiel Ammoniak-Superphosphat ohne Kali dauernd anwenden, so würden leicht die Schäden zu Tage treten, die ein Kennzeichen des Kalimangels sind. Das Fehlen dieses wichtigen Nährstoffes zeigt in einem Zurückgehen der Erträge, einem schwächeren Wuchs, einer großen Anfälligkeit gegenüber pilzlichen und tierischen Feinden und einer geringeren Widerstandsfähigkeit des neuwachsenden brüchigen Holzes gegen die Unbilden des Wetters.

Um dem Pflanzer die Mühe des eigenen Düngungsversuches zu ersparen, sind gewisse Normen auf Grund der Erfahrungen anderer aufgestellt worden. Diese Düngungsrezepte haben den großen Vorteil, daß sie den Pflanzer, bei Befolgung derselben davor schützen, einseitigen Raubbau zu treiben. Es ist besser, einen Nährstoff, der weniger nötig ist, in überflüssig hoher Menge zu geben, als an einem notwendigen zu sparen. Wenn die Zeit und Gelegenheit sich bietet, kann er noch immer zum besten Mittel greifen, das ihm Aufschluß über seinen Boden und den Bedarf der Pflanze gibt, dem Düngungsversuch.

Die Bodenanalyse, die in der Hand des Wissenschaftlers wohl manchen Aufschluß geben kann, ist für die Praxis nur von bedingtem Wert und kann nur die Richtung angeben, in welcher sich ein Versuch besonders zu erstrecken hat. Ersetzen kann sie den Düngungsversuch nicht.

Bei der Anstellung des Versuches sind eine Reihe von Punkten zu berücksichtigen, von deren Beachtung der Erfolg abhängt. In erster Linie müssen die übrigen Vegetationsbedingungen, Licht, Feuchtigkeit usw., derart sein, daß eine Produktionssteigerung überhaupt möglich ist. Wenn ferner ausprobiert werden soll, ob die Zufuhr eines bestimmten Elementes von Nutzen sein würde, ist gemäß dem von Liebig zuerst formulierten Gesetze von Minimum erforderlich, daß keiner der anderen Hauptnährstoffe fehlt. Die Parzellen müssen im Bezug auf Boden und Lage so gleichmäßig wie nur irgend möglich sein, und auch die Behandlung, und bei mehrjährigen Kulturen, der Bestand, müssen gleichartig sein.

Es ist zweckmäßig, Versuche möglichst einfach zu gestalten, da nur dann die Durchführung keine wirtschaftlichen Schwierigkeiten machen wird. Er kann zwei und mehrparzellig angelegt werden, je nach den Aufschlüssen, die der Versuchsansteller erhalten will. Soll zum Beispiel geprüft werden, ob der Acker mit oder ohne Kunstdünger höhere Erträge gibt, dann würde der Versuch aus zwei Parzellen bestehen müssen, aus einer ungedüngten und einer mit Mineraldüngung. Soll gleichzeitig noch festgestellt werden, ob die Ernte durch einen der Bestandteile der Volldüngung zum Beispiel Kali erhöht werden kann, so muß noch eine dritte Parzelle

mit Stickstoff und Phosphorsäure, aber ohne Kali, angelegt werden. Wollen wir uns noch weiter von der Rentabilität einer Stickstoff- oder Phosphorsäurezufuhr überzeugen, so müssen wir noch eine vierte und fünfte Parzelle einrichten und zwar Volldüngung ohne Stickstoff und Volldüngung ohne Phosphorsäure. Die Differenz zwischen Volldüngung und „ohne Phosphorsäure" ist dann der durch diesen Nährstoff bewirkte Mehrertrag. Häufig wird sich schon am ganzen Wachstum der einzelnen Parzellen eine Wirkung der Dünger zeigen. Namentlich macht sich Stickstoffzufuhr meist durch sattes üppiges Grün bemerkbar. Man darf sich aber nicht auf das Auge allein verlassen. Die genauen Resultate ergibt erst die Wägung der Ernte denn zum Beispiel kann durch Phosphorsäure und Kali die Ausbildung des Kornes und damit der Ertrag in hohem Maße verbessert werden, während das Auge vorher kaum etwas hiervon wahrzunehmen vermochte. So ist die Wage ein notwendiges Werkzeug des Versuchsanstellers.

Ein Beispiel, aus dem vom Reichs-Kolonialamt 1912 herausgegebenen Bericht über die vom Gouvernement in Deutsch-Ostafrika angestellten Düngungsversuche, mag hier den Wert der rationellen Düngung zeigen.

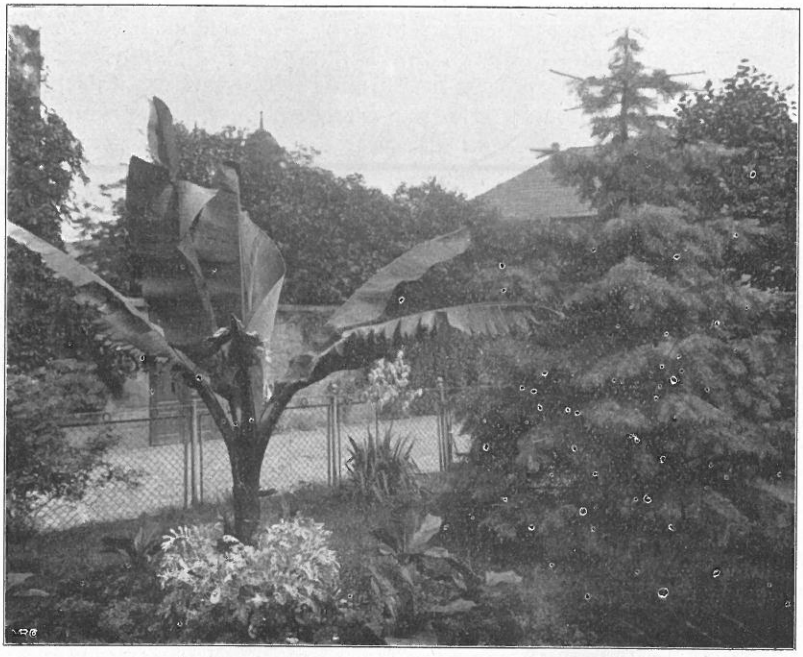
Auf der Baumwollversuchsstation Mpanganya wurde auf einem leichten lehmigen Sand, mit Lehm in Untergrund, Mais bestellt. Anfang April wurde tief gehackt und mit Kalisalzen gedüngt. Ende des Monats wurde Phosphorsäure- oder Stickstoffdünger untergebracht und darauf Mais gesät. Stärkere Regenfälle schwächten die Düngerwirkung durch teilweise Auswaschung und trotzdem sprechen die Ernteergebnisse eine beredte Sprache.

Ernteergebnisse von je 2 Parzellen a 10 ar.

Düngung pro ha	Körnerernte pro ha in kg	Setzen wir den Ertrag von Ungedüngt gleich 100 so wurde geerntet:
ungedüngt	1888	100
40% Kalisalz 200 Superphosphat 200	2220	117,6
Superphosphat 200 schwefelsaures Ammon. 400	2320	122,9
40% Kalisalz 200 schwefels. Ammoniak 400	2370	125,5
Superphosphat 200 40% Kalisalz 200 schwefels. Ammon. 400	2520	133,5

Die Volldüngungsparzelle gab den höchsten Ertrag. Das Fortlassen der Kalidüngung verringerte das Ernteresultat um 200 kg. In ähnlicher Weise berechnet, ergibt die Stickstoffgabe einen Gewinn von 300 kg und die Phosphorsäuredüngung einen von 150 kg. Also jeder einzelne Nährstoff war unbedingt erforderlich, um den Höchstertrag zu erzielen.

Die Resultate des ersten Jahres werden sehr oft unbefriedigend ausfallen; denn wie die Beobachtung gelehrt hat, bleibt auf tropischen Böden, besonders bei sehr großem Mangel an einem der Nährstoffe, wegen sofortiger fester Bindung derselben, die Wirkung aus. Darum müssen Düngungsversuche immer mehrere Jahre fortgesetzt werden, ehe ein sicheres Urteil gefällt werden kann. Durch diese intensive Beschäftigung mit seinem Land vertieft überdies der Pflanzer seine Kenntnisse und macht so manche Erfahrung sich zu eigen, die ihn zum Herrn über die Vegetation macht, daß er sie leiten kann, soweit es die Naturkräfte zulassen.



Vor dem tropischen Gewächshaus von Wilhelmshof.

9. Notwendigkeit der christlichen Mission für die Kolonisation.*)

Von Oberstabsarzt Dr. Otto Dempwolff, Hamburg.

Daß die christliche Heidenmission eine Notwendigkeit ist, um unsern Glauben zu der Weltreligion zu machen, die er nach dem Willen seines Stifters werden soll, das ist vom Standpunkt der Theologie oft und überzeugend dargelegt. Auf diesem Gebiete wage ich als Laie nicht, neue Gesichtspunkte beizubringen. Aber wie so oft im menschlichen Leben, gelangt man auch hier auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziele. Auch die Erwägungen, welche die praktische Kolonialpolitik anstellt, führen zu demselben Ergebnis. Sie will die Eingeborenen unserer Kolonien, die nach Millionen zählen, für unsere abendländische Hochkultur zugängig machen und bedient sich bei ihren Ueberlegungen der wissenschaftlichen Forschung, die, frei von religiösen, metaphysischen Voraussetzungen, zunächst nur die Erfahrungstatsachen mit kühlem Verstande prüft.

Nun ist es ein einfacher Schluß, zu dem nicht viel Wissenschaft gehört, zu sagen: Die Naturvölker leben in tiefer Unkultur, zu ihrer Hebung gehört Sprachkenntnis, Unterricht und gutes Beispiel, dieses alles bieten die christlichen Missionen unentgeltlich, darum muß man sie gewähren lassen und für die Ziele der Staatsraison ausnutzen. Bei solcher oberflächlichen Betrachtung kommt man bald dazu, von den Missionen zu verlangen, daß sie die Christianisierung in den Hintergrund stellen und die Erziehung der Farbigen zu Arbeitern, Handwerkern und willigen Untertanen als Hauptsache betreiben sollen. Diese falsche Ansicht ist in den Kreisen der Kolonialfreunde und der Gelehrten weit verbreitet, und erst kürzlich von einem angesehenen Berliner Universitätsprofessor öffentlich vertreten; ihr gegenüber muß man immer wieder betonen, daß die Missionen niemals sich darauf einlassen werden, ihren Zweck hintanzustellen und das, was ihnen ein Mittel ist, über Gebühr in den Vordergrund zu rücken.

Aber wissenschaftliche Erkenntnis, die in die Tiefe gräbt und zu den Quellen des Seelenlebens jener Naturvölker vorzudringen trachtet, kommt zu anderen Ratschlägen für die Kolonialpolitik, daß nämlich gerade die religiöse Bekehrung des Eingeborenen und nicht nur die Abrichtung in einzelnen Schulfächern der Weg ist, auf dem niedere Rassen sicher und dauernd zur Kultur emporgeleitet werden können. Drei Gedankenreihen führen zu diesem Schluß. Die Völkerpsychologie lehrt uns, daß der tiefe Kulturzustand aller Naturvölker auf Vorstellungen beruht und mit ihnen innig verwachsen ist, die auf dem Gebiete heidnischer Religionen — im weitesten Sinne

*) Nach einem am 10. Juni 1913 auf der Hanseatisch-Oldenburgischen Missions-Konferenz gehaltenen Vortrag, teilweise unter Benutzung eines früheren Aufsatzes über „Kulturaufgaben der Mission" in „Die Mission und der deutsche Lehrer".

des Wortes — liegen. Dieselbe Erfahrungswissenschaft zeigt auch, daß diese Art niedriger Religion die Leute unfähig macht, sich unsere abendländischen Kulturgüter anzueignen, ja, auch jener Untergrund ihres Wirtschaftslebens durch religionslose Hochkultur untergraben wird. Endlich ist es aus der Geschichte nachweisbar, daß nur eine höhere Religion die psychische Disposition für unsere abendländische Kultur bieten kann, und daß als solche allein das Christentum in Frage kommt.

Es war und ist für uns Europäer fast immer eine Ueberraschung, wenn wir merken, daß der gering geschätzte Farbige auf seine Art tief religiös ist, insofern nämlich, als seine in unseren Augen minderwertigen Vorstellungen von einer höheren jenseitigen Welt sein ganzes Leben bis in die alltäglichsten Handlungen hinein beherrschen und regeln.

In meinem ärztlichen Berufe, den ich so manches Jahr in unseren Schutzgebieten ausgeübt habe, ist mir die Erkenntnis immer wieder und immer eindringlicher gekommen, daß die Eingeborenen überall, in Südwest- wie in Ostafrika und in der fernen Südsee, zur Erklärung von Krankheit und Tod fast keine anderen Ursachen kennen als Zauberei und Wirkung übelwollender Geister. Wenn bei uns ab und zu als wüster Aberglaube die Behauptung auftritt, jemand sei verhext und deshalb siech und müsse unter Qualen sterben, so ist diese Anschauung als fester Glaube draußen in etwa der Hälfte aller Erkrankungen zu finden. Und es wird wirklich gezaubert, von jedermann sozusagen zum Hausbedarf, um dem Nächsten ein kleines Uebel aus Rache oder Neid anzutun, und berufsmäßig von Zauberern, die nicht etwa nur Betrüger sind, sondern sich im Besitz übernatürlicher Kräfte wähnen. Umgekehrt besteht die Heilkunst zum größten Teil in dem, was wir als Sympathiekuren und Amulette zum Aberglauben rechnen. Selbst Stoffe, die wir als wirkliche Gifte und Arzneien erkannt haben, werden nur durch die magischen Handlungen und die Zaubersprüche, die bei ihrer Bereitung angewendet werden, für wirksam gehalten. So gilt bei den Ndorobo in Ostafrika das furchtbare Pfeilgift Strophantus nur dann für tödlich, wenn es aus den Pflanzen unter bestimmten Riten gewonnen wird, und für unschädlich, wenn Frauen dabei Zuschauer gewesen sind, die den Zauber zerstört haben. So wird umgekehrt die Verwundung durch Speere oder Pfeile in der Hauptsache dem Umstand zugeschrieben, daß die Amulette, mit denen jeder Krieger sich behängt, ihre Zauberkraft verloren haben. Andrerseits sind es die Geister, seien es die der eigenen Ahnen, seien es fremde Dämonen, auf deren Eingreifen Krankheit und Tod in vielen Fällen zurückgeführt wird. Sie günstig zu stimmen, damit sie Gesundheit verleihen, werden Opfer dargebracht; und um ihre unheilvolle Tätigkeit zu verhindern, werden Beschwörungstänze veranstaltet, die sie verscheuchen sollen. Der europäische Arzt stößt häufig auf einen unbegreiflichen Widerstand in Ausübung seines

Berufes, und andererseits kann er viele Schwierigkeiten beseitigen, wenn er mit den Vorstellungen seiner farbigen Klienten über Krankheitszauber und Dämonenfurcht vertraut ist.

Aehnlich wie auf ärztlichem steht es auf juristischem Gebiet. Professor Meinhoff in Hamburg, der im Winter 1912/13 Vorlesungen über die Rechtsgebräuche der Afrikaner hielt, kam zu dem Schluß, daß die Grundlage der rechtlichen Autorität im Glauben an die Ahnengeister der eigenen Sippe und des eigenen Volkes sei, und daß die einzelnen Normen und Maßnahmen überwiegend aus religiösen Anschauungen abzuleiten seien. Ich führe zur Erläuterung nur zwei Einrichtungen des Prozeßrechtes an, die uns aus dem Mittelalter in freilich weniger rohen Formen bekannt sind: das sogenannte Ordal und die Bahrprobe. Das Ordal ist noch heute in Afrika das kräftigste Beweismittel; die Feuerprobe, ein glühendes Eisen unverletzt zu berühren, oder die Trankprobe, ein Giftgemisch wieder von sich zu geben, entscheiden über Schuld und Unschuld. Und in der Südsee glaubt man den Mörder eines Toten aus den Bewegungen zu erkennen, die der Leichnam auf der Bahre macht, wenn diese in bestimmter Weise emporgehoben und getragen wird.

Ebenso wie auf medizinischem und juristischem Gebiet ist die heidnische Religiosität am ganzen sozialen und wirtschaftlichen Leben beteiligt. Die Gruppenbildung in Sippen und Stämme beruht auf einer mystischen Vorstellung von der Zusammengehörigkeit mit einer Ahnenreihe, die ausschließlich entweder nach Vater- oder nach Mutterseite gerechnet wird, und die häufig — in der Südsee und in Westafrika meist, in Ostafrika selten — den Glauben an eine gemeinsame Abstammung von einem Tier in sich schließt. Nicht die Familie ist dort die soziale Einheit, sondern die Sippe, und es kommt vor, daß sich in den kleinen Stammesfehden Leute, die nach unserer Anschauung nahe verwandt sind, feindlich gegenübertreten, weil sie verschiedenen Sippen angehören. Ja, wo Mutterfolge herrscht, kommt es vor, daß Vater und Sohn sich im Kampfe gegenüberstehen, weil sie sippenfremd sind und die Sippe mit religiösen Motiven das natürliche Gefühl zwischen Familiengliedern erstickt.

Innerhalb der Sippe treten alle für einen ein. Die individuelle Verantwortlichkeit tritt zurück gegenüber dem Gefühl einer Zusammengehörigkeit, die ihre Stärke nicht so sehr aus Nützlichkeitsgründen schöpft, sondern aus der religiösen Tradition. Hier liegen die Grundlagen einer uns fremden Weltanschauung, mit der wir bei allen kolonialen Maßnahmen rechnen müssen. Die rechtliche Auffassung vom Eigentum hängt zum Teil davon ab. Das Land gehört meist der Sippe oder dem Stamm, der Einzelne hat nur Nutznießungs- aber kein Veräußerungsrecht; das Vieh ist mitunter — so bei den Herero — unverkäuflicher Sippenbesitz. Ein gewisser Kommunismus innerhalb der Sippe ist die direkte Folge solcher religiös begründeter Lebensauffassung; infolgedessen gibt es keine

gänzlich Armen, keine Bettler und Landstreicher, aber auch keine Möglichkeit für den Einzelnen, zu persönlichem und auf die Kinder vererbbarem Reichtum zu gelangen, und damit fehlt ein mächtiger Anreiz zum Vorwärtsstreben. Hehlerei und Lüge haben ein anderes Aussehen, ja eine Berechtigung, wenn sie für einen Sippengenossen geschehen; und die vielen falschen Zeugenaussagen vor dem europäischen Richter werden uns unter diesem Gesichtspunkt verständlicher.

Am wichtigsten aber ist die religiöse Vorstellungswelt, die sich im Wirtschaftsleben äußert. Bei Feldbestellung und Ernte, bei Viehzucht und Hausbau, bei Jagd und Fischfang werden die Ahnen um Hilfe gebeten, aber die bösen Dämonen zu beschwören, zu verscheuchen und irrezuführen gesucht.

Ist auch der Neger in der Hauptsache Landwirt, so hat er doch gewisse Gewerbe ausgebildet. Kein Schmied wird versäumen, bei der Erzverhüttung wie beim Schmieden Zaubermittel dem Erz oder Eisen hinzuzufügen; jeder Elefantenjäger benutzt seine Amulette, und seine Angehörigen daheim haben sich allerlei Entbehrungen zu unterwerfen, um seinen Jagderfolg zu sichern. Bei Töpferei und beim Mahlen des Getreides — beides ist Frauenarbeit — werden die alten Zauberlieder gesungen, die von den Vorfahren überkommen sind und deren Wortlaut oft nicht mehr verstanden wird.

Auf der Reise werden Vorzeichen beachtet, das nächtliche Lager wird ebenso durch ausgestreutes Mehl vor Dämonen, wie durch Dornenhecken vor wilden Tieren geschützt, an Kreuzwegen aufgestellte Geisterhütten werden mit Opfergaben beschenkt, und jedermann trägt Amulette bei sich, die ihn gegen unvorhergesehenen Unglücksfall schützen sollen.

Jeder Abschnitt im Leben des Eingeborenen wird mit tage- und wochenlangen Festen gefeiert, die unter vielem Lärm Kultübungen darstellen, welche das irdische Leben mit dem Jenseits nach zwei Richtungen in Verbindung bringen sollen. Einmal soll jenen unsichtbaren Mächten Trutz geboten werden, die nach dem Glauben der Farbigen das menschliche Einzelwesen überall bedrohen, anderseits will man sich den Schutz der Ahnengeister seiner Sippe in allen Lebenslagen verschaffen. Der erste Komplex der Abwehrmaßnahmen gehört zum Animismus, der zweite von Zufluchtshoffnungen zum Manismus.

Schon vor der Geburt ist die Familie besorgt, schädliche Einflüsse der bösen Dämonen von dem Ungeborenen fernzuhalten. Die Mutter trägt einen Kranz von aufgereihten Nußschalen, Raubtierkrallen und dergl. als Amulett um den Kopf, und eine Reihe von Vorschriften, meist der Enthaltung von Genüssen, lastet auf den näheren Verwandten. Wenn das Kind zur Welt kommt, werden Unberufene ferngehalten — bei schweren Entbindungen läßt man die Frau eher sterben, als daß man den europäischen Arzt hinzuzöge — ebenso nach der Geburt, bis die Nabelschnur abfällt. In dieser Zeit wird sogar des eigenen Vaters „böser Blick“ gefürchtet.

Dem heranwachsenden Kind werden Amulette angehängt, seine furchtsame Seele wird von klein auf mit den Schrecknissen der Geisterwelt vertraut gemacht, bis es, meist zur Pubertät, in wochenlangen Festlichkeiten, unter Entbehrungs- und Mutproben, die gewöhnlich in der Beschneidung gipfeln, in die Geheimnisse sowohl der menschlichen Fortpflanzung, als auch vor allem des Ahnenkults eingeführt und als vollwertiges Mitglied in die Sippe aufgenommen wird.

Nur im Rahmen des Sippenverbandes — nicht als selbständige soziale Einrichtung, wie bei uns — gilt die Ehe als eine Gemeinschaft, die einerseits polygamisch erweitert, andrerseits auch ziemlich leicht gelöst werden kann. Von dem Gesichtspunkt aus, der Sippe neue legitime Nachkommen zu erzielen, welche den Ahnenkult dereinst fortführen können, werden Werbung und Hochzeit mit Festlichkeiten umgeben, die einen religiösen Einschlag aufweisen. An die Vorfahren richten sich die Gebete um Nachkommen ebenso wie um reichliche Nahrung; um sie nicht zu erzürnen, werden die Vorschriften über die Wahl der Gattin ebenso befolgt wie die Speiseverbote.

Wenn im Kreislauf des Lebens der Tod den Abschluß bringt, dann treten wieder religiöse Handlungen nach jenen beiden Richtungen auf, der Seele des Abgeschiedenen eine günstige Aufnahme im Geisterdorf seiner Vorfahren zu bereiten, und andrerseits die schädlichen Mächte zu ermitteln, die den Tod herbeigeführt haben. Nicht nur gegen Dämonen, sondern auch gegen Zauberer richtet sich diesmal das Vorgehen, die im Besitz übernatürlicher Macht ihre Feinde geschädigt haben.

Diese Darlegungen lassen sich folgendermaßen zusammenfassen. Die Naturvölker haben in ihrem Heidentum uns fremde Religionsformen, die im wesentlichen als Aberglaube, Ahnenverehrung und Geisterfurcht zu definieren sind. Ihre Religiosität, so niedrig sie uns erscheinen mag, ist ihnen Herzensbedürfnis, ist die Grundlage ihrer sozialen Gruppierung, ihres Rechtslebens und ihrer Heilkunst, sie bildet das Gerüst ihrer Ethik und ihrer Ideale. Aber während wir unsere Religiosität auf das metaphysische Bedürfnis konzentriert haben, auf die großen Probleme vom Ursprung aller Dinge, vom Uebersinnlichen und Jenseitigen, und während wir für das irdische Leben den Erfahrungen unserer Sinne und der Tätigkeit unserer Vernunft freies Feld lassen, verbindet der Naturmensch fast jedes Ereignis und jede Tätigkeit seines Lebens mit religiösen Vorstellungen und Maßnahmen.

Diese letzte Erkenntnis leitet zum Verständnis meines zweiten Satzes über, daß der Naturmensch in seinem Heidentum unfähig ist, unsere Kultur sich wirklich anzueignen, daß vielmehr seine Religiosität, und damit das Gerüst seiner Weltanschauung durch unsere Kultur, wenn wir sie ihm religionslos bieten, zerstört wird. Wo wir Europäer in unseren Kolonien die Macht dazu haben, führen wir unser gewohntes Verwaltungssystem nach Möglichkeit ein, und

gerade wir Deutsche besorgen dies gern gründlich und pedantisch. Wir setzen angestammte Häuptlinge ab und setzen neue ein, die als Emporkömmlinge wenig geachtet werden; wir erklären unbenütztes Gelände für Kronland und verkaufen es an unsere Ansiedler; wir lassen von Obrigkeits wegen Rinder pfänden und fragen nicht danach, daß sie Sippenbesitz sind; wir ziehen Ackerfurchen über die heiligen Gräber der Ahnen. Wie soll der Eingeborene sich in solche Maßnahmen hineinfinden? Er hat kein Verständnis dafür, sondern er gehorcht der stärkeren Gewalt, bis er in Aufruhr und Krieg das fremde Joch abzuschütteln versucht. Wir führen europäische Gerichtsbarkeit ein, die zwar nicht an deutsche Gesetze gebunden ist, aber diese doch zur Richtschnur nehmen soll. Der Neger wird vor den weißen Richter gebracht, er erbietet sich zum Beweis seiner Unschuld zum Ordal und wird damit abgewiesen, er verklagt einen Feind der bösartigen Zauberei, in seinen Augen eines schweren Verbrechens, und muß hören, daß der Weiße an Zauberei nicht glaubt, er hat an einem Sippenfeind Blutrache genommen und wird für einen gemeinen Mörder gehalten. Wenn er solche Erlebnisse auch hinnimmt, innerlich anpassen kann er sich ihnen nicht.

Etwas besser als die Rechtsprechung ist die ärztliche Kunst daran. Ihre Erfolge, namentlich auf chirurgischem Gebiet, erfreuen sich eines gewissen tatsächlichen Vertrauens der Eingeborenen. Aber bei inneren Krankheiten, die eine langwierige Kur erfordern, erleben wir Aerzte immer aufs neue die Enttäuschung, daß sich unsere Klienten von uns wegwenden und ihre Zauberärzte wieder aufsuchen. Wir können uns nicht darauf einlassen, bei Geisteskranken Teufelsaustreibungen vorzunehmen, und die Farbigen wollen nichts von unserer rationellen Wasserbehandlung wissen, weil darin offensichtlich kein Zauber steckt. Unsere hygienischen Maßnahmen, die uns das Wichtigste am gänzlichen Dienst in den Tropen sind, setzen wir zum größten Teile durch Polizeigewalt oder durch kleine Listen durch. Nur zum kleinsten Teile unterziehen sich die Leute freiwillig unseren Methoden, etwa bei der Pockenimpfung, und gerade bei dieser ist es die schnelle, Wunder ähnliche Wirkung des Impfschutzes, welche als Zauberei angesehen und angenommen wird. So stehen die Naturvölker unserer Verwaltung, unserer Rechtsprechung, unserer Medizin, den Gütern unserer geistigen Kultur ablehnend, widerstrebend, zweifelnd und verständnislos gegenüber; ein Hereinwachsen in diese Gebiete ist durch bloße Einführung ihrer Errungenschaften nicht zu erwarten.

Nicht viel anders steht es um die Gaben unserer materiellen Kultur, die wir den Farbigen bringen. Wohl werden die Produkte Europas gern angenommen, aber nur sofern sie in die alte Lebenshaltung hineinpassen: Zeugstoffe für Felle und Rindenkleider, Metallwaren, wie Messer, Beile, Hacken, Töpfe u. dgl. Aber schon die Einführung eines neuen Werkzeuges hält ungemein schwer. Spaten und Schaufel werden abgelehnt. Sense und Sichel kann kein Händler führen, sie würden unverkauft bleiben, und das wichtigste Gerät

unserer Landwirtschaft, der Pflug, läßt sich trotz aller darauf verwandten Mühen bei keinem heidnischen Stamm einbürgern. Denn unsere ganze Wirtschaftsführung in Arbeitsteilung, in individueller Strebsamkeit, in kapitalistischer Werterzeugung ist der Denkungsweise des Naturvolkes so fremd, daß es sie nicht innerlich annehmen kann, sondern sich ihre äußeren Erscheinungen nur vorübergehend aufnötigen läßt. Was nicht in sein heidnisch-religiös begründetes, nach der Sippengemeinschaft orientiertes, an der Traditon haftendes Wirtschaftsleben hineinpaßt, kann es sich auch nicht zu eigen machen. Erst wenn dieses von Grund auf umgewandelt ist, kann es für unsere Kultur ganz gewonnen werden.

Wenn der Eingeborene sich jetzt in das Getriebe europäischer Wirtschaft fügt, so geschieht es hauptsächlich infolge einer Nachgiebigkeit vor dem Stärkeren, teilweise auch, weil er im Dienst des weißen Mannes sich keine Sorge um Ernte und Mißwachs zu machen braucht und der regelmäßig ausbezahlte Lohn seine Begehrlichkeit lockt. Aber irgend ein Verständnis für unsere Arbeit, für unsere weitsichtige Austauschproduktion, für unsere Industrie und Verkehrspolitik geht ihm vollständig ab. Deshalb ist es auch so unendlich schwer, den Eingeborenen zur selbständigen Produktion von Gütern zu erziehen, die eine Bedeutung für den Weltmarkt haben, wie Baumwolle, Kakao usw. Fast nur wo despotische Häuptlinge über Tausende von Händen verfügen, gelingt diese Aufgabe, aber auch hier ist es keine Erziehung, sondern ein Abrichten, denn sowie der äußere Zwang nachläßt, hört auch jede Schaffensfreudigkeit auf.

Die Eingeborenen können sich auch in unsere materielle Kultur nicht hineinfinden, weil ihr Seelenleben die Vorbedingungen dazu nicht erfüllt, weil sie nicht frei sind in der Betätigung ihrer geistigen Kräfte, sondern alles Denken und Sinnen ungelöst mit ihren animistischen, manistischen, dämonischen und spiritistischen Ideen erfüllt ist, weil sie das religiöse Leben nicht von dem weltlichen trennen.

Freilich, diese religiöse Unterströmung des geistigen und des wirtschaftlichen Lebens verflacht und versiegt unter dem Andrange der fremden Einrichtungen und unter der Fülle der neuen Gaben der fremden Massenproduktion. Ohne es zu wissen, zerstören wir weißen Einwanderer den religiösen Untergrund der Naturvölker; wir untergraben ihren früheren moralischen Halt und zerbröckeln ihre Ideale, ohne etwas Besseres dafür einzuführen. Wir verwirren ihre alte Weltanschauung, ohne ihnen eine neue dafür zu bieten, denn die Erzeugnisse unserer Kultur vermitteln nicht den Sinn und den Wert unserer höheren Lebensauffassung. Schon das Auftreten des weißen Mannes, auch wenn er sich mit der „Erschließung" oder „Ausbeutung" der Farbigen abgibt, wenn er — wie wir meinen — nur als harmloser Reisender das Land durchzieht, rüttelt an den Grundlagen der heidnischen Religion. Die animistische Weltauffassung sah zuweilen in den ersten Weißen fleischgewordene Dämonen, die manistische brachte sie mit der Idee der Rückkehr sagen-

hafter Vorfahren in Verbindung Aber solche Phantasien zerfließen schnell vor der Wirklichkeit. Bleibend dagegen sind die Beobachtungen, die der Farbige immer wieder macht, daß der weiße Mann vor den Dämonen keine Scheu hat, daß er unverletzt die gemiedenen Gletscher des Kilimandscharo oder die Vulkane am Kiwusee betritt, daß ihm die stärkste Zauberei keinen Schaden bringt, daß er heilige Ahnenhaine besucht, ohne von der Rache der beleidigten Geister vernichtet zu werden, daß er auf Ordal und Orakel nichts gibt, ja darüber lacht, daß er sich um Speiseverbote nicht kümmert, keine Opfer darbringt und trotz alledem den Farbigen so ungeheuer überlegen ist.

Wohl bleiben die alten Vorstellungen im Prinzip erhalten, wohl werden sie sogar in die neuen Beobachtungen hineinverlegt — daß in den Maschinen des Europäers Dämonen hausen, daß Schrift und Telegraphie Zaubereien seien, daß Abzeichen und Schmuckstücke als Amulette dienen, wohl auch daß er in Sippen organisiert sei und auf seine Art einen Ahnenkult treibe. Aber in Konsequenz dieser Vorstellungen wird der Glaube an die Kraft der alten Dämonen, an die Macht der eigenen Ahnengeister erschüttert. Wohl werden die kultischen Handlungen noch fortgesetzt, aber infolge des verblassenden Glaubens an ihre Wirksamkeit werden sie lässiger und äußerlicher, skeptisch und abergläubisch anstatt vertrauensvoll und gläubig ausgeführt.

Tritt nun der Weiße in nähere Beziehungen zum Farbigen, handelt mit ihm, beschäftigt ihn als Diener, nimmt wohl auch Weiber zu Konkubinen, und zeugt mit ihnen Bastardkinder, so bringt er in diese seine nähere Umgebung neue Anschauungen, und zwar überwiegend solche, die sie *von den Sitten der Heimat loslösen*, ohne sie dafür mit den europäischen Gebräuchen anders als oberflächlich bekannt zu machen. *So trägt jeder Weiße unter Farbigen, meist ohne es zu ahnen, dazu bei, ihr religiöses Innenleben in destruktivem Sinne zu beeinflussen.*

Beginnt nun *die eigentliche Erschließung der Kolonialgebiete, so setzt die europäische Verwaltung diese Unterminierung des religiösen Lebens der Eingeborenen mit Bewußtsein fort.* Sie bricht die widerstrebende Machtstellung der Sippenhäupter, sie spricht Recht nach europäischen Grundsätzen, indem sie die Verbrechen strafrechtlich verfolgt, ohne in jedem Falle auch die zivilrechtliche Bußezahlung sich angelegen sein zu lassen, sie bekämpft Seuchen ohne Dämonenbeschwörung, sie behandelt Kranke ohne Zauberzeremonien, sie lehrt in Schulen aller Art die Resultate höherer Bildung, besserer Technik und verfeinerter Lebenshaltung, sie verbreitet Landfrieden über kriegverwüstete Gebiete, sorgt für Elende und Aussätzige; aber nur das wenigste wird von denen, welchen es zugute kommen soll, in seinem Wert begriffen und geschätzt. Denn dadurch, daß sie an der Stelle niedriger Kultur die Einrichtungen einer höheren durch-

führt, bietet sie für die verletzten, untergrabenen, zerbröckelnden religiösen Empfindungen der Eingeborenen keinen vollwertigen Ersatz, keinen moralischen Halt.

Kommt dann noch beim „Aufblühen" der Kolonie die Heranziehung großer Massen von Farbigen zu wirtschaftlichen Kulturarbeiten hinzu, dann geht die Auflösung der Sitten, die Zerstörung des heidnischen Glaubenslebens schnell vor sich. Die Tausende von Arbeitern auf den Pflanzungen und im Karawanenverkehr, bei Eisenbahnbauten und in den Gewerben der großen Städte werden nicht nur ihrer alten Wirtschaftsform, sondern auch ihrem ererbten sozialen und religiösen Sippenzusammenhang entfremdet, es werden ihnen zwar die äußeren Annehmlichkeiten gewährt, die ein hoher Lohn, eine gute Behandlung bieten kann; aber ihr innerer Halt, die Grundlage ihrer Lebensführung wird zerstört. Dem europäischen Arbeitgeber kann man daraus wenig Vorwürfe machen. Er hat es hart genug im wirtschaftlichen Kampf ums Dasein, wobei er die Eingeborenen braucht, ausnutzt und entläßt, ohne Zeit und Mittel zu haben, die metaphysischen Bedürfnisse seiner wechselnden Arbeiter zu berücksichtigen, ja meist ohne auf die Idee zu kommen, daß solche überhaupt vorliegen. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß unsere vielgepriesene, weil materielle Werte erzielende Kolonialwirtschaft, die Neger nur in äußeren, materiellen Dingen beglückt, die alten Sitten und damit auch den religiösen Glauben zertrümmert, ohne ihn mit neuen Idealen zu erfüllen.

Schon jetzt wird geklagt, daß sich ein verbrecherisches Gesindel unter den Farbigen bilde und in den Hafenstädten anhäufe, ein übles Proletariat; aber der moralische, der religiöse Niedergang erstreckt sich noch viel weiter und breitet sich allgemein aus. Am Ende einer solchen Entwicklung aber stehen drohend dieselben Erscheinungen der Revolution und des wirtschaftlichen Zusammenbruchs, wie sie in der Geschichte Europas bekannt sind, und zwar unter den rassenfremden Schwarzen gegenüber den wenigen Weißen in besonders erschreckendem Bilde.

Da also die Naturvölker für die Gaben unserer materiellen und geistigen Kultur die erforderliche seelische Anpassungsfähigkeit nicht besitzen, weil ihr Geistesleben in heidnischen Vorstellungen gebunden ist, die eine freie Entwicklung seiner Kräfte nicht zulassen, so ist es ein einfacher Schluß, daß alle Erziehung zur Hochkultur an diesem Punkte einsetzen muß: ihren Seelen einen neuen Inhalt zu geben, ihr Heidentum nicht nur zu zerstören, sondern es durch eine andere, eine höhere Religion zu ersetzen, die das Herzensbedürfnis ebenso befriedigt, wie sie die Vernunft von den Banden des Aberglaubens erlöst.

Es braucht nicht ein Ausfluß von sentimentaler Humanität zu sein, kühle Verstandstätigkeit kann zu der Einsicht kommen, daß man die Eingeborenen nicht weiter in ihrem düsteren Heidentum verkümmern lassen soll, sondern ihnen eine bessere Religion dar-

bieten muß, um sie für die großen Kulturaufgaben vorzubereiten, an deren Mitarbeit man sie beteiligen will. Die Klugheit des Kaufmanns und des Politikers führt zu demselben Ergebnis, wie das warme Herz des gläubigen Christen, das für seine farbigen Brüder schlägt.

Eine Idee, die in diesem Gedankengang durchaus logisch erscheint, möchte ich aber von vornherein ablehnen, daß man nämlich das Heidentum durch eine religionslose Ethik ersetzen könne. Und zwar einfach damit, daß es eine solche im wirklichen Leben nicht gibt. Was als solche in den Köpfen einiger guter und kluger Europäer lebt, hat sich noch nirgends in die Praxis des Volkes umsetzen lassen, ist auch in den Einzelheiten der Begründung wie der Ausführung so verschieden geraten, daß man nicht wüßte, welchem Lehrer man folgen sollte. Vor allem aber befriedigt solche religionslose Ethik, die doch mit dem Verzicht auf transzendentales Wissen beginnt, nun und nimmer das metaphysische Bedürfnis, das gerade beim Naturvolk so stark ausgesprochen ist. Und wer wollte die Verantwortung auf sich nehmen, unter Eingeborenen ein Experiment zu machen, das unter Europäern noch nicht ausgeführt ist? Die Hochkulturvölker können die Religion praktisch nicht entbehren, wie viel weniger die Naturvölker!

Ebenso halte ich es nur für eine akademische Betrachtung, wenn man die Meinung diskutiert, daß sich eine Seite des Heidentums, der Ahnenkult, zu einer Religion voll Ethik und Kulturmöglichkeit entwickeln lasse. Das einzige Beispiel, das Japan dafür bieten soll, ist doch historisch nicht beweiskräftig genug, um eine Verallgemeinerung zuzulassen. Aber der Hauptgegengrund, der aller Erörterung den Boden entzieht, ist doch, daß wir europäische Kolonialnationen dem Ahnenkult so fremd gegenüberstehen, daß wir ihn unmöglich aus der Negerseele heraus zur Blüte „entwickeln" können — nicht mal zu einer Treibhausblüte.

Von anderen „großen" Religionen Asiens lasse ich die Lehre des Buddha und Konfuzius hier unerwähnt, da sie für unsere tropischen Kolonien, mit denen allein ich mich beschäftigt habe, keine Rolle spielen.

Auch das Judentum, die mosaische Religion, kommt nicht in Frage, da es gar keine propagandistische Kraft besitzt. Dagegen ist der Islam nicht so einfach abzutun. Es ist immerhin eine höhere Religion und besitzt eine gewaltige werbende Kraft, die in unseren afrikanischen Kolonien von Jahr zu Jahr Fortschritte macht und selbst den fernen Südsee-Schutzgebieten nicht ganz ungefährlich ist. Was ihm die Negerherzen so leicht zugänglich macht, ist seine Fähigkeit, sich dem Zauberglauben und dem Geisterkult zu assimilieren. Und es fällt bei nüchterner Abwägung schwer gegen ihn ins Gewicht, daß der das, was er in seinem Monotheismus an höherer Erkenntnis besitzt, nur als äußeren Firnis aufträgt und darunter die Fäulnis des Heidentums weiter gären läßt. Wenn man auch eine Reihe von ethischen Grundsätzen anerkennen muß,

so stehen diesen doch so viele Schäden gegenüber, die ihn minderwertig machen; ich erwähne nur den Sklavenraub und -handel, die Vielweiberei, die tiefe Stellung der im Harem gehaltenen Frau und den Fatalismus. Die Geschichte lehrt deutlich genug, daß der Islam seinen Völkern nicht die geistige Disposition vermittelt hat, sich die höchste Kultur anzueignen; sie sind, welcher Rasse sie auch sein mögen, bestenfalls in der Halbkultur stehen geblieben. Wenn die Kolonialverwaltungen ihn dulden und mit ihm paktieren müssen, so darf er doch nimmermehr von ihnen begünstigt oder gar gefördert werden; darin sind sich die leitenden Kreise heutzutage wohl einig.

Nur das Christentum ist berufen, sowohl das religiöse Bedürfnis aller Völker zu befriedigen, als auch in ihrem Seelenleben die Umwandlung hervorzubringen, die sie fähig macht, unsere geistige und materielle Kultur richtig und dauernd zu erfassen.

Daß sich unsere abendländische Kultur nur bei christlichen Völkern entwickelt hat, dürfte als historischer Beweis eigentlich genügen. Ich möchte aber doch noch auf einzelne psychologische Züge aufmerksam machen, um darzulegen, was wir allein dem Christentum verdanken. Die innere Wahrhaftigkeit, die Aufrichtigkeit des Herzens vor Gott, die das Christentum verlangt, wie kaum eine andere Religion, hat uns erst zu der wissenschaftlichen Wahrheitsliebe, zu dem Drang nach reiner Erkenntnis der Natur erzogen. Mag auch im Mittelalter die Forschung mit Bann und Folter geknebelt gewesen sein, mag auch heute noch Theologie und Naturwissenschaft in Fehde liegen — aus den Ursachen, die unsere wissenschaftliche Methode zur strengen Kritik geführt hat, läßt sich die christliche Idee von der Wahrhaftigkeit nicht wegdenken.

Unser Individualismus, den wir unter die Grundlagen des neuzeitlichen Wirtschaftslebens zu rechnen haben, unser Gefühl für den persönlichen Wert des Menschen ist im letzten historischen Grund auf die christliche Lehre von der Verantwortlichkeit des Einzelnen vor Gott zurückzuführen. Und ebenso verdanken wir es den immer neu mahnenden christlichen Lehren von der Gleichheit aller Menschen vor Gott und von der Nächstenliebe, daß wir Abendländer die Sklaverei abgeschafft haben, daß wir soziale Pflichten anerkennen, daß wir die Kriegsgreuel durch die Genfer Konvention zu mildern trachten. Sind wir auch von den Idealen unserer Religion noch weit entfernt, so verdanken wir ihr doch das erfolgreiche Ringen mit Barbarei, Ausbeutung und Unterdrückung — ethische Werte praktischer Art, die keine andere Religion, auch nicht der Islam, gezeitigt hat.

Nur auf dem Boden des Christentums gedeiht die Freiheit für die Betätigung aller Verstandes- und Vernunftkräfte. Indem diese Religion, zweimal in ihren evangelischen Konfessionen, eine innere Frömmigkeit als den Untergrund der Lebensführung erstrebt, und das religiöse Leben auf die Befriedigung der metaphysischen Be-

dürfnisse, die Beantwortung der Jenseitsfragen konzentriert, gibt sie das Diesseits, die irdische Welt, den Sinnen und der Vernunft zum Tummelplatz aller geistigen Fähigkeiten frei, und macht damit jede höhere Kulturentwicklung in Technik und Wissenschaft, in Verkehr und Wirtschaft erst möglich.

So soll und wird das Christentum als einziger Retter auch die Naturvölker von ihrem Heidentum und Aberglauben erlösen, von den Banden befreien, die jetzt in Zaubervorstellungen und Dämonenfurcht sie hindern, ihren Geist für die Kulturgaben zu öffnen, die wir als Kolonisatoren bringen wollen.

Das Christentum löst den einzelnen Eingeborenen aus der kommunistischen Gebundenheit der Sippe und ersetzt diese Zusammengehörigkeit durch die der christlichen Gemeinde und Familie, welche wir als Keimzelle und Vorschule des staatlichen Aufbaus ansehen. Die Religion der Liebe befreit den Farbigen von den Greueln des Kannibalismus, des Kindermordes, der barbarischen Blutrache. Sie lehrt ihn Ordal und Orakel verlachen und sich der Obrigkeit sowie dem Gericht als einer gottgewollten Einrichtung unterwerfen. Von Zauberei und Gespensterfurcht befreit, wird der Eingeborene für europäische Heilkunst und Gesundheitspflege zugänglich. Nicht mehr abhängig von den Launen seiner Ahnen, lernt er das natürliche Weltgeschehen erst vernünftig begreifen; nicht mehr behindert durch die Fesseln mystischer Tradition, kann er die wirtschaftlichen Neuerungen prüfen, früher mit Scheu vermiedene Einrichtungen begreifen und bisher verworfene Geräte annehmen. Erst wenn dem religiösen Verlangen gegeben wird, was ihm gebührt, Gewißheit über das Seelenheil, kann der Verstand sich mit voller Kraft der irdischen Lebensarbeit widmen, kann in Schulen dem europäischen Unterricht folgen und für eigenen Erwerb, für persönliches Vorwärtskommen den klaren Blick gewinnen.

Es kann zweifelhaft sein, ob die Fähigkeiten der Rasse und die Bedingungen des Klimas es je zulassen werden, daß die Farbigen an Leistungen den Weisen ganz gleich kommen. Um sie aber zu dem zu entwickeln, was sie überhaupt leisten können, um sie soweit als möglich unserer Kultur zugänglich zu machen, dazu gibt es keine bessere Methode, als ihnen das Christentum zu bringen.

Dieses allein kann den Eingeborenen neue Ideale an Stelle der durch uns Weiße unbewußt zerstörten bringen, und auch sie den Sinn des Lebens lehren, so daß er begreift, was uns „Kultur" heißt: Herr über die Natur zu werden, weil man sich als Kind Gottes fühlen darf.

Wenn es also für die Kolonialpolitik eine Notwendigkeit ist, daß die Eingeborenen der Kolonien die christliche Religion als Basis unserer Kultur annehmen, so ist sie doch der Aufgabe nicht gewachsen, die Bekehrungsbestrebungen selbst in die Hand zu nehmen. Man kann vom Beamten nicht verlangen, daß er predigen, und vom Ansiedler nicht, daß er Unterricht erteilen soll. Auch eine gewaltsame Massenbekehrung durch Kriegs- und Friedensgewalt gilt

mit Recht als undurchführbar. Zwar könnte man nur über eine staatliche Propaganda durch beamtete Theologen diskutieren, wenn eine solche neu einzurichten wäre. Aber dafür haben sich bereits überall und freiwillig, ja unentgeltlich die christlichen Missionen eingefunden, die opferwillig und ohne auf irdischen Lohn zu sehen, ihre Dienste zur Verfügung stellen

Was sie in dieser Bekehrungsarbeit erreicht haben, was sie an Vorarbeit für die Kulturhebung der Eingeborenen geleistet haben, das ist bekannt, und es würde zu weit führen, dafür hier Beispiele anzugeben. Die Literatur ist reich an Werken und Zeugnissen hierüber.

Wenn die Erfolge noch nicht allenthalben so deutlich sind, daß dadurch allein die Missionsgegner bekehrt werden, so sind die Gründe dafür mannigfaltig und den Missionskreisen selbst am besten bekannt. Wer die geringe Anzahl der Missionare gegenüber den Millionen Heiden betrachtet, wird seine Forderungen mäßigen und wird bewundern, was trotzdem geleistet worden ist. Wem aber die Erfolge und besonders die Kulturerfolge der Mission nicht schnell genug gehen, dem möchte ich die Aeußerung eines würdigen Missionars entgegenhalten, der nach dreißigjähriger Wirksamkeit in Südwestafrika zur Zeit des großen Aufstandes mit mir heimfuhr. Auf eine halb mitleidige, halb spöttische Bemerkung eines Mitreisenden, daß sein Lebenswerk sich nun als nutzlos erwiesen habe, da seine Schützlinge, die Hottentotten, höchst unchristlich sich am Aufruhr beteiligten, fand er schnell die Erwiderung: „Daraus ist nur zu ersehen, daß viel mehr Missionare viel längere Zeit arbeiten müßten, um dieses heidnische Volk ganz für das Christentum zu gewinnen.

Mehr Missionare und mehr Mitarbeit der Laien am Missionswerk, das sind die Forderungen, die auch ich aus meinen Ausführungen folgere.

Und wenn beim Werben um neue Freunde der Mission oder bei der Bekämpfung von Missionsgegnern der Missionsanhänger theologische Gründe nicht angenommen sieht, dann mögen ihm diese Darlegungen Motive zur Diskussion bieten, auf die sich auch jemand einlassen kann, der für seine Person dem Christentum fremd und feindlich gegenüber steht.

Denn für jeden Kolonialfreund daheim und über See muß das Wort, das der jetzige Staatssekretär des Kolonialamts, Dr. Solf, ausgesprochen hat, zum Programm werden:

„Kolonisieren heißt Missionieren."

10. Die Pflicht in den Tropen gesund zu sein.

Von Oberregierungsrat Dr. med. Külz.

Aus „Afrika-Post, Zeitschrift für deutsche Interessen in Afrika". Nr. 6 Jahrgang 1913.

Verstand, Wissen und technische Fertigkeiten allein genügen nicht zur vollen Ausfüllung des Berufes für den im Tropenklima lebenden Europäer. Es bedarf außerdem körperlicher Widerstandskraft, und zwar einer Widerstandskraft, die weit größer sein muß als die in der Heimat erforderliche; denn nicht nur die gesundheitlichen Gefahren sind hier zahlreicher, sondern das tropische Klima stellt an sich schon stärkere Anforderungen an den Organismus. Es ist also zunächst eine Pflicht gegen uns selbst, erhöht auf die Gebote der Hygiene zu achten. Aber nicht allein die Pflicht gegen das eigene Ich stellt diese Forderung, auch von anderen Gesichtspunkten aus müssen wir eine Pflicht, gesund zu sein, gerade in unseren tropischen Kolonien besonders anerkennen. Schon oft habe ich bei persönlicher Diskussion über hygienische Vorsichtsmaßregeln, etwa über die Chininprophylaxis oder über andere Schutzmittel gegen die Malaria vorgehalten bekommen: „Ich will lieber ab und zu mein Fieber in Kauf nehmen; was macht's, wenn ich es habe, das ist meine Privatsache." Grundfalsch! Es ist nicht Privatsache. Erstens ist jeder mit einer übertragbaren Krankheit Behaftete eine direkte Ansteckungsquelle für seine Umgebung, und er weiß nicht, ob die gleiche Krankheit, die bei ihm vielleicht glimpflich abläuft, bei denjenigen, dem er sie vermittelt, nicht möglicherweise ein schlimmes Ende nimmt. Zweitens aber schädigt jede ernste Erkrankung und jeder Todesfall das gesundheitlich ohnehin in der Heimat nicht besonders hohe Renommee unserer tropischen Besitzungen; denn erstere werden vom Fernstehenden in ihrer Gesamtheit als Folgen des „heimtückischen Klimas" angesehen, und niemand kann aus der Summe der Opfer diejenigen herausfinden, bei denen mittelbar oder unmittelbar eine hygienische Pflichtversäumnis vorlag. Gerade besonnene Leute werden sich daheim leicht durch eine falsche Bewertung des gesundheitlichen Risikos, das ihrer in der Kolonie harrt, abhalten lassen, sie aufzusuchen. Rücksicht gegen unsere Mitmenschen und Rücksicht auf unsere Adoptivheimat müssen uns demnach außer der Rücksicht gegen uns selbst die Pflicht diktieren, Krankheiten, die wir vermeiden können, nicht leichtsinnig auf uns zu nehmen. Die Zahl der durch Unachtsamkeit und Nachlässigkeit verschuldeten Erkrankungsfälle ist gar nicht gering. Wenn einer ungekochtes oder ungefiltertes Wasser trinkt, von dem er nicht den Beweis hat, daß es einwandfrei ist, und wenn er danach an Dysenterie erkrankt, wenn einer seinen Malariaschutz lax betreibt und sich deshalb ein Fieber zuzieht, so hat er eben nicht alles getan, was er zur Ver-

meidung dieser Krankheit hätte tun können, er hat eine Pflichtversäumnis begangen. Alle Dienstherren in der Kolonie, Regierung, Firmen, Missionsgesellschaften haben gleichermaßen ein großes Interesse daran, daß sich ihre Funktionäre leistungsfähig erhalten; denn was kann ihnen an einem Angestellten gelegen sein, der alle Monate einige Tage lang vom Dienste fern bleiben muß? Gesunde Knochen, gesunde Muskeln, gesunde Organe sind uns nötig im Tropenklima, und nicht zuletzt ein widerstandsfähiges Nervensystem. Auf die Frage, welches die schlimmste Tropenkrankheit sei, darf man mit gutem Recht antworten: die Nervosität, denn der körperlich Erkrankte schadet nur durch das, was er während seiner Krankheit unterläßt, der Nervöse aber auch mit dem, was er tut, und die Nervosität ist von vornherein eine langwierige chronische, oft genug wenigstens im Tropenklima unheilbare Krankheit. Leider ist die Nervosität der Tropenbewohner in ihrer Ausschreitung nicht recht zu kontrollieren, denn die Grenze zwischen Gesundem und Krankhaftem geht gerade bei ihr unmerklich ineinander über, und bei keiner Krankheit ist die Selbsttäuschung größer als bei ihr. Ich kenne so manchen Kolonisten, der aufs tiefste empört sein würde, wenn ich ihm meine volle ärztliche Ueberzeugung von seiner hochgradigen Nervosität offenbarte. Alle Stadien von nervöser, überhasteter Vielgeschäftigkeit, von harmloser Reizbarkeit, ebensowohl wie vom unverbesserlichen Querulantentum bevölkern ihr Gebiet.

Wir haben die Pflicht, gesund zu sein, und ihre Erfüllung ist uns eigentlich nicht allzuschwer gemacht; denn jeder weiß aus mündlicher oder gedruckter Belehrung, was er zu tun und was er zu unterlassen hat, um ihr nachzukommen. Meist fehlt es auch nicht an der Einsicht, sondern am Willen. Die Energie scheint unter tropischen Verhältnissen leichter zu erlahmen als daheim, und doch ist gerade sie unerläßlich für erfolgreiche kolonisatorische Arbeit; denn nicht nur gute Ideen tun uns not, sondern auch Leute, die sie ausführen. Mancher wird bei der brennenden Zigarre im Lehnstuhl auf der Veranda an einem einzigen Nachmittage ein ganzes Dutzend neuer kolonialer Probleme schmieden können; weit schwieriger schon ist es, nur zweien von ihnen allgemeine Geltung zu verschaffen, und am schwierigsten, eins von allen praktisch durchzuführen. Ausdauernde Kämpfer in der Front sind es, die den kolonisatorischen Erfolg verbürgen, und der Grundpfeiler ihrer körperlichen und psychischen Ausdauer ist ihre Gesundheit.

Für eine ganze Anzahl tropischer Infektionskrankheiten wissen wir, wie wir uns gegen sie zu schützen haben. Aber mit der Befolgung dieser direkten Vorsichtsmaßregeln gegen Infektionskrankheiten ist unsere hygienische Pflicht nicht voll erfüllt. Wir müssen unsern Organismus auch so weit stählen bzw. widerstandsfähig erhalten, daß er, wenn eine nicht vermeidbare Krankheit ihn befällt, oder wenn im Laufe der Jahre die Einflüsse des Tropenklimas sich zu summieren beginnen, ihnen erfolgreich zu trotzen vermag. Jeder Arzt wird hierbei an sportliche Betätigung denken; denn gerade die

Pflicht, gesund zu sein, kann jedem durch Betreiben eines „vernünftigen" Sportes wesentlich erleichtert werden. „Vernünftig, das heißt ohne die bei Engländern und Amerikanern so beliebten Auswüchse zu züchten und ohne den bei uns Deutschen gepflegten Brauch, den Erfolg der sportlichen Uebungen durch ein anschließendes Zechgelage zu vereiteln. Sportübungen sind uns im Tropenklima nicht nur wegen ihrer Gymnastik für Skelett und Muskulatur, für Herz und Lungen dienlich, sondern auch wegen ihres Einflusses auf unser psychisches Befinden. Gerade sie sind geeignet, den Beeinträchtigungen des Nervensystems durch tropische Verhältnisse entgegenzuwirken. Sie fördern Ruhe, Ausdauer und Kaltblütigkeit; sie gewöhnen an planmäßiges und doch rasches und selbständiges Handeln; sie bannen Kopfhängertum, Neurasthenie und Blasiertheit, die auch unseren kolonialen Neuländern nicht ganz fern geblieben sind; sie lehren die Rücksichtnahme auf das Mitspielen anderer und die Unterwerfung des eigenen Ich unter die Kunstregeln und das Urteil sachverständiger Richter, alles Vorteile von großem Gewinn für den kolonialen Praktiker. Aber auch der, dem es an irgend welchen äußeren Gründen unmöglich ist, sich an sportlicher Vereinstätigkeit zu beteiligen, hat für sich allein mannigfache Gelegenheit zu körperlicher und psychischer Rekreation, in der das Wesen allen vernünftigen Sportes beruht. Bedingung ist nur, daß alle solche Betätigungen, wie Spaziergänge, Bergsteigen, Zimmergymnastik, Reiten, Fahren usw., mit einer gewissen Regelmäßigkeit getrieben werden; denn nur so vermögen sie wirklich einen hygienischen Erfolg zu verbürgen. Als zu solchem Sport im weiteren Sinne des Wortes gehörig sei noch die beinahe jedem Europäer ohne großen Kostenaufwand mögliche Beschäftigung mit Gartenbau genannt. Wer regelmäßig nach beendetem Tagewerk sich nicht scheut, $^1/_2$—1 Stunde bei der Bestellung oder Pflege seines Gemüse-, Frucht- und Blumengartens Hand anzulegen, der wird sich damit über manche leibliche und geistige Erschlaffung oder kleine Miseren des kolonialen Lebens hinwegsetzen oder gegen sie wappnen können, ganz abgesehen von der Verbesserung seiner Lebenshaltung, die er dabei erzielt.

Den Sport treiben und den Alkohol meiden!

Es scheint in den letzten Jahren besser geworden zu sein mit dem Alkoholkonsum der Europäer in den Kolonien, aber es ist noch längst nicht gut damit! Gerade er ist das größte aller Hindernisse, die unserer Pflicht, gesund zu sein, entgegenstehen. Wir trinken noch viel zu viel alkoholische Getränke im heißen Klima. Ich habe für die 7 Jahre von 1902—1908 im nachfolgenden eine Tabelle zusammen gestellt, die Aufschluß über den Kameruner Import an Wein (stille Weine und Schaumwein) und Bier gibt ihm ins Verhältnis setzt zur Kopfzahl der Europäer:

Kalender-jahr	Eingeführter Wein i. Litern	Eingeführtes Bier	Einwohner-zahl	Wein pro Kopf	Bier pro Kopf
1902	75 992	305 533	670	113	456
1903	88 941	298 593	710	125	420
1904	91 727	247 486	826	109	300
1905	103 721	253 032	896	116	282
1906	123 694	311 903	1010	122	309
1907	144 671	362 838	1128	128	322
1908	93 752	342 339	1127	83*)	303

*) Der scheinbar starke Rückgang des Weinimportes 1908 beruht darauf daß von diesem Jahre ab der sogen. Muskatwein, ein billiges und bei den Eingeborenen beliebtes Alkoholikum, nicht mehr als Wein, sondern als Schnaps verzollt wird. Dadurch ist er vom Weinkonto verschwunden und, soweit er überhaupt noch importiert wird, aufs Branntweinkonto gekommen.

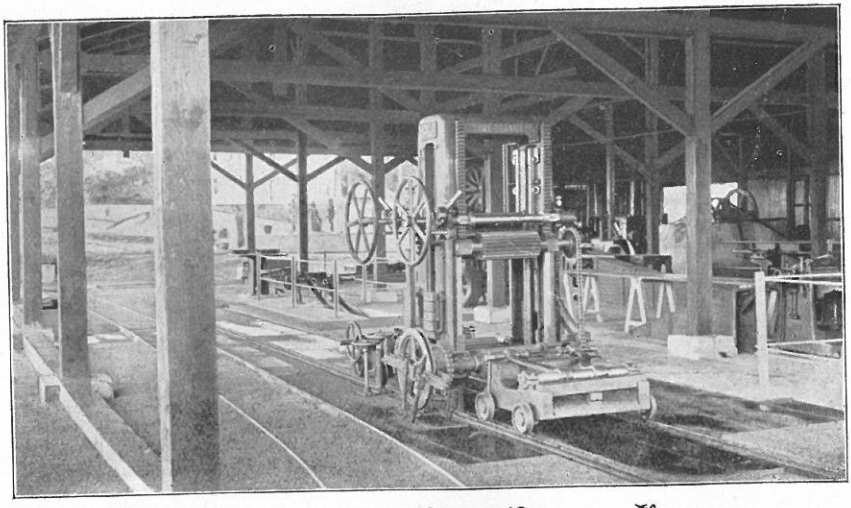
Diese lose in der Luft schwebenden Zahlen sagen für sich allein noch nicht viel, obwohl vielleicht ein gewandter Zahlenjongleur mit ihnen allerhand kühne Zauberkunststückchen vollführen könnte. Gar manche auf ihre Höhe einwirkenden Begleitumstände müssen berücksichtigt werden. So ist zunächst zu bedenken, daß in der Kopfzahl der Europäer alle Frauen und Kinder mit ihrem verschwindenden Anteil am Alkoholverbrauch mit einbegriffen sind. Die auf den männlichen Teil der Bevölkerung allein entfallende Kopf-Quote würde sich deshalb noch bedeutend erhöhen. Anderseits darf nicht vergessen werden, daß ein gewisser Bruchteil des importierten Bieres und Weines nicht von Weißen, sondern von jenen halbzivilisierten Eingeborenen genossen wird, die in der Nachahmung europäischer Bräuche bis zum Bier- und Weintrinken gediehen sind. Vor allem aber kommt zu dem Konsum der Europäer an Wein und Bier der statistisch leider nicht faßbare, aber gewiß nicht gering zu veranschlagende Verbrauch von Whisky, Kognak und Likören hinzu. Namentlich der Whisky bildet ja, mit Sodawasser mehr oder weniger verdünnt, für sehr viele Kolonisten das bevorzugte alkoholische Getränk. Ob sein Konsum in der Abnahme begriffen ist, wage ich mindestens stark zu bezweifeln. Ferner gibt nur die Berücksichtigung einer größeren Jahresreihe brauchbare Vergleichpunkte; denn von einem Jahre zum andern ist der Import namentlich haltbarer Alkoholika aus äußeren Gründen oft verhältnismäßig großen Schwankungen unterworfen. Eine bevorstehende Zollerhöhung wird z. B. eine gesteigerte Einfuhr in dieser der Erhöhung vorausgehenden Zeit in Gefolge haben. Es werden Vorräte aufgestapelt werden, die zum Teil erst dem Konsum des folgenden Jahres anheimfallen, so daß weder ein Anstieg im Import eines einzelnen Jahres beweisend ist für steigenden Konsum noch ein Rückschlag in der Einfuhr für verminderten Verbrauch. Selbst das Prosperieren des kolonialen Handelsgeschäfte ist sicher bis zu einem gewissen Grade nicht ohne Einfluß auf die Höhe des Alkoholgenusses, da Zeiten mit gutem Verdienst eher eine Flasche Sekt oder Wein auf den Tisch

kommen lassen, als solche mit flauer Geschäftslage. Es ist deshalb auch kaum ein Zufall, daß die Einfuhr von Sekt gerade in den Hafenplätzen Südkameruns mit seinem geschäftlich besonders raschen Emporblühen sich in den letzten Jahren vervielfacht hat, und daß Kribi allein im Schaumweinimport alle anderen Orte, selbst das viel europäerreiche Duala mit seinem Hinterland aus dem Feld geschlagen hat.

Das einzige Sichere, was aus der zur Verfügung stehenden Alkoholimportzahlen auf den Konsum geschlossen werden darf, ist lediglich ein Sinken des Bierverbrauches. Aber selbst wenn man sich nicht auf den Standpunkt totaler Abstinenz stellt, sondern nur einer alkoholischen Mäßigkeit das Wort redet, muß die jetzige Menge der jährlich getrunkenen Alkoholika noch als weit zu hoch bezeichnet werden.

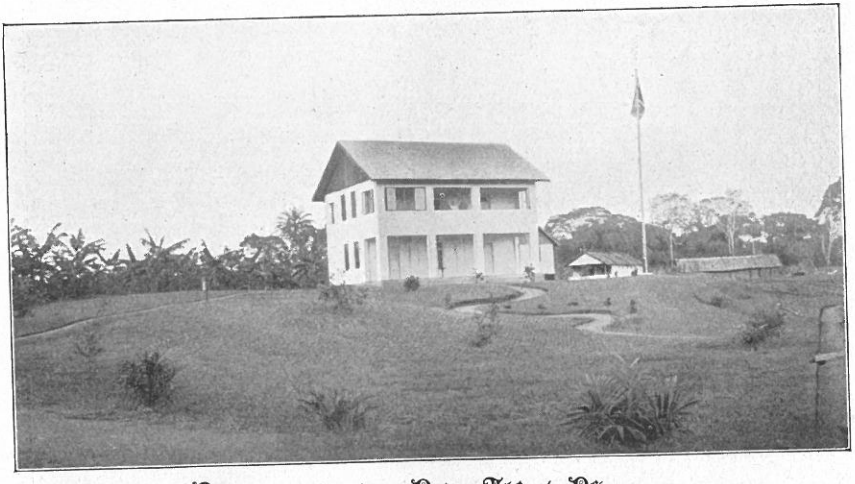
Merkwürdigerweise macht man den Arzt, der in hygienischer Beratung auf die Pflicht, gesund zu sein hinweist, nicht selten auf einzelne Personen aufmerksam, die bei offensichtlich unhygienischer Lebensweise reichlichem Alkoholgenuß, häufigen Fiebern usw., es doch eine stattliche Reihe von Jahren im Tropenklima ausgehalten haben. Ja, dieser Hinweis verdichtet sich bisweilen sogar zu der kühnen Vermutung, daß gerade diese Lebensweise der Grund der scheinbar unerschöpflichen Widerstandsfähigkeit sei. Nicht bedacht wird dabei, daß alle solche Einzelerscheinungen in der verschwindenden Minderzahl gegenüber all den vielen anderen sind, die bei gleichem Beginnen entweder frühzeitg ihre Tropentauglichkeit einbüßten oder gar ein frühes Grab hier fanden und ihre warnende Stimme nicht erheben können. Vergessen wird weiterhin dabei, daß es allen diesen einzelnen nicht wegen, sondern trotz ihrer Lebensweise eine verhältnismäßig lange Zeit leidlich ergeht, daß aber endlich auch für sie der Zeitpunkt zu kommen pflegt, an dem die Grenze erreicht ist.

Die Pflicht, in den Tropen gesund zu sein, erfordert freilich ein ganz klein wenig körperliche Askese. Aber ist es nicht ratsam, sie freiwillig in jungen Jahren auf sich zu nehmen, als im späteren Alter zu ihr gezwungen zu sein, oder frühzeitig in seinem kolonialen Berufe die Segel streichen zu müssen? Zudem scheint mir der Gewinn an Arbeitsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit, den sie uns verbürgt, mehr als genug Entschädigung zu bieten für den geringen Zwang, den sie uns auferlegt. Ich glaube, je mehr wir unsere Pflicht, gesund zu sein, erfüllen, um so klarer wird es uns werden, daß es in unsere eigene Hand gegeben ist, einen sehr großen Teil der gefürchteten Gefahren des Tropenklimas von uns fernzuhalten.



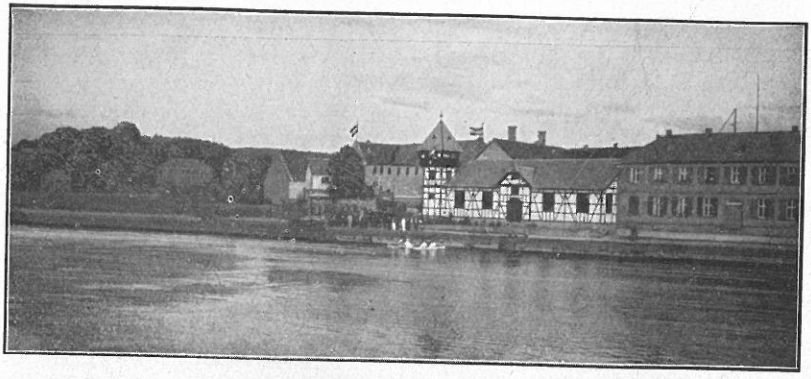
Sägewerk auf der Prinz-Alfred-Pflanzung Kamerun.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria.")



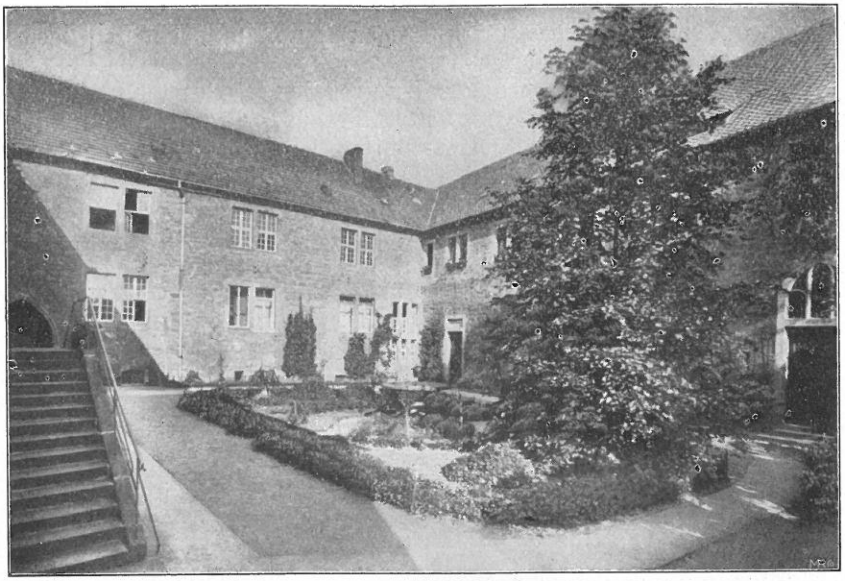
Bürogebäude der Prinz-Alfred-Pflanzung.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria".)



Reit- und Turnhalle.

Im Garten am Tempelchen.



Innenhof.

IV. Innenhof.

1. Hypotheſen über die Herkunft des Lebens

Von Geh. Rat Prof. Dr. W. Branca (Berlin)
(Aus „Deutſche Revue" November, Dezember 1913).

Der größten Rätſel eines, die uns die Natur geſtellt hat, iſt die Frage nach der Herkunft des Lebens auf der Erde. Aber ſowie wir dieſe Frage ſtellen, ſpringt ſofort hinter derſelben ein zweites Fragezeichen hervor, die ganz allgemeine Frage nach der Herkunft des Lebens im Weltall überhaupt. Ja, im Weltall. Nur kindliche Auffaſſung könnte doch annehmen, daß Planeten lediglich an den einen Fixſtern, die Sonne, gefeſſelt ſind und daß Leben lediglich auf den Planeten Erde beſchränkt ſei. Unter den vielleicht 500 Millionen Fixſternen, welche Zahl ſich mit Hilfe der Himmelsphotographie ganz annähernd durch Schätzung ergeben mag, ſollte allein der eine einzige, die Sonne, Planeten um ſich geſchart haben? Undenkbare Beſchränkung. Sind doch alle Fixſterne gleicher Herkunft, gleicher Entſtehung, durchlaufen gleiche Entwicklung — da ſollte das Los, mit Planeten verknüpft zu ſein, nur dem einen unter Hunderten von Millionen zuteil geworden ſein? Das wäre faſt, als wenn man ſagen wollte, daß unter den zirka 1500 Mill.

Menschen, die die Erde zurzeit tragen mag, nur ein einziges Menschenpaar Kinder besitze.

Notwendig müssen ebenso wie unsre Sonne auch noch überaus zahlreiche andre Fixsterne ebenfalls von Planeten umkreist werden. Da jedoch Planeten nur winzig klein gegenüber der Masse ihres Fixsternes sind — die Gesamtmasse aller Planeten der Sonne zum Beispiel beträgt nur $^1/_{700}$, die Masse der Erde allein aber $^1/_{360000}$ von der Masse der Sonne —, so kühlen sich diese winzigen Tröpfchen so schnell ab, sind nach ihrer Abkühlung so geringfügige Stäubchen im Weltall, daß wir, bezüglich die photographische Platte, bei der unsagbar großen Entfernung aller andern Fixsterne von uns, sie nicht zu sehen vermögen.

Selbstverständlich, nicht jeder Planet kann geeignet sein, Leben zu beherbergen; denn irdisches Leben ist ein sehr empfindliches Ding, dem es bald zu heiß, bald zu kalt wird, um bestehen zu können. So ist es zum Beispiel auf dem der Sonne nächsten unsrer Planetenschar, Merkur, so heiß, daß Wasser dort nur im dampfförmigen Zustande existieren kann und die Sonne dort so groß und so blendend hell erscheint, daß unsre Augen das nicht ertragen könnten und unser Blut verdampfen würde. Dort also können wir uns zurzeit kein irdisches Leben denken. Ich sage „zurzeit", denn das kann später anders werden.

Umgekehrt auf dem unsere Sonne fernsten ihrer Planeten, Neptun, ist es so kalt, daß Wasser vermutlich nur in gefrorenem Zustande dort bestehen kann. Die Sonne erscheint dort so klein wie ein winziges Pünktchen, so daß, wenn mit Augen begabte Lebewesen dort zu existieren vermöchten, sie in ewiger Nacht leben würden. Zu viel oder zu wenig Licht würde freilich für die Möglichkeit tierischer Wesen nicht so viel bedeuten, wohl aber zu viel oder zu wenig Wärme. Nur für chlorophyllhaltige Pflanzen würde auch eine stete Nacht das Assimilieren und damit Wachsen abschneiden.

So bleibt also nur die goldene Mittelstraße für das Leben übrig, auf der es nicht zu heiß und nicht zu kalt ist. Mit andern Worten, nur auf gewissen Planeten wird Leben sich einnisten können, nur auf solchen, die gerade in der richtigen Entfernung von ihrem Fixstern sich befinden.

Indessen die Wärme eines jeden heißen Fixsternes ist ja im Laufe der Zeiten einer allmählichen Verringerung unterworfen. Aus Weißglut gehen sie, durch Gelbglut hindurch, in Rotglut hinab und dann schließlich in Erstarrung über; das ist die absteigende Leiter der Entwicklung eines Fixsternes. Damit aber erlangen die Sonnennähe und Sonnenferne eines Planeten einen wechselnden Wert mit Bezug auf die Möglichkeit des Lebens: Ein dem Fixstern sehr naher Planet, der anfangs, als sein Fixstern noch sehr heiß war, eine viel zu hohe Temperatur empfing, um Leben auf ihm zu ermöglichen, derselbe Planet kann später, nachdem sein Fixstern sich stark abgekühlt hat, sehr wohl eine Stätte des Lebens werden.

Der Vorgang muß jedoch auch umgekehrt vorgestellt werden, denn es gibt für die Fixsterne ja auch eine aufsteigende Entwicklungsreihe: Aus kaltem Nebel durch allmähliche Verdichtung desselben in immer größere Erwärmung hinein; also durch allmählich entstehende Rotglut, in Gelbglut, bis zur Weißglut hinauf, von der ich oben bei der absteigenden Entwicklung ausging. Auch eine solche aufsteigende Entwicklung ist notwendige Konsequenz unsrer Vorstellungen über die Entstehung der Gestirne; gleichviel, ob man hierbei ausgeht von der Vorstellung eines kosmischen Nebels, d. h. also nebelartig, gasartig feinst verteilter Materie, oder von der Akkumulationshypothese, nach welcher die Gestirne durch Zusammenballung großer Massen von Meteoriten entstanden sein sollen, also aus gröber verteilter Materie.

Aber noch ein weiteres kommt hinzu: Nicht nur die Abkühlung seines Fixsternes, sondern auch die allmähliche Abkühlung des Planeten selbst spielt natürlich hier mit eine Rolle. Im Anfang seines Seins muß ein Planet stets viel zu heiß und schließlich dann wieder bei fortgeschrittener Abkühlung viel zu kalt sein, um Leben auf sich beherbergen zu können.

Wir sehen also, daß zwei entgegengesetzte Vorgänge verändernd auf die Möglichkeit des Lebens bei ein und demselben Planeten einwirken, Erwärmung und Abkühlung. Leben ist mithin allein schon wegen der Wärme- und Kälteverhältnisse keineswegs auf jedem Planeten möglich. Außerdem aber spielt noch die Frage des Vorhandenseins von Luft und Wasser eine entscheidende Rolle. Leben ist folglich auf den Planeten, auf denen es überhaupt möglich ist, nur zeitweise möglich, nur eine vorübergehende Erscheinung, die sich einstellt auf ihnen, „wenn die Zeit erfüllet ist", d. h. wenn die Temperatur die geeignete geworden ist; und die wieder verschwindet, wenn die Zeit abgelaufen ist, d. h. wenn es zu kalt geworden ist, und auch, wenn etwa Luft und Wasser verschwunden sind, wie das heute auf unserm Trabanten, dem Monde der Fall ist.

Ziehen wir das Fazit aus dem Gesagten, so ergeben sich zwei Sätze als höchst wahrscheinlich:

Es muß überaus zahlreiche Fixsterne geben, die ebenso wie unsre Sonne von Planeten umkreist werden; und es werden sich aus Nebelmassen auch noch in Zukunft viele Fixsterne bilden, die dann von Planeten umkreist werden. Und zweitens:

Auf vielen dieser zahlreichen Planeten muß während gewisser Zeit Leben vorhanden sein oder vormals gewesen sein oder in Zukunft sich noch einstellen.

Wenn nun „die Zeit erfüllet ist" für irgendeinen dieser Planeten, d. h. wenn Leben auf ihm möglich geworden ist — auf welche Weise kommt bezw. entsteht dann das Leben auf dem Planeten. Also nicht nur für unsre Erde, sondern für eine im Laufe der ungeheuerlichen Zeiträume immer größer werdende, immer mehr anschwellende Zahl von Planeten gilt diese Frage.

Ein Wiſſen auf dieſem Gebiete gibt es, bis jetzt wenigſtens, nicht, nur ein Phantaſieren und ein Glauben. Das müſſen wir vor allen Dingen feſthalten. Wer etwa ſich oder andere glauben machen wollte, auf dieſe oder jene Weiſe ſei es ſicher geweſen, der würde ſich und andere täuſchen. Niemand darf ſich blenden laſſen von der mehr oder weniger großen Sicherheit, mit der von hüben und drüben Antworten entgegengeſetzter Natur zu ihm herüberſchallen. Der Antworten auf jene Frage ſind eben mehrere, die das melodienreiche Glockenſpiel der Phantaſie erdacht hat. Zunächſt will ich ſie kurz kennzeichnen, dann ausführlicher darauf eingehen:

Die in der Bibel gegebene Antwort iſt allbekannt: Got hat das Leben erſchaffen, und zwar auf der Erde; denn nur von dieſem einen Planeten iſt hier die Rede.

Die unter den Naturwiſſenſchaftlern allgemeiner Geltung ſich erfreuende Anſchauung ſagt dagegen aus: Leben iſt auf der Erde gar nicht geſchaffen, ſondern es iſt entſtanden; es iſt von ſelbſt aus unbelebter Subſtanz, durch Zuſammentritt unbelebter Elemente hervorgegangen.

Eine dritte, aber wohl wenig beliebte, auch von naturwiſſenſchaftlicher Seite gegebene Erklärung iſt: Leben iſt weder geſchaffen noch entſtanden, ſondern es wohnt von jeher der Materie inne. Die ganze Materie alſo iſt belebt; es gibt überhaupt keine unbelebte Materie. Das, was wir allgemein als Leben bezeichnen, iſt lediglich die eine Form des Lebens, die an Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff, Stickſtoff gebunden iſt und in höherer Temperatur nicht beſtehen kann. Es gibt aber oder gab doch noch eine andre, an andre Elemente gebundene Form desſelben, die bei Feuersglut beſtehen konnte.

Eine vierte und letzte, wohl bisher ebenfalls nur ſehr Vereinzelten zuſagende Erklärung lautet dahin: Es gibt belebte und unbelebte Materie, wie das ja ganz allgemeine Anſicht iſt. Leben aber wurde weder geſchaffen noch entſtand oder entſteht es auf der Erde oder auf einem andern Planeten, ſondern es wird durch Meteorite, bez. größere Himmelskörper, von einem dieſer Körper auf den andern verfrachtet. Leben iſt ebenſo alt wie unbelebte Materie, mindeſtens in deren jetziger Form.

Man ſieht, daß auf die Frage nach der Herkunft des Lebens recht verſchiedene Antworten verſucht werden können. Beſter Beweis dafür, daß wir nichts Sicheres über dieſe Frage wiſſen. Wir können lediglich die Gründe namhaft machen, aus denen dieſer oder jener Erklärungsverſuch uns beſſer gefällt, mehr zum Herzen bezüglich zum Verſtande ſpricht; nichts weiter. Das will ich nun tun, indem ich das Für und Wider dieſer verſchiedenen Meinungen darlege.

Doch bevor ich das tue, wird man vielleicht erwarten, daß ich zunächſt eine kurze Definition des Begriffes „Leben“ geben ſolle. Das werde ich indeſſen nicht tun. Iſt doch die Zahl derer, die eine

ſolche Definition verſucht haben, eine nicht geringe; aus eines jeden Munde klingt ſie wieder anders; und keine vermag dieſes rätſelhafte Ding mit kurzen Worten erſchöpfend zu packen.

Leben hat eben einen vielſeitigen, einen ſehr verwickelten Inhalt. Die Fähigkeit, Nachkommen zu erzeugen, iſt gewiß eine Eigenſchaft, die kennzeichnend für das Leben iſt. Steine, Luft, Waſſer erzeugen keine Nachkommen. Die Fähigkeit der Entwicklung zu höher und immer höher Organiſierten, ſie kommt nur dem Leben zu. Das Zweckmäßige im Bau und in den Funktionen kennzeichnet ebenfalls das Leben. Das Geiſtige, das Selbſtbewußtſein aber — wer will da ernſtlich, ſicher antworten, ob Pflanzen, die doch auch leben, Spuren von dieſen Eigenſchaften beſitzen? Ich glaube es nicht. Aber es gibt ſolche, die gehen viel weiter und erklären ſogar die ganze Materie für beſeelt und belebt.

Als Träger des Lebens galt die Zelle, ebenſo bei den einfachſten, nur aus einer einzigen Zelle beſtehenden Weſen wie bei dem aus zahlloſen Zellen zuſammengeſetzten Organismus. Aber ſchon heute haben wir erkennen gelernt, daß Zelle durchaus nicht das einfache Protoplasmaklümpchen iſt, für das wir es früher anſahen. Sondern die Zelle ſtellt ſich uns jetzt bereits als ein ziemlich differenzierter Organismus dar, umgeben von einer Haut oder, wo dieſe fehlt, doch von einer die Stelle der Haut vertretenden feſteren Hautſchicht. Und das Protoplasma im Innern ſcheint erſt in den Kernen das eigentlich Lebenbringende zu haben; denn Protoplasma ohne Kernſubſtanz iſt nicht lange lebensfähig, iſt auch unfähig, ſich fortzupflanzen. Aber auch das Protoplasma ſelbſt iſt ein Gemenge von verſchiedenen eiweißartigen Körpern; und außer ihm iſt noch der Zellſaft vorhanden, der ſogar im Kern nicht fehlt.

Man ſieht, die Zelle erſcheint jetzt faſt wie ein komplizierter Organismus.

Es iſt alſo gar nicht die Zelle das, was am Anfange der Lebensleiter ſteht, ſondern die unterſte Sproſſe dieſer beſteht vielleicht in einem noch Einfacheren, Niedrigeren. So ſind wir alſo noch nicht einmal darüber ſchon im klaren.

Unſäglich leicht iſt es, bei Abſehen von Scheintod, Leben von Unleben auf den erſten Blick zu unterſcheiden, ſolange wir hochorganiſiertem Leben gegenüber ſtehen. Aber immer geringer wird der Unterſchied, wenn wir jenes niedrigſt organiſierte Leben des Protoplasmaklümpchens der Protozoen ins Auge faſſen. Und doch, es lebt doch; und der Stein lebt nicht.

Aber nun zu den verſchiedenen Erklärungsverſuchen der Herkunft des Lebens.

Die Bibel ſtützt ſich, ohne das ausdrücklich hervorzuheben, auf die unbeſtreitbare Tatſache, daß alles ſeine Urſache hat und haben muß; alſo auch das Leben, auch die ganze Welt, Beider Urſache iſt Gott, der Leben wie Welt ſchuf.

Gott macht jedoch von obiger Regel eine Ausnahme, er iſt ohne Urſache, er iſt von jeher.

Die biblische Schöpfungsgeschichte gibt mit dieser Ursache des Lebens und der Welt aber ein Unbegreifliches, ein Wunder: Da vor der Schaffung der Welt doch anscheinend nichts vorhanden war, so sind nach der Bibel die Erde und die ganze Welt aus nichts erschaffen worden.

Bezüglich der Schaffung des Lebens spricht die Bibel nur von dem Leben auf der Erde. In jener, oben als Notwendigkeit erkannten Verallgemeinerung des Problems würde der Satz also lauten müssen: Gott hat das Leben auf jedem einzelnen dieser zahllosen Planeten erschaffen.

Ueber die näheren Umstände des Schaffens der Lebewelt sagt die Bibel nichts; ich meine über die Frage, ob die belebte Substanz, Pflanzen und Tiere, ebenfalls wie die Welt, aus dem Nichts oder ob sie aus unbelebter Substanz geschaffen seien; denn diese Möglichkeit wäre ja gegeben, da die Welt bereits geschaffen war, als das Leben geschaffen wurde. Nur bezüglich des Menschen wird eine Erklärung gegeben; denn da heißt es ausdrücklich; der Mann sei aus einem Erdenkloß gemacht. In unsrer heutigen Sprache ausgedrückt, würde das also heißen: Aus unbelebter anorganischer Substanz ist der belebte Mensch, ist also organische Substanz geschaffen.

Aber wir haben kein Recht, die Sprache jener alten Zeit mit Hilfe heutigen Sprachgebrauches, heutiger Unterscheidung zu deuten; denn damals war man zwar des Unterschieds zwischen belebt und unbelebt sich bewußt, hatte aber doch keine Ahnung von dem Unterschiede der organischen, aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff bestehenden und der anorganischen Substanz, konnte also mindestens das letztere nicht gemeint haben.

So die Schaffung des Mannes. Anders die des Weibes: Dieses wurde aus der Rippe des Mannes geschaffen. Aus dem zweierlei Maß, mit dem hier gemessen wird, erkennt man ohne weiteres das Spiel der Phantasie dessen, der diesen Text zuerst erdachte. Zwei völlig verschiedene Melodien läuten hier durcheinander, um etwas zu erklären, das zweifellos doch eine einheitliche Erklärung fordert; denn wie sollten Mann und Frau auf verschiedene Art und Weise erschaffen sein.

Es ist indessen schon so oft betont worden, daß die Bibel kein Lehrbuch der Naturgeschichte ist und sein soll, und daß die, die sie schrieben, in jenen alten, längst verklungenen Zeiten überhaupt keine naturwissenschaftlichen Kenntnisse in unserm heutigen Sinne besaßen. Ein Widerstreit zwischen jener alten und der heutigen Erklärung in solchen Dingen ist daher nicht nur eine leicht erklärliche, sondern sogar eine selbstverständliche Sache.

Die Bibel nimmt also ein Wunder an. Die Naturwissenschaft aber sucht überall das Gesetzmäßige in den Naturerscheinungen festzustellen; die Möglichkeit eines Willkürlichen vermag sie nicht anzuerkennen. Es ist daher erklärlich, daß die Naturwissenschaft gegen die Annahme eines solchen Wunders sich ablehnend verhält. Wunder ist eben ein Vorgang, der gegen das Naturgesetz sich voll-

zieht; und ein Mann, der das Walten der Naturgesetze zu erforschen bemüht ist, vermag sich nicht in den Gedanken hinein zu denken, daß irgendwann und irgendwo die Naturgesetze gebeugt, verletzt worden sein sollten; daß sich also Vorgänge abgespielt haben sollten gegen die Naturgesetze.

Nun ist aber die Naturwissenschaft natürlich nicht in der Lage, für die Entstehung der Welt eine Ursache, ein Woher angeben zu können. Aus diesem Grunde wird sie zu der Anschauung gedrängt, daß die Welt von Ewigkeit her sein müsse, also keine Ursache habe. Dagegen das Leben habe eine Ursache, indem es auf der Erde ganz von selbst durch den zufälligen Zusammentritt von Elementen — Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff — entstanden sei. Wie also dort Gott ohne Ursache, von Ewigkeit her ist und die Welt und Leben schafft, so ist hier die Materie ohne Ursache, ewig und schafft das Leben.

Mir will scheinen, daß diese angebliche Urzeugung, diese vermeintliche Entstehung belebter Substanz aus unbelebter, ganz ebenso ein Wunder, d. h. ein gegen die Naturgesetze verstoßender Vorgang sein würde, wie der Vorgang, den die Bibel annimmt. Der ganze Unterschied wäre lediglich der, daß im letzteren Falle ein denkender Geist das Wunder vollzogen, während im ersteren Falle die geistlose „Natur" das Wunder getan haben soll. Es fragt sich indessen, ob nicht das Wunder, welches die Kirche annimmt, immer noch ein viel weniger unbegreifliches sein würde als das, welches die Naturwissenschaft annimmt; wenngleich sie es nicht als Wunder gelten läßt.

Gewiß, der Gedankengang der Naturwissenschaftler erscheint als ein sehr einschmeichelnder. Man stellt hier zwei Sätze auf: 1. Eine Urzeugung hat auf Erden stattgefunden; 2. Die Natur war es, die aus sich selbst heraus die Urzeugung bewirkt hat.

Da nun Wunder unmöglich sind, so betrachtet niemand die Urzeugung als ein Wunder, sondern als einen natürlichen Vorgang.

Aber das ist doch nichts als ein Zirkelschluß; denn die beiden Ausgangsbehauptungen, daß eine Urzeugung auf Erden stattgefunden habe, und daß die Natur sie bewirkt habe, sind ja zwei bisher völlig unbewiesene Glaubenssätze. Glaubenssätze, die gegen alle Naturgesetze und gegen millionenfältige Erfahrungen beim Sterilisieren verstoßen.

Um indessen dieser allgemein verbreiteten naturwissenschaftlichen Anschauung von der Urzeugung ganz gerecht zu werden, ist es nötig, sich klarzumachen, daß die Naturwissenschaft hier nicht etwa die Entstehung hochorganisierten, komplizierten Lebens im Sinne hat, wie es irgendein höheres Lebewesen besitzt. Wollte man mit einer solchen Vorstellung an die Hypothese herantreten, so würde sie natürlich ohne weiteres als unsinnig erscheinen; denn wie sollten Lebewesen mit ganz verschiedenen Arten von Zellkomplexen und verschiedener Funktion derselben ganz von selbst aus unbelebter Substanz entstanden sein.

Selbstverständlich hat die Naturwissenschaft nur im Auge die Entstehung niedrigst organisierten Lebens durch Zusammentritt von Elementen. Man darf also vielleicht hier noch nicht einmal an die Entstehung von belebten Protoplasmaklumpen denken, wie wir letztere ja auch heute noch in den niedersten Tieren, den Protozoen, kennen, oder an die Entstehung von Bakterien, wie sie als niederste Pflanzen, oft zur schweren Gefährdung des höheren Lebens, noch heute in ungezählten Milliarden existieren, sondern wir müssen vielleicht an noch einfachere, niedrigere Sprossen der Lebensleiter denken, wie ich das oben angedeutet habe.

Ich teile trotzdem einen solchen Glauben an eine Urzeugung nicht.

Freilich als absolut unmöglich wird man einen solchen Vorgang nie erklären können, da die Wissenschaft nie abgeschlossen sein kann. Aber es scheinen mir gegen eine solche Annahme doch überaus schwere Bedenken vorzuliegen. Leben ist doch und bleibt doch Leben, mag es noch so niedrig organisiert sein; und Unbelebtes ist (und bleibt meiner Ansicht nach) eben unbelebt. Wie soll da aus Unbelebtem das diametrale Gegenteil, Belebtes, entstanden sein? Wenn diese Urzeugung früher möglich gewesen sein soll, dann müßte sie doch auch noch heute möglich sein. Heute ist das aber, nach allem, was wir bis jetzt wissen, durchaus nicht der Fall, wir hätten das sonst längst kennen gelernt.

Ganz im Gegenteil, wir haben kennen gelernt, daß da, wo ganz sicher kein Leben vorhanden ist — indem man nämlich alles etwa vorhandene, auch das kleinste, niederste Leben vorher abtötete, daß da unter keinen Umständen Leben sich neubildet; wenn man nur dafür sorgt, daß nicht von anderswoher Leben dorthin einwandern kann. Der Vater des Berliner Zoologen Franz Eilhard Schulze, der Chemiker Franz Ferdinand Schulze in Rostock, hat schon vor langen Jahrzehnten wohl als einer der Ersten die Frage experimentell behandelt, ob Leben heute von selbst entstehen kann. Aber er hat nur negative Resultate[1]) erhalten; und so ist es trotz der außerordentlichen Fortschritte der Chemie in diesen langen Jahrzehnten immer noch geblieben.

Ueberaus interessant sind freilich die schönen, neuen Entdeckungen, nach welchen Gewebe, Knochen, Sehnen von toten Tieren und Menschen bei genügend rascher Konservierung derselben nach

[1]) Experimenteller Versuch über generatio aequivoca (Poggendorffs Annalen der Chemie und Physik 1836, Bd. 39, S. 487). Schulze kochte Wasser, dem er vorher animalische und vegetabilische Stoffe beigemengt hatte, vollständig aus, so daß alle Keime in diesem getötet wurden. Dieses Wasser schloß er dann zur Hälfte in einem Gefäß luftdicht ab und ließ Luft darüber streichen, die durch Schwefelsäure hindurchgegangen und damit keimfrei gemacht war. Trotz wochenlangen Versuches entwickelte sich in dem Wasser kein Leben. Die andre Hälfte des Wassers füllte er in ein andres Gefäß und ließ gewöhnliche, nicht sterilisierte Luft herantreten, und nun entwickelte sich in diesem Wasser sehr bald Leben, weil es durch die Luft herbeigebracht war. Von selbst also konnte es nicht entstehen.

dem Tode, später, monatelang nach dem Tode in geeigneter Nährlösung wieder weiterwachsen können, so daß man heute Haut und andre Gewebe, Knochen, selbst Gelenke Toter benutzen kann, um sie auf und im lebenden Menschen und Tiere weiterleben und wachsen zu lassen.[1]) Indessen es handelt sich hier doch immer um belebt gewesene und sofort nach dem Tode vor Zersetzung geschützte Substanz, welche im Lebenden oder in der Nährstofflösung weiterlebt, nicht aber etwa um Neuentstehung von Leben durch Zusammentritt von Elementen, also um Urzeugung. Das Leben der betreffenden Gewebe war durchaus noch erhalten, es war nur in einen anabiotischen Zustand versetzt, ähnlich wie die Keime, die man durch Entziehung von Lebensbeziehungen in einen anabiotischen Zustand bringt, aus dem sie dann wieder in einen lebenden übergeführt werden können.

An eine anfängliche Urzeugung würde ich nur glauben können, wenn auch heute noch eine solche fortgesetzt stattfände; und daß das heute nicht der Fall ist, wird doch durch so vielfache Erfahrung bestätigt, daß wir dieser negativen Tatsache den Wert eines Naturgesetzes zuerkennen müssen. Das Sterilisieren von Früchten, von Milch, von Wunden, teils durch Kochen, teils durch andre abtötende Mittel, wäre ja ein sinnloses Verfahren, wenn man nicht die felsenfeste Ueberzeugung hätte, daß Leben heute nicht von selbst entstehen kann.

Allen, die an Urzeugung glauben, bleibt mithin nichts übrig, als die Annahme, daß Urzeugung nur früher stattgefunden habe, d. h. sie nehmen damit stillschweigend an, daß früher, vor Jahrmillionen, ganz besondere Zustände und Gesetze auf Erden gewaltet haben, unter denen ein Zusammentritt unbelebter Materie zu einem belebten niedersten Wesen vor sich gehen konnte. Zustände, die nun schon seit Jahrmillionen nicht mehr auf der Erde walten.

Eine solche Auffassung jedoch schlägt dem ins Gesicht, was man in der Geologie heute für richtig erkannt hat; daß nämlich in früheren Zeiten notwendig ganz dieselben Naturgesetze gewaltet haben müssen, wie in heutiger Zeit. Das Naturgesetz lehrt uns doch, daß heute Leben nicht aus unbelebter Substanz entsteht. Wenn letzteres also damals möglich gewesen sein sollte, dann müßte damals ein andres, diametral entgegengesetztes Naturgesetz bestanden haben als heute. Das aber klingt sehr bedenklich.

Es ist wohl zu bedenken, daß nicht nur ein, sondern zwei ganz verschiedene Dinge bei der Annahme einer Urzeugung zu unterscheiden sind: Einmal die Entstehung des Lebens aus unbelebter Substanz. Aber damit ist es nicht genug, denn zweitens muß auch noch dazu gegeben sein die Möglichkeit des Weiterfortleben des soeben entstandenen Lebens.

---

[1]) Mit Gehirn läßt sich das nicht machen, da in diesem ganz schnell die zersetzenden Prozesse beginnen.

Wenn man also wirklich einmal annehmen will, auf der einen Seite sei in früherer Zeit, anders als jetzt, die Möglichkeit gegeben gewesen, daß durch Zusammentritt von Elementen Leben entstehen konnte, so ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit, daß in früherer Zeit auf der anderen Seite die Bedingungen, unter denen dieses Leben fortbestehen konnte, genau dieselben gewesen sein müssen wie jetzt; denn die Bedingungen, unter denen Leben bestehen kann, schwanken gar nicht innerhalb so großer Grenzen. Wird es zu kalt, so hört Leben auf; wird es zu warm, so hört es auch auf: Wasser und Luft müssen ebenfalls vorhanden sein, wenn es bestehen soll.

Wir stoßen mithin auf einen Widerspruch: Auf der einen Seite wären damals die Bedingungen *andere* gewesen als jetzt; und auf der anderen Seite wären sie damals *ganz dieselben* gewesen als jetzt, wenn ein durch Urzeugung soeben entstandenes Leben nicht sofort sterben, sondern weiterleben sollte.

Ein solcher Widerspruch läßt sich nicht gut vereinen. Er würde sich nur lösen, wenn auch heute noch Urzeugung durch Zusammentritt von Elementen möglich wäre, d. h. wenn auch heute noch für Entstehung des Lebens ganz dieselben Bedingungen herrschen würden wie damals.

Urzeugung ist indessen heute nicht möglich. Soviel chemische Versuche auch in dieser Beziehung angestellt sein mögen durch Synthese, also durch künstliche Zusammenbringung von Elementen, Leben aus Leblosem zu schaffen, sie sind alle erfolglos geblieben. Millionenfältig ist ja, wie schon gesagt, die Erfahrung bei der Wundbehandlung oder bei der Sterilisation von Milch und anderen Nahrungsmitteln, daß, sobald man einmal alles Lebende durch sterilisierende Mittel getötet hat und die betreffende Wunde oder die Nahrungsgegenstände dann von der Luft dicht abgeschlossen hat, es absolut unmöglich ist, daß Leben dort wieder von selbst entstehen kann.

Hier würde man vielleicht bei dem Gedanken an Karbolsäure und ähnliche Mittel den Einwurf machen können, daß das sterilisierende, die Keime tötende Mittel, doch auch nach der Tötung derselben noch fortwirke, so daß also die durch Urzeugung von selbst abermals entstehenden Keime sofort immer wieder aufs Neue durch dieses Mittel getötet würden; daß also nur aus diesem Grunde dort kein neues Leben entstehen könnte.

Wir wollen daher von solchen sterilisierenden Mitteln, welche noch fernerhin eine Zeitlang tötend wirken, einmal ganz absehen und nur an das keimzerstörende Mittel des Kochens denken, das doch gewiß nicht lange nachwirken kann, da die erzeugte hohe Temperatur durch Abkühlung ja sehr bald wieder ganz verschwindet. Hier ist dann also das sterilisierende Mittel längst wirkungslos geworden und trotzdem stellt sich bei luftdichtem Abschluß der sterilisierten Masse in ihr kein neues Leben ein.

Daraus folgt alſo, daß es tatſächlich ein Naturgeſetz iſt, daß heute kein neues Leben ſich von ſelbſt bilden kann.

Nun ſtelle man ſich einmal vor, daß die heutige Erde, mit allem, was auf ihr lebt, mit allem Erdboden und allen Geſteinen, mit allem Waſſer und aller Luft, von denen ſie umgeben iſt, abgekocht, ich meine einer recht hohen Temperatur ausgeſetzt würde. Alles Leben, alle Keime auf der Erde, in den Spalten der Geſteine, in der Luft, im Waſſer wären nun getötet, kein einziger Keim wäre mehr auf der Erde vorhanden. Würden denn dann, nach Abkühlung des ſo Gekochten, neue Keime durch Zuſammentritt von Elementen entſtehen? Gewiß nicht.

Dieſe heutige, durch Abkochung ſteriliſierte, künſtlich keimfrei gemachte Erde iſt aber nur das Spiegelbild der Erde, welche vor vielen Jahrmillionen beſtand, als ſie noch ſo heiß war, daß noch kein Leben auf ihr exiſtieren konnte. Damals war alſo die Erde gewiſſermaßen durch natürliche Abkochung keimfrei, ſteriliſiert gemacht.

Wer wollte nun angeſichts dieſer unſerer heutigen Erfahrungen bezüglich der Wirkung der Steriliſation ernſtlich behaupten, daß damals auf der natürlich ſteriliſierten Erde trotzdem eine Selbſtentſtehung von Leben ſich vollzogen habe. Entweder ſind unſere heutigen millionenfältigen Erfahrungen bei der Steriliſation alle auf Täuſchung beruhend und es entſteht trotz der Steriliſation Leben, das wir nur nicht zu erkennen vermögen: Ein wenig wahrſcheinlicher Gedanke. Oder die jetzigen Erfahrungen und Beobachtungen bezüglich der Steriliſation ſind richtig; und dann kann auch unmöglich auf der ſteriliſiert gedachten Erde damals Leben aus unbelebter Subſtanz entſtanden ſein, kann alſo Urzeugung auch früher auf Erden nicht ſtattgefunden haben.

Nun wird man aber fragen, wie es denn zu erklären ſei, daß trotzdem von den Naturwiſſenſchaftlern ganz allgemein ein ſolcher Glaube gehegt werde, wenn er doch nach meiner Behauptung auf ſo überaus ſchwachen Füßen ſtehe. Ich glaube, für ſehr, ſehr viele erklärt ſich die Sache dahin, daß die ganz überwiegende Mehrzahl aller Naturforſcher, welche dieſen Glauben hegen, ſich überhaupt niemals eingehender mit dieſer Frage beſchäftigt habe, da ſie mit vollſtem Rechte ihre Lebensaufgabe in der Löſung anderer, Erfolge verheißenderer Fragen erblicken, ſo war und wird von ihnen dieſer Glaubensſatz ohne weitere Prüfung angenommen; mir wenigſtens iſt es ſo ergangen. Irgendeine Vorſtellung wollte man von der Sache haben. Die von der Kirche gegebene Vorſtellung eines Wunders verſtieß aber gegen das Naturgeſetz. Auf irgendeine Weiſe mußte — ſo meinte man — Leben doch entſtanden ſein; folglich blieb die Natur als einziges Rettungsmittel übrig, dem man das Hervorbringen des Lebens zuſchreiben konnte.

Ueber alle dieſe Schwierigkeiten ſucht nun die dritte der oben angeführten Hypotheſen hinwegzukommen, indem ſie den Begriff des Lebens dahin erweitert, daß ſie ein organiſches und ein, wenn ich ſo ſagen darf, anorganiſches Leben annimmt. Eine ſolche, aber recht myſtiſch klingende Hypotheſe über die Herkunft des Lebens wurde zum Beiſpiel von Preyer als möglich vertreten; auch Martin hat neuerdings eine ganz ähnliche Anſicht ausgeſprochen wie Preyer. Der Gedankengang iſt der folgende.

Wenn es doch ſchwer zu begreifen iſt, daß lebensfähige Organismen durch Urzeugung auf der Erde entſtanden oder von außen her auf die Erde gelangt ſein ſollten, könnte da nicht umgekehrt das Leben zuerſt in der Welt vorhanden geweſen und aus ihm erſt das Tote, Unbelebte, hervorgegangen ſein?

Leben, ſo lautet dieſer Erklärungsverſuch, iſt ſeinem weſentlichſten Beſtandteile nach Bewegung; denn wenn das Protoplasma der organiſchen Welt ſich nicht mehr bewegt, dann iſt es tot. Dieſes Sichbewegen des Protoplasmas aber iſt ſeinem innerſten Weſen nach dieſelbe Erſcheinung, wie die Bewegung, welche wir auch in den anorganiſchen Stoffen erkennen können. Das Meer bewegt ſich, in ſeinem Innern verlaufen Strömungen, es erzeugt durch die Strömungen und die Zerreibung ſeiner Waſſermaſſen Wärme. Das Meer atmet auch ebenſo wie wir Luft ein, es abſorbiert alſo ebenfalls Sauerſtoff. Es nimmt täglich vielerlei Stoffe als ſeine Nahrung in ſich auf, löſt ſie auf, aſſimiliert ſie, wie wir das tun mit unſrer Nahrung. Wie wir, ſo kann auch das Meer nur innerhalb enger Temperaturgrenzen beſtehen; außerhalb dieſer verdampft oder gefriert es.

Auch das Feuer atmet dieſelbe Luft wie wir und erſtickt wie wir, ſobald ihm der Sauerſtoff derſelben entzogen wird.

So lebt alſo das Meer, lebt das Feuer. Aber weiter: Jetzt ſind weſentlich nur Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff, Stickſtoff die Träger des Lebens, die Elemente des Protoplasmas. Einſt aber waren andre Elemente Träger des Lebens, das heißt Träger der Bewegung. Wenn wir jene Zeiten der Erde ins Auge faſſen, in denen ſich die Erde im ſchmelzflüſſigen Zuſtande befand, in denen es alſo noch kein organiſches Leben auf ihr gab, ſo finden wir auch damals heftigſte Bewegung der glühenden Maſſen. Da nun aber das weſentlichſte Merkmal des Lebens die Bewegung iſt, ſo waren dieſe glühenden Maſſen damals belebt, ja ſie lebten ſogar intenſivſtes Leben.

Bei dem Erlöſchen der hohen Temperatur erloſch dann mehr und mehr auch die Lebenstätigkeit dieſer anderen Elemente allmählich, ſie erſtarrte zu Schlacke, ihr Leben ſtarb; und Leben blieb nun ſchließlich nur auf jene vier Elemente beſchränkt, welche heute das Protoplasma bilden. Martin hebt hervor, daß das Silizium bei hoher Temperatur ganz ähnliche Eigenſchaften habe, wie Kohlenſtoff bei gewöhnlicher Temperatur. Einſt, als die Erde noch im Feuerfluß befindlich war, habe daher das Silizium in den belebten

Körpern dieſelbe Rolle geſpielt, wie heute der Kohlenſtoff; das Silizium ſei damals der Hauptträger des Lebens geweſen.

Derart beſchaffene Lebeweſen hätten nach der Anſicht Martins in der Schmelzglut der jungen Erde gewohnt und wären nach ihrem Tode in dem feurigen Geſteinsfluß verſchwunden, ganz ebenſo wie heute ein abgeſtorbenes Meertier im Meere verſchwindet. Wogegen Preyer den ganzen Erdſchmelzfluß als belebt anſieht, als ein einziges Lebeweſen betrachtet. Auch Fechner und Paulſen haben die Anſicht ausgeſprochen, daß die Geſtirne, ja zuletzt das ganze Weltſyſtem etwas den lebenden Weſen ähnliches ſeien.

Nach Martin würde man ſich alſo eine allmähliche Entwicklung des Kieſelzeitalters zum Kohlenſtoffzeitalter vorzuſtellen haben, indem mehr und mehr die Kieſelſäure aus der Zuſammenſetzung der lebenden Materie verdrängt wurde und ſich in lebloſer, feſter Form dann ausſchied, während im gleichen Schritte der Kohlenſtoff immer mehr an der Zuſammenſetzung der lebenden Materie teilnahm. Vielleicht hätten vor dem Siliziumzeitalter auch noch andre Elemente die Rolle geſpielt, die dann das Silizium ſpielte und wären ebenfalls allmählich durch immer leichtere Elemente verdrängt worden, je mehr die Erde ſich abkühlte.

Infolge ſolcher Anſchauung wäre alſo, gerade umgekehrt, wie wir heute das annehmen, das Leben das Erſte auf der Erde geweſen und das Unbelebte wäre erſt zu zweit, durch Ausſcheidung, als Schlacke entſtanden.

Einem ſolchen Gedankengang laſſen ſich indeſſen leicht zwei Einwürfe machen:

Einmal iſt nicht einzuſehen, warum denn nicht auch heute noch dieſe ſchlackigen, angeblich abgeſtorbenen Maſſen wieder ins Leben zurückgerufen werden könnten, ſobald man ſie nur wieder einſchmölze.

Zweitens aber muß man doch einwerfen, daß bei dieſer Auffaſſung der Begriff des Lebens künſtlich zu einem völlig anderen gemacht wird, als der iſt, in dem wir ihn gebrauchen. Mit einer derartigen Erweiterung, Verſchiebung, gänzlichen Veränderung eines Begriffes läßt ſich aber ſchließlich alles ſcheinbar beweiſen. Es muß daher gefragt werden, ob ein ſolcher Gedankengang über ein Spielen mit Worten hinauskommt, ob er wenigſtens einen greifbaren, berechtigten Hintergrund beſitzt.

Leben iſt Bewegung, ſo macht jene Auffaſſung geltend; folglich haben Meer, Luft, Feuer, glühende Geſteine Leben. Aber letzteres iſt ein Trugſchluß. Bei einem wirklichen, organiſchen lebenden Weſen erfolgt die Bewegung durch das Leben, liegt alſo die Bewegung im Leben, iſt die Bewegung eine Eigenſchaft des Lebens. Das wirkliche Leben alſo *bewegt ſich ſelbſt*, hat aktive Bewegung.

Ganz anders iſt das dort. Gewiß, Steinblöcke regen ſich auch, wenn ſie abſtürzen. Waſſer und Luft bewegen ſich ebenfalls, denn ſie ſtrömen und wogen. Und wenn man nun das Weſentliche am

Leben in der Bewegung erkennen will, dann kann man ja behaupten, daß auch sie Leben haben. Aber das ist doch nur ein Scheinleben, wie bei einem Toten, dessen Glieder bewegt werden. In Wirklichkeit *werden* jene Steine, Wasser, Luft ja auch nur bewegt, *werden* sie gewogt, *werden* sie geströmt; denn ihre Bewegung wird lediglich durch die Schwerkraft, durch Unterschiede der Temperatur, des Luftdrucks, des spezifischen Gewichts bewirkt.

Das angebliche Leben der Luft, des Wassers usw. besteht also nur in passiver Bewegung; es ist nur ein scheinbares, nicht ein wirkliches Leben. Und es ist nicht nur kein wirkliches Leben in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes Leben, sondern es kann offenbar auch im Sinne jener Autoren kein wirkliches Leben sein, da sie doch sicher eine *aktive* Bewegung als das wesentlichste Merkmal des Lebens im Auge hatten, nicht aber eine nur passive.

So hat sich nun im Vorhergehenden ergeben, daß die bisher besprochenen drei Erklärungsversuche der rätselhaften Herkunft des Lebens auf große Schwierigkeiten stoßen:

Die biblische Erklärung des Rätsels nimmt ein Wunder an und gesteht das offen ein.

Die allgemein übliche naturwissenschaftliche Lösung, die Hypothese von der Urzeugung, nimmt meiner Ansicht nach ebenso ein Wunder an, wenn auch ohne das zuzugeben.

Die von Preyer und Martin vertretene Lösung verbreitert und verschiebt den Begriff des Lebens willkürlich, was nicht statthaft ist.

Jene beiden ersten Erklärungsversuche stimmen darin überein, daß sie das Leben erst entstehen lassen, und zwar auf der Erde. Dieser dritte dagegen weicht von ihnen ab, indem er das Leben offenbar doch für ebenso alt als die Materie selbst annimmt. Darin kommt er dem vierten, der mir als das Richtigere, besser gesagt, als das am wenigsten Unwahrscheinliche, erscheint, in diesem einen Punkte scheinbar nahe. Indessen das ist nur Schein; denn gegenüber dem Preyerschen und dem sogleich zu besprechenden vierten Erklärungsversuche besteht der sehr tiefgreifende Unterschied, daß, wie schon gesagt, dieses anorganische, ältere von Preyer sogenannte Leben nur ein vermeintliches Leben ist.

Ich möchte gegenüber diesen besprochenen Lösungsversuchen meinen, daß nichts andres übrigbleibt als die Annahme, daß das Leben — ich meine natürlich das wirkliche, echte, an Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff gebundene Leben — weder geschaffen, noch von selbst entstanden, sondern ebenso alt ist wie die leblose Materie, ich meine wie die Sternenwelt überhaupt. Aber wie die leblose Materie *in ihrer jetzigen Form*; daß es also *in demselben Maße* von Ewigkeit her ist, wie diese Materie in *ihrer jetzigen Form* selbst.

Ist die Sternenwelt von Ewigkeit her, so ist kein Grund vorhanden, warum nicht auch das Leben von Ewigkeit her sein sollte.

Ist die Sternenwelt erst entstanden, so dann auch mit ihr das Leben. Ich komme darauf zum Schlusse zurück.

Mir will scheinen, daß das der einzige Erklärungsversuch ist, den die Naturwissenschaft — wenn sie überhaupt irgendeinen Erklärungsversuch machen will — machen dürfte, weil er eben von jedem eingestandenen und nicht eingestandenen Wunder Abstand nimmt und weil er so absolut einfach ist. Ich möchte diese Vorstellung noch etwas näher ausführen.

Wohl schon im Jahre 1865 sprach Richter in Dresden die Ansicht aus, welche später von Helmholtz in einem seiner populären Vorträge ebenfalls besprochen wurde, welche in neuerer Zeit dann auch von Arrhenius und auch von mir vertreten wurde: Daß das Leben nicht auf der Erde entstanden, sondern durch Meteorite bezüglich irgendwelche Himmelskörper auf die Erde verfrachtet sei. Man könnte das als die Impfhypothese bezeichnen, da das Leben nach ihr in gleicher Weise durch das Ausstreuen von Keimen auf die Himmelskörper letzteren eingeimpft wird, wie man z. B. den Ackerbau mit gewissen Bakterien durch das Ausstreuen derselben impft, um besseres Wachstum von Leguminosen zu erzeugen.

Wir sahen oben, daß das Vorhandensein von Leben auf zahlreichen andern Planeten fast eine zwingende Wahrscheinlichkeit ist; und wir brauchen ferner nur diejenigen, allerdings nicht häufigen Fälle von Meteoriten ins Auge zu fassen, in welchen kohlenstoffhaltige Substanz, also Humus, aus dem Weltall auf die Erde herabgefallen ist, um in diesem Humus einen sicheren Beweis für diese Ansicht zu erkennen. Humus besteht bekanntlich nur durch Vermoderung organischer Substanz und zwar unter Mitwirkung von Fermentpilzen, d. h. also unter Mitwirkung von Lebewesen. Leben ist folglich dort, wo diese kohlenstoffhaltigen Meteoriten herkommen, d. h. auch an andern Orten des Weltalls als die Erde, vorhanden gewesen!

Ist nun aber einmal Leben auf andern Gestirnen, seien sie groß oder klein oder kleinest, möglich oder vorhanden und wird erweislich Humus, also Ueberrest ehemaligen Lebens, aus dem Weltall auf die Erde verfrachtet, dann ist damit selbstverständlich auch die Wahrscheinlichkeit mehr als groß, daß nicht nur Ueberreste des Lebens, sondern auch Leben selbst von einem Himmelskörper auf den andern verfrachtet wird. Ist dann der betreffende Himmelskörper zu kalt oder zu heiß, also seine „Zeit nicht erfüllet", dann wird natürlich Leben, das auf solche Weise auf ihn gelangt, entweder erstarren oder verbrennen. Ist dagegen die „Zeit für ihn erfüllet", dann wird Leben auf ihm weiterleben können.

Man könnte nun einer solchen Vorstellung von der Verfrachtung des Lebens drei verschiedene Einwürfe machen.

Einmal den Einwurf, daß sowohl die auf die Erde fallenden, als auch die unendlich viel zahlreicheren Meteorite, welche nur die

oberen Schichten der irdischen Lufthülle durchschneiden und dann jenseits derselben wieder in das Weltall hinaustreten, daß alle diese Meteorite ja glühend würden dadurch, daß die vor ihnen stark zusammengepreßte Luft infolge dieser Zusammenpressung sich außerordentlich erhitzt.

Indessen, das ist insofern ein Irrtum, als schon solche Meteorite von der Größe einer Gewehrkugel wahrscheinlich keineswegs durch und durch glühend werden; jedenfalls erstreckt sich die auf solche Weise hervorgerufene Schmelzung der Meteorite immer nur auf ihre oberflächlichste Schicht. Es ist daher sehr wohl möglich, daß diese Meteorite, obgleich sie außen schmelzen, doch im Innern noch eisig kalt sein können. Keime, die in den Spalten dieser Meteorite sitzen, werden mithin unbeschadet der obersten Schicht erhalten bleiben können und auf die Erde gelangen.

Auf der Erde sind bekanntlich alle Spalten der Gesteine erfüllt mit zahlreichen mikroskopischen Lebewesen; warum sollte das nur von der Erde gelten, nicht auch von andern belebten Körpern im Weltall.

Indessen es ist gar nicht einmal nötig, auf Keime in den Spalten der Meteorite zurückzugreifen; denn bei dem ungeheuer raschen Lauf, welcher den Meteoriten eigen ist, muß bei dem Durchschneiden unsrer Atmosphäre ein so mächtiger Luftzug stattfinden, daß die Keime zum größten Teil sofort von dem Meteorit herabgeblasen werden und sich dann auf die Erdoberfläche niedersenken, bevor der Meteorit auch nur stark erhitzt worden ist.

Dazu muß man sich ferner vergegenwärtigen, daß zwar die Zahl der auf die Erdoberfläche herniederfallenden Meteorite eine geringe ist. Daß aber die Zahl der durch die oberen Schichten unsrer Atmosphäre nur hindurchgehenden Meteorite, von denen doch ebenfalls etwaige Keime herabgeblasen werden können, sich jährlich auf Milliarden beläuft. Man vergegenwärtige sich ferner, daß nicht nur so kleine Weltstäubchen, wie es die Meteorite sind, sondern auch größere Himmelskörper auf einen Planeten stürzen können.

Nach all dem wird man der Annahme einer Verfrachtung des Lebens durch Meteorite und andre Himmelskörper eine starke Wahrscheinlichkeit nicht absprechen dürfen.

Noch ein Zweites jedoch könnte man einer solchen Anschauung entgegenhalten wollen: Daß nämlich derartig durch Meteorite verfrachtete Keime im Weltall, wo sie der eisigen Temperatur desselben ausgesetzt sind, getötet werden müßten, also nur im abgestorbenen Zustande auf die Erde niedersinken würden. Demgegenüber kann indessen geltend gemacht werden, wie ich schon vorher sagte, daß es gelungen ist, Keime in einen sogenannten anabiotischen Zustand, d. h. in einen Zustand vorübergehender Leblosigkeit, gewissermaßen schlafenden Lebens zu versetzen, indem man ihnen ihre wichtigen Lebensbedingungen entzog. Aus diesem Zustande konnte man sie dann durch Zuführnng dieser Lebensbedingungen wieder ins Leben zurückrufen.

Es wäre also vielleicht nicht nötig, daß Keime, denen ja auf kleinen Meteoriten keine Luft, kein Wasser, keine Wärme zu Gebote stehen würden und die zudem der sehr niedrigen Temperatur des Weltalls ausgesetzt wären, durchaus das Leben verlieren müßten. Sie könnten vielleicht in einem anabiotischen Zustande durch das Weltall fahren.

Indessen es liegt auf der Hand, daß eine solche Verfrachtung doch auch, oder vielleicht noch sehr viel besser, durch größere Himmelskörper erfolgen könnte, auf denen den Keimen Luft, Wasser und genügende Wärme zu Gebote gestanden hätten.

Selbst aber wenn man das zugibt, so könnte immerhin noch ein Drittes eingeworfen werden: Daß mit alledem die Entstehung des Lebens doch nur von der Erde auf irgendeinen andern Planeten verlegt würde; denn irgendwo müsse doch das Leben einmal angefangen haben. Es sei also damit bezüglich der Frage nach der Entstehung des Lebens gar nichts gewonnen. Dieser Einwurf aber, so scheint mir, ist noch weniger stichhaltig als jene beiden ersten; denn wie ich schon betonte, warum sollte denn Leben notwendig einmal angefangen haben müssen, warum sollte es denn nicht von jeher bestanden haben können? Freilich in einem andern, richtigeren Sinne, als Preyer und Martin das im Auge hatten.

Wenn nämlich die Welt, wie doch die Naturwissenschaft annimmt, weil sie eine Entstehung oder Schaffung derselben aus dem Nichts unmöglich fassen und begreifen kann, wenn also die Welt wirklich von Ewigkeit her ist, dann muß mit ganz demselben Rechte auch das Leben von Ewigkeit her sein können.

Man sieht, bei dieser Anschauungsweise besteht die Schwierigkeit viel weniger in der Frage nach der Herkunft des Lebens, als in dem Begriff der Ewigkeit überhaupt, also in einem Begriffe, für den wir wohl ein Wort, aber nicht das geringste wirkliche Verständnis haben, weil uns die Fähigkeit fehlt, die Ewigkeit zu begreifen.

Das Leben ebenso alt wie diese Sternenwelt, in der wir leben. Aber wie alt ist nun diese Welt? Mit dieser Frage beginnt überhaupt erst das eigentliche Problem, und dieselbe Frage legt sich ganz ebenso quer vor den Weg dessen, der eine Entstehung des Lebens durch Urzeugung und die Ewigkeit der Welt annimmt.

Die Welt ist von Ewigkeit da, so sagt die Naturwissenschaft. Warum?

Weil es undenkbar ist, daß die Erde bezüglich ganz allgemein, daß ein körperliches Etwas aus nichts hervorgehen könne; sei es von selbst, sei es durch höhere Macht. Ich teile diese Ansicht voll und ganz; denn das wäre ein Wunder. Aus nichts kann nicht etwas werden; und etwas kann nicht zu nichts werden. Eben darum teile ich ja auch nicht den Glauben von der Urzeugung, weil die Entstehung von Leben aus Unleben ebenfalls ein Wunder sein würde. Mithin bleibt allerdings scheinbar absolut nichts übrig als der Glaube, daß die Welt, so wie sie ist, von Ewigkeit her

da sein muß. Aber doch nur scheinbar; denn die Schwierigkeit liegt eben in der Ewigkeit dieser Welt.

Wie soll — so kann man fragen und muß es tun, wenn man sich nicht mit Schlagworten abspeisen lassen will — wie soll diese Ewigkeit möglich sein, wenn doch die Gestirne ausnahmslos einen Entwicklungsgang durchlaufen und ein Entwicklungsgang doch ein zeitlich Begrenztes ist, also einen Anfang und ein Ende hat? Hätte dieser heutige Entwicklungsprozeß der Gestirne sich von Ewigkeit her vollzogen, dann müßte er schon seit undenklichen Aeonen von Jahren abgelaufen sein, es müßte schon von Ewigkeit her jedes Gestirn erkaltet, erstarrt, jedes Leben erloschen sein; denn auch ein Bruchteil einer Ewigkeit ist ja immer noch eine Ewigkeit.

Dieser Entwicklungsprozeß ist aber noch nicht abgelaufen, sondern die Sternenwelt befindet sich noch mitten in demselben. Folglich muß es einmal einen Anfang gehabt haben, so lautet der folgerichtige Gedankengang.

Halten wir trotzdem an der Vorstellung von der Ewigkeit der Welt fest, so müssen wir einen Ausweg aus diesem Dilemma suchen, und dieser zeigt sich uns auf zwei verschiedenen Straßen.

Der eine Ausweg ist der bekannte, den Haeckel in seinen „Welträtseln" gewählt hat. Es ist das die Ansicht, daß die Gestirne, wenn sie erkaltet sind, immer wieder zufällig aufeinander gestürzt sind und in alle Ewigkeit stürzen werden; daß sie dadurch sich jedesmal so stark erhitzen, daß sie wieder verdampfen, zu kosmischem Nebel werden, worauf dann der Entwicklungsprozeß wieder von neuem anfängt. So soll es von Ewigkeit her gewesen sein und in alle Ewigkeit hinein sich wiederholen.

Wie der bekannte Physiker Chwolson gezeigt hat, ist diese Ansicht indessen völlig unhaltbar: Indem die Gestirne sich abkühlen, strahlt ihre Wärme in das kalte Weltall aus, zerstreut sich also mehr und mehr und verteilt sich in demselben, so daß schließlich, wenn einmal alle Wärme sich in dem Weltall verteilt haben wird, der sogenannte Wärmetod eintreten muß. Die von einem jeden Gestirn auf solche Weise ausgestrahlte Wärmemenge ist demselben also verloren und kann durch einen Zusammenstoß nur teilweise wieder ersetzt werden. Es muß also der Wärme in den Gestirnen immer weniger werden; sie werden bei einem Zusammenstoße immer weniger verdampfen können.

Da nun dieser Prozeß sich schon von Ewigkeit her vollzogen haben soll, so müßten die Gestirne längst alle ihre Wärme verloren haben. *Nur wenn man die vollends unglaubhafte Annahme machen wollte, daß das Weltall rings von einem riesigen Kugelspiegel umgeben sein würde, (was sollte wohl hinter diesem Kugelspiegel sein?), der die Wärme wieder zurückwürfe, würde sie nicht verloren gehen.*

Ein Beispiel, das das noch klarer macht: Ich habe 365 000 Goldstücke in einem Kasten; werfe jeden Tag 1000 derselben, immer

wieder an andrer Stelle, in das Meer. Nach einem Jahre ist nichts mehr im Kasten, alle sind verstreut, unwiederbringlich für mich verloren; obgleich doch noch alle 365000 Goldstücke auf der Erde vorhanden sind. Und nur wenn der Boden des Meeres elastisch wäre und sie mir alle wieder in den Kasten würfe, nur dann hätte ich sie wieder. Ganz ebenso geht auch von der Wärmeenergie in der Welt nichts verloren.

Dieser scheinbare Ausweg aus dem Dilemma ist also ein Irrweg.

Der andre Ausweg könnte in der folgenden Richtung versucht werden: Heutige Physik erkennt in der Materie nur Energien. Es gibt aber verschiedene Formen der Energie, wie Wärmeenergie, elektrische Energie, die ineinander übergeführt werden können. Wenn nun in ähnlicher Weise die Materie vor ihrer jetzigen Form eine ganz andere Form gehabt hätte. Dann hätte die jetzige Form der Materie — ich will sie die B-Form nennen — und hätten die Gestirne wirklich einen Anfang gehabt, wären also nicht von Ewigkeit her; obgleich doch die Materie an sich bezüglich eben das, was vor demjenigen da war, das wir jetzt Materie nennen — ich will es als A-Form bezeichnen — von Ewigkeit her sein würde.

Damit hätten wir Endlichkeit und Ewigkeit zugleich, eins in dem andern. Die Endlichkeit der jetzigen Materie, der B-Form, in der Ewigkeit dessen, was vorher da war in der Ewigkeit der A-Form.

Ich will das etwas weiter ausführen:

Genau wie in der Lebewelt die Zelle (s. oben), die man früher für den letzten Baustein des Körpers hielt, sich nach neueren Untersuchungen als ein bereits kompliziertes Gebilde erwiesen hat, so ist auch in der anorganischen Welt das Atom nicht mehr der elementare Baustein der Materie, für den man es früher hielt. sondern bereits ein kompliziertes Gebilde, „eine Welt im kleinen".[1]) Das Atom ist also bereits ein Gewordenes, kein Ursprüngliches mehr; es ist, wie ich mich ausdrückte, bereits die B-Form der Materie, nicht mehr die A-Form. Aber weiter.

Ganz ebenso wie nicht die Zelle der elementare Baustein der Lebewelt und wie nicht das Atom derjenige der Materie ist, so ist nun auch in der Sternenwelt der kosmische Nebel nicht mehr als der elementare Baustein zu betrachten, aus dem die Gestirne in letzter Linie ihre Entwicklung genommen haben.

Der kosmische Nebel zeigt ja durch sein Spektrum an, daß er aus Elementen, also aus fertigen Atomen besteht. Die Atome aber sind, wie wir sahen, nicht die elementarsten Bausteine, nicht die A-Form der Materie; folglich ist auch der kosmische Nebel nicht die A-Form der Gestirne, nicht ihr Ausgangsstadium.

[1]) Eine vorzügliche klare, kurze Darlegung dieser Dinge gibt die kleine Schrift von Heinr. Rubens, die Entwicklung der Atomistik. Berlin 1913, bei Hirschwald.

Was könnte nun die A-Form im Aufbau der Materie sein? Die Physiker sind heute darin sich einig, daß jedes Atom aus einer unbekannten, allem Anschein nach aber großen Anzahl von Elektronen, d. h. von Elektrizitätsatomen, aufgebaut ist. Erst aus einer Vereinigung solcher Elektronen entsteht das körperliche Atom; und aus einer allmählichen Vereinigung unzählbarer Atome ist dann der kosmische Nebel gebildet, aus dem wieder die Gestirne allmählich entstehen. Mit den Atomen entstehen dann erst die zwischen ihnen wirksamen Gravitationskräfte; und indem im kosmischen Nebel immer mehr und mehr Atome aus der Vereinigung von Elektronen sich bilden, wächst im innern des Nebels mehr und mehr die Gravitation. Nölke hat auf diese Verhältnisse kürzlich hingewiesen.

Was sind nun aber die Elektronen? Sie sind masselos, ganz ähnlich wie der das Weltall erfüllende Aether. Aber wenn sie auch masselos sind, so sind sie doch nicht kraftlos, sie besitzen potentielle Energie, sie sind in steter Bewegung, sie üben anziehende und abstoßende Kräfte aufeinander aus, sie geben gewissermaßen dem Weltäther Leben. Auf sie, auf elektrische Kräfte, sind also letzten Endes alle Molekularkräfte, wie Kohäsion, Adhäsion, Elastizität, Festigkeit, alle chemische Verwandtschaft, überhaupt alle Naturkräfte zurückzuführen.

Wie sich aber eine Anzahl von Elektronen zu einem Atom vereinigt, so kann das Atom dann auch wieder seine Unveränderlichkeit verlieren, es kann sich im Innern umwandeln, kann zerfallen zu Atomen andrer Art, von anderer innerer Ordnung, und dann entsteht aus dem einen Element das andre — ein Vorgang, den bis vor kurzem die Wissenschaft für unmöglich erklärt hatte. Das zeigen uns die radioaktiven Vorgänge, auf die ich nachher zurückkomme.

Aus masselosen Elektronen also entstehen die massebesitzenden Atome? Das wäre ein Mysterium, dann entstände aus einem körperlichen Nichts ein körperliches Etwas; wie sollten wir das begreifen? Somit ergibt sich die folgende Alternative: Entweder besitzen diese masselosen Elektrizitätsatome, die Elektronen, dennoch unmeßbare, unwägbare Spuren von Materie, an die ihre Elektrizität gebunden ist, oder indem sie sich zum materiellen Atom verbinden, binden sie sich dort an bereits vorhanden gewesene Materie.

Indessen auch das verhilft uns nicht zu einer Lösung des Rätsels. Wenn auf solche Weise die B-Form, die aus Atomen aufgebaute Form der Materie nicht von Ewigkeit her, sondern aus dieser elektrischen A-Form hervorgegangen ist, dann würden wir ja doch wieder dieser A-Form gegenüber vor der Frage stehen, ob sie als solche von Ewigkeit her ist, ob man sich also vorstellen soll, daß von Ewigkeit her nur diese Elektrizitätsatome bestanden haben, die sich bewegten und die nun zu einer gewissen Zeit sich zu materiellen Atomen verbanden, die letzteren dann die jetzige Körperwelt bildeten — und damit das Leben erstehen ließen.

Eine einmalige Entstehung der B-Form aus der A-Form würde somit die Sache nicht erklären; es würde vielmehr einer unaufhörlichen, ewig sich wiederholenden Entwicklung der B-Form aus der A-Form und wieder zurück der B-Form in die A-Form bedürfen, um das Ewige, Anfangslose des Lebens zu verstehen. Mit andern Worten, gewissermaßen eine Art von Perpetuum mobile würde nötig sein; und Arrhenius ist es, der uns ein solches — wenn er es auch nicht als Perpetuum mobile bezeichnet — als Folgewirkung des Verhaltens der radioaktiven Substanzen klarzumachen sucht. Zum besseren Verständnis dessen sei jedoch erst noch das folgende vorausgeschickt:

Wir unterscheiden bekanntlich eine ganze Anzahl von Elementen, aus denen die Materie besteht, wie z. B. Eisen, Kalzium, Magnesium, Kalium, Silizium usw. Bisher galt als feststehend, daß diese Elemente sich nicht verändern, sich nicht ineinander umwandeln könnten; so daß also die Versuche der Alchimisten, das Element Gold aus andern Stoffen bezw. Elementen darzustellen, als völlig unsinnig betrachtet wurden.

Wie so manche andre für zweifellos richtig erachtete Ansicht in der Wissenschaft, so hat sich auch diese Ansicht als irrig erwiesen: die Alchimisten haben theoretisch recht gehabt. Zwar ist bisher nicht erwiesen, daß gerade das Element Gold aus andern Elementen hervorgehe; es ist das auch bisher von der ganz überwiegend größten Anzahl aller Elemente nicht erwiesen — aber es ist doch durch Herrn und Frau Curie von einigen wenigen Elementen bereits erwiesen; und damit ist die übergroße Wahrscheinlichkeit gegeben, daß auch die andern Elemente nichts Beständiges, Unveränderliches, keine Grundstoffe sind, sondern ebenfalls sich umwandeln können, sobald nur die dazu nötigen Bedingungen geboten werden; und ob speziell für Gold diese Bedingungen sich hier auf der Erdoberfläche finden, das ist sehr fraglich.

Eines dieser sehr wenigen, bisher als nicht beständig erwiesenen Elemente ist nun das Radium. Dieses zerfällt bei gewöhnlicher Temperatur in andre Elemente, wobei ganz gewaltige Wärmemengen erzeugt werden.[1]) Umgekehrt aber, bei sehr hohen Temperaturen, bildet sich Radium aus seinen Zerfallsprodukten wieder zurück, wobei nun entsprechend gewaltige Wärmemengen verbraucht werden.

Auf diese Verhältnisse gründet Arshenius seine Hypothese; denn es ist klar, daß auf solche Weise diese radioaktiven Körper gewissermaßen eine Art von Perpetuum mobile ergeben würden, sobald es möglich wird, daß sie abwechselnd immer das eine Mal in einem Gestirne von überaus hoher Temperatur sich befinden, wo sie sich

[1]) Radiumverbindungen geben Helium ab unter Entwicklung von 2000 Millionen Kalorien pro Gramm Radium; also 1 Gramm Radium entwickelt so viel Wärme, daß damit 2000000000 Liter Wasser um 1 Grad Celsius erwärmt werden, bzw. 20 Millionen Liter Wasser von 0 auf 100 Grad Celsius gebracht werden können.

dann aus ihren Zerfallsprodukten wieder neu bilden können, und das andre Mal in ein kühles Gestirn verpflanzt werden, wo sie dann unter hoher Wärmeentwicklung wieder zerfallen.

Nun folgert Arrhenius: Wir haben beiderlei Arten von Gestirnen im Weltall. Die einen sind die Fixsterne, die ja zum Teil außerordentlich hohe Temperaturen besitzen.[1]) Die andern sind die zahlreichen kosmischen Nebel, deren Temperatur zunächst eine recht niedrige ist.

Durch vulkanische Ausbrüche von gewaltiger Heftigkeit, wie wir sie auf unsrer Sonne tatsächlich beobachten, werden aus dem heißen Innern der Fixsterne solche radioaktiven Stoffe heraufgebracht und bis zu gewaltigen Höhen hinausgeschossen. Dort erkalten sie durch die Berührung mit dem eisigen Weltall, kondensieren sich zu kosmischem Staub, d. h. zu Meteoriten. Dieser Staub wird durch den Strahlungsdruck[2]) der glühenden Gestirne in das Weltall hinausgepreßt, fährt in ihm umher und wird von andern Gestirnen angezogen.

Auch die zahlreichen kosmischen Nebel, die eine niedrige Temperatur besitzen, nehmen radioaktiven Staub auf; und da Radium, wie oben gesagt, bei gewöhnlicher Temperatur zerfällt und dabei außerordentliche Wärmemengen entwickelt, so geraten die kosmischen Nebel durch das Zerfallen des radioaktiven Staubes sowie durch ihre Verdichtung ins Glühen und entwickeln sich so allmählich zu Fixsternen. Sobald sie aber dieses Sonnenstadium erreicht haben, bilden sich aus den Zerfallsprodukten wiederum radioaktive Substanzen zurück, und nun beginnt jener soeben geschilderte Umlauf aufs neue und vollzieht sich in alle Ewigkeit hindurch.

Notwendig aber ist dazu natürlich das stete, ewige Vorhandensein von immer wieder neu entstehenden kosmischen Nebeln niedriger Temperatur; denn andernfalls müßten ja alle jetzt vorhandenen kosmischen Nebel in gegebener Zeit sich in Sonnen verwandeln und müßten diese, wieder in gegebener weiterer Zeit, zu

[1]) Rosenberg in Tübingen hat neuerdings aus photographischen Untersuchungen der Intensitätsverteilung in Spektren von Fixsternen die folgenden Ergebnisse geschöpft: Wenn man die Temperatur unsrer Sonne zu rund 5000 Grad Celsius gelten läßt, so dürften die heißesten Sterne eine Temperatur von zirka 400 000 Grad Celsius besitzen, die nächstfolgenden von zirka 50 000 Grad Celsius, die kühlsten (der untersuchten) von nur 2150 Grad Celsius.

[2]) Wie man neuerdings erkannt hat, übt jede Art von Strahlungsenergie also Licht-, Wärme-, elektrische Strahlung, die von einem Körper ausgeht, einen Druck aus. Durch diesen Druck werden diese durch Kondensation entstandenen feinen Tröpfchen oder Staubmassen, die sich in den oberen Schichten der glühenden Sterne finden, in das Weltall hinausgetrieben. Da das seit undenklichen Zeiten, seit Ewigkeit her, stattfindet, so fahren auf solche Weise ungeheure Massen von kosmischem Staub durch das Weltall; und indem diese Massen von andern Gestirnen angezogen werden, auf sie hinabstürzen, wird die Materie von Gestirn zu Gestirn ausgetauscht. Brzesina hat zuerst die Entstehung der Meteorite auf solche kondensierten Gase von Fixsternen zurückgeführt; und Arrhenius wendet nun diese Vorgänge in der obigen wiedergegebenen Weise auf die radioaktiven Stoffe an.

festen, nichtleuchtenden Gestirnen erkalten; und wenn das alles seit Ewigkeit her im Gange ist, müßten längst alle Nebel und alle glühenden Fixsterne zu kalten, festen Gestirnen geworden sein, trotz aller Möglichkeit des Austausches von staubförmiger Materie unter den Gestirnen.

Arrhenius ist daher, ganz wie Haeckel, gezwungen, anzunehmen, daß durch den Zusammenstoß von erloschenen Fixsternen immer wieder aufs neue Nebel entstehen. Lassen wir nun einmal solche ewig sich wiederholenden Zusammenstöße zahlloser Gestirne als tatsächlich gelten, so ergibt sich meines Erachtens doch die sehr große Schwierigkeit: Wenn zwei erloschene Fixsterne aufeinanderstoßen und dadurch eine so ungeheure Wärmemenge entsteht, daß die beiden Gestirne verdampfen, also sich in einen Nebel verwandeln, dann entsteht eine in höchster Glut befindliche Nebelmasse. Arrhenius braucht jedoch für seine Hypothese, gerade umgekehrt, kühle Nebel; denn nur bei gewöhnlicher Temperatur können ja die vom Nebel angezogenen radioaktiven kosmischen Staubmassen zerfallen. Die von einem heißglühenden Nebel angezogenen radioaktiven Staubmassen dagegen würden hier ganz dieselben Temperaturbedingungen vorfinden wie im Innern der Fixsterne, aus dem sie entstammen; sie würden mithin bestehen bleiben und nicht zerfallen.

Freilich würde jeder auf solche Weise plötzlich entstandene hellglühende Nebel durch Abkühlung in das Weltall Wärme mehr und mehr abgeben. Aber zugleich würde er doch durch seine Zusammenziehung immer wieder Wärme, und zwar im Ueberfluß, erzeugen; denn nach allgemeiner Annahme führt der Entwicklungsgang einen glühenden Nebel in ein glühend flüssiges Gestirnsstadium hinein, d. h. die Wärmeeinnahme muß in diesem Stadium größer sein als die Wärmeabgabe. Durch Zusammenstoß erloschener Fixsterne können somit schwerlich Nebel von niedriger Temperatur entstehen, wie Arrhenius sie für seine Hypothese als Conditio sine qua non gebraucht.

Mir will somit scheinen, daß wir auch mit dieser Hypothese eines ewig währenden Austausches radioaktiver Substanzen zwischen Fixsternen und Nebeln nicht zum Verständnis eines ewig sich wiederholenden, kreislaufenden Entwicklungsgangs der Gestirne gelangen. Ohne einen solchen Kreislauf aber ist die Ewigkeit der Materie in Form von Gestirnen unbegreiflich, und damit auch die Ewigkeit des Lebens auf gewissen dieser Gestirne. Halten wir trotzdem an der Ueberzeugung fest, daß die Materie ewig ist, weil sie doch nicht aus nichts entstanden sein kann, dann kann uns nur die Annahme helfen, daß der bekannte Entwicklungsgang der Gestirne ein zeitlich Begrenztes ist und als solches die sogenannte B-Form der Materie darstellt, während die von Ewigkeit her seiende A-Form der Materie sich anders als in Gestirnsform darstellt und uns unbekannt ist.

Damit aber wäre die Ewigkeit des Lebens auch nur in der Weise begreifbar, daß wir es für ebenso alt wie die B-Form der Materie, wie die Gestirnswelt ansehen können, aber gegenüber dem, was vorher, während der Zeit der A-Form war, vor einem Rätsel stehen.

So stoßen wir immer wieder, auf jedem Wege der Hypothese, auf Fragen, Rätsel, von deren Lösung wir träumen mögen, weil Wissen uns fehlt und fehlen wird. Wohl mag das als unbefriedigender Schluß erscheinen. Allein er dünkt mich sehr viel besser, richtiger, dem Geiste der Wahrheit suchenden Wissenschaft entsprechender, als ein Schluß, in dem Unbewiesenes, Unbeweisbares als mehr oder weniger sicherer Besitz der Wissenschaft hingestellt würde.

Wenn aber auch die Materie auf diese oder jene Weise ewig ist und wenn auch vom Leben dasselbe gelten sollte, der Glaube, daß die Welt noch ein Höheres als diese Materie, ein Geistiges birgt — wir nennen es Gott — wird mir dadurch nicht berührt. Er steht über aller Frage.

---

2. Germanentum und Christentum.

Aus Nr. 148 der Täglichen Rundschau, Juni 1913.

Von dem vortrefflichen Vortrag, den auf dem Vortragsabend des Berliner Verein Deutscher Studenten Geh. Konsistorialrat Prof. D. Seeberg hielt, seien hier einige Grundzüge wiedergegeben:

Das Verhältnis von Volkstum und Religion sei hier angewandt auf ein uns besonders nahestehendes Volk. Das Christentum, als Religion semitischen Ursprungs, fand doch beim Germanentum weit mehr Boden als bei den Semiten. Die semitischen Christen waren keine Zierden und spielten keine hervorragende Rolle. Die Herrschaft Gottes und der Glaube, das Reich Gottes und die Liebe, das ist das Wesen des Christentums, dieser elementaren, nicht komplizierten, nicht auf höchste Bildung eingestellten Religion. Sie drang durch die Welt, demütigte die Höchsten und erhob die Elendesten. Sie brachte allen alles. Alle Völker heischten vom Christentum Antwort auf ihre Rätsel, und zu allen redete es in ihrer Sprache. Zu den Griechen griechisch, zu den Deutschen deutsch. Wir Germanen standen trotz der Legende nicht am Kreuz Christi. Erst durch die Filter griechischen Scharfsinns und römischen Rechtsinns kam es zu uns. Es war nicht das Christentum, wie es einst Jesus lehrte, wie es das Gemüt des Paulus durchwogte. Es war zugerichtet durch höchste römische Autoritäten mit der

Damit aber wäre die Ewigkeit des Lebens auch nur in der Weise begreifbar, daß wir es für ebenso alt wie die B-Form der Materie, wie die Gestirnswelt ansehen können, aber gegenüber dem, was vorher, während der Zeit der A-Form war, vor einem Rätsel stehen.

So stoßen wir immer wieder, auf jedem Wege der Hypothese, auf Fragen, Rätsel, von deren Lösung wir träumen mögen, weil Wissen uns fehlt und fehlen wird. Wohl mag das als unbefriedigender Schluß erscheinen. Allein er dünkt mich sehr viel besser, richtiger, dem Geiste der Wahrheit suchenden Wissenschaft entsprechender, als ein Schluß, in dem Unbewiesenes, Unbeweisbares als mehr oder weniger sicherer Besitz der Wissenschaft hingestellt würde.

Wenn aber auch die Materie auf diese oder jene Weise ewig ist und wenn auch vom Leben dasselbe gelten sollte, der Glaube, daß die Welt noch ein Höheres als diese Materie, ein Geistiges birgt — wir nennen es Gott — wird mir dadurch nicht berührt. Er steht über aller Frage.

---

2. Germanentum und Christentum.

Aus Nr. 148 der Täglichen Rundschau, Juni 1913.

Von dem vortrefflichen Vortrag, den auf dem Vortragsabend des Berliner Verein Deutscher Studenten Geh. Konsistorialrat Prof. D. Seeberg hielt, seien hier einige Grundzüge wiedergegeben:

Das Verhältnis von Volkstum und Religion sei hier angewandt auf ein uns besonders nahestehendes Volk. Das Christentum, als Religion semitischen Ursprungs, fand doch beim Germanentum weit mehr Boden als bei den Semiten. Die semitischen Christen waren keine Zierden und spielten keine hervorragende Rolle. Die Herrschaft Gottes und der Glaube, das Reich Gottes und die Liebe, das ist das Wesen des Christentums, dieser elementaren, nicht komplizierten, nicht auf höchste Bildung eingestellten Religion. Sie drang durch die Welt, demütigte die Höchsten und erhob die Elendesten. Sie brachte allen alles. Alle Völker heischten vom Christentum Antwort auf ihre Rätsel, und zu allen redete es in ihrer Sprache. Zu den Griechen griechisch, zu den Deutschen deutsch. Wir Germanen standen trotz der Legende nicht am Kreuz Christi. Erst durch die Filter griechischen Scharfsinns und römischen Rechtsinns kam es zu uns. Es war nicht das Christentum, wie es einst Jesus lehrte, wie es das Gemüt des Paulus durchwogte. Es war zugerichtet durch höchste römische Autoritäten mit der

ganzen Strenge des alten Römers. Lauter neue Gesichtspunkte waren hineingebracht durch das lateinische Christentum. Und die Kirche wirkt so zum Staat, zum *internationalen* Staat, dessen Herrscher die Priester sind. *Das* war das Christentum, das zu den Germanen kam. Ihre Phantasiewelt wurde mit harter Hand angefaßt und unter den römischen Geist gebeugt, unter dieses römisch stilisierte Christentum. An sich war es ein Segen, aber das konnte kein Bund der Dauer sein. Germanentum und Römertum waren zu verschieden. Und es ist der größte Zauber des Mittelalters dieser ringende Kampf der suchenden unbefriedigten germanischen Seele gegen die starre Herrschaft Roms. Wir stehen am Vorabend der Reformation.

Was ist es nun mit dieser *germanischen Seele*? In ihr lebt ein starkes Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit, fern jedem Herdenmenschentum. Die blauäugigen blonden Langschädel sind voll inneren Stolzes, sich selbst zu verfügen. Sie haben ein lebhaftes, leicht verletztes Freiheitsgefühl, und sie haben Gemüt. Sie haben inneres Interesse an sich, aber gerade darum ehren sie auch fremde Eigenart. Sie sind nicht dramatisch wie der Romane, sondern mehr monologisch in sich gekehrt. Daher die Liebe zu Haus und Heim, die Heiligkeit der Familie, die geheimnisvolle Abgeschlossenheit des Hauses, in das auch äußerlich nicht jeder hineinsehen kann wie in Italien. Sie haben nicht den Trieb des Semiten, seinen Willen zäh überall durchzusetzen, nicht die aktive Tatbereitschaft des Romanen, sie sind zunächst eine *kontemplative Persönlichkeit*. Platos schönes „Staunen" ist ihnen gegeben, und mit Goethe dünkt ihnen „große Augen zu machen" eines der schönsten Geschenke des Lebens. Und sie haben ein tiefes Gemeinschaftsgefühl. Nicht ist der Mensch dem Menschen ein Wolf wie im lateinischen Sprichwort, sondern eine Freude. Sie haben mehr Sinn für Naturschönheit als die Antike. Ihre Tierfabeln zeigen es. Die Tierquälerei des Romanen ist ihnen im Innersten zuwider. Das schauende Auge der Germanen, sein verbindender Geist faßt gerne die Welt als Einheit, und der Sinn dieser Einheit ist ihm Gott. Kant und Hegel hatten immer einen starken Zuschuß theologischer Gedanken. Von Jakob Böhme und Meister Eckart ganz zu schweigen. Kontemplation und Spekulation sind germanisch. Dazu kommt ein starkes kritisches Vermögen. Ein eigentümlich genialer Zug, auch die feinsten Fehler in einem Geäder zu erkennen und doch voll großzügiger Phantasie zu sein. In ähnlicher Form findet sich das bei den Griechen und Indern, nur daß hier die starke Gemütsseite fehlt.

Der Germane ist eben *nicht* wie der Romane *ein Mann der Tat*. Für den Romanen ist jeder neue Gedanke ein Programm zur neuen Tat. Sieht er einen Schaden, so ist die notwendige Konsequenz seine Aenderung. Der Germane erkennt den Schaden *noch* schneller. Er hat auch gleich große Pläne, aber sie sind *so umfassend*, daß sie sich zumeist zerschlagen. Er ist

rasch zur Kritik bereit (was schimpfen wir auf unsere Regierung!), aber bis zur Tat dauert es meistens eine Weile. Der Germane ist geduldig, er kann viel tragen. Er ist so klug, daß er auch bei dem guten Neuen schnell die Schäden sieht, und so gerecht, daß er auch bei dem beiseite gelegten Alten die Wahrheitsmomente festhält. Der sehr kluge Mensch ist eben selten ein Mann der Tat.

Der Germane will nicht Untertan sein, will selber mitregieren, daher ist er zur Revolution von Natur nicht geeignet. Der Romane hat vor Ordensband, Titel und Stellung viel mehr Respekt. Der Germane beugt sich mehr dem überlegenen Geist. Dem fügt er sich willig und unbedingt. Er ist dankbar, treu. Er ist bereit, sein Leben herzugeben für den, dem er treu ist. Er muß bei anderen das eigene Wesen fühlen, sonst bleibt er kalt. Aber über dem Weg zur Tat ist eine gewisse Schranke. Erst der sterbende Faust sagte: „Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen".

Das Wort von der „freien Kirche im freien Staat" ist romanisch. Der Germane sagt: Die Religion ist Gesamtgeist des Volkes, Sache des ganzen Volkes. Das sind nicht zwei Größen, die auseinandergerissen werden können. Germanisches und römisches Christentum mußten auseinanderfallen. Zug um Zug stellt der Germane Fragen, auf die der Römer die Antwort verweigern muß, hat der Germane Bedürfnisse, für die der Römer eine Deckung nicht kennt. Der Germane will seinem Gott selbst gegenüberstehen. Fremd sind ihm die fertig geprägten Dogmen, die Sakramente. Er will Gott unmittelbar ergreifen und ihm dienen, Gott schauen und in ihm leben. Immer schärfer tritt der germanische Seelengedanke hervor. Im ausgehenden Mittelalter mit seiner Skepsis und Kritik, seiner Mystik und seinem Laienchristentum, seiner starken Betonung des nationalen Gedankens. Luther war auf der einen Seite ein Christ, auf der anderen ein Deutscher von reinster Form. Wenn es sich einmal begibt, daß der bedeutendste Mann seiner Zeit zugleich der Frömmste ist, dann beben die Schwellen der Geschichte. Zweimal haben wir das erlebt, bei Paulus und bei Luther. Luther brachte Germanentum und Christentum in ein positives Verhältnis. Wie gehören sie nun zusammen? Wie die zwei Enden eines Ringes, die sich gefunden haben? Gewiß manche germanischen Eigenschaften kamen dem Christentum entgegen: das Gemüt, die Fähigkeit große Augen zu machen. Aber ebenso sind im Christentum Dinge, die allezeit und bis zur heutigen Stunde dem Geist des Germanentums Schwierigkeiten bereitet haben. Der germanischen Religion klebt immer ein Stück Theologie an, immer ein Stückchen Professor. Hier sind wir dem urchristlichen Voluntarismus nicht gewachsen. Der Germane ist immer ein schlechter Erzieher gewesen. Er kann wohl andere Seelen verstehen und sie meisterhaft analysieren. Er kann auch oft unmittelbare starke Eindrücke machen, aber zu einem Gesetz, einer Regel langt es oft nicht. Uns fehlt die eigentliche erzieherische Kraft, und wir brauchten viel mehr wirklich feine psychologische

„Moralpredigten“. Das Christentum hat das ganze große soziale Gebiet bei uns noch längst nicht durchdrungen, und uns fehlt es an Verständnis für die Realität der Kirche. Wie lange dauerte es, bis wir die Idee des Staates begriffen, und als wir endlich das Reich hatten, wie bald kam die Reichsmüdigkeit! Was nützt eine Kirche, die nicht populär ist? Und wer hätte den Mut, zu behaupten, daß unsere heutige Kirche populär ist mit ihren theoretisierenden Predigten, mit ihrem Wechsel von beamtenhafter Bureaukratie und sprunghafter, ruckweiser Energieentfaltung?

Niemand war, wie der Germane geeignet, das Evangelium in seinem eigenen Brennpunkt zu verstehen, bei der Organisation einer großen Gemeinschaft aber versagte er. Es ist falsch, daß das Christentum unser Volk lähme, es unpraktisch mache. Im Gegenteil, überall, wo es wirklich wirksam wurde, zeigte es sich als Kraftquelle. Man denke nur an unser modernes Wirtschaftsleben. Es ist die gegebene Ergänzung der ungeheuren kontemplativen, intellektuellen und gefühlsmäßigen Kräfte des Germanentums. Es sporne uns durch starke positive Willensmomente zur Tat, zum stärkeren Sinn für Staat und Gemeinschaft auf dem Boden des urchristlichen Voluntarismus.

Und dein Streben sei die Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

A. Pz.

Witzenhausen in der Kirschblüte.

3. „Deutſchland, Deutſchland über alles"

Sieben erlebte Stimmungsbildchen.

Aus dem erſten Juliheft 1913 des „Kunſtwart."

Weimar lag hinter mir. Allenthalben im D-Zug raſſeln Eiſenteile, und leiſe ſchwanken die langen Durchgangswagen. Man muſtert ſeine Reiſegefährten. Erſt den, dann jenen, dann die Dame, die ſich herausfordernd ein Taſchentuch mit den engliſchen Farben vorgeſteckt hat. (Solche Tücher ſind ja jetzt Mode. Außer Deutſchland ſind meiſt alle europäiſchen Länder „zu haben".) Man ſieht wieder zum Fenſter hinaus, Telegraphendrähte, ſieht wieder zur Dame zurück. Eine Engländerin? Draußen auf dem Weltmeer, trugen die engliſchen Seeleute ja auch ſolche kleinen Flaggentücher bei ſich, als Heiligtum ſozuſagen.

„Ach nee! ich bin bloß von Leip'zch." „Bloß."

* * *

Mein Freund hat ſich einen neuen Füllfederhalter geleiſtet. Stolz zeigt er ihn mir im Pappkäſtchen. „Kannſt mir mal überſetzen, was die Worte bedeuten . . . Fountain pen . . . cheapest and best quality . . . made in Bavaria" . . . Seit wann iſt Engliſch in Bayern Landesſprache?

* * *

Es war irgendwo auf dem indiſchen Ozean. Deutſch-Oſtafrika mit ſeinen beiden Häfen Daresſalam und Tanga war angelaufen, und der Woermann-Dampfer hatte ſich ziemlich gefüllt mit „Afrikanern", die für einige Zeit wieder die ſüdlichen Breiten mit den nordiſchen vertauſchen wollten. In heißer Mittagsſonne ſchlendre ich übers Deck. Vor mir ſpielen zwei hübſche blonde Jungens, Söhne eines deutſchen Bezirksamtmannes aus dem Hinterlande Deutſch-Oſtafrikas. Sie unterhalten ſich, und zwar — ich traue meinen Ohren nicht — auf Ki-Suaheli. Die Mutter kommt dazu, redet zu den Kindern — wieder traue ich meinen Ohren nicht — auf Suaheli. Ich erkundige mich näher und erfahre, daß die Jungens kein Wort deutſch ſprechen können und nur einige wenige Worte zur Not verſtehen. So etwas war möglich im Hauſe eines deutſchen Reichsvertreters draußen in einer deutſchen Kolonie. — Ich ſchäme mich für mein Volk. Ich war unter den Buren, Engländern, Portugieſen geweſen, überall hätte es als Schande gegolten, wenn ein weißes Kind nur eine Negerſprache geſprochen hätte . . . und unter Deutſchen nun ſolch ein Erlebnis. Vielleicht aber gab's daheim dann noch gefällige Vettern und Tanten, die vor Entzücken die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen, wenn deutſche Kinder, abgeſehen vom Aeußern, „die reinen Negerknäblein" waren.

Wir gleiten über den blauen, weiten Ozean. Vom Schornstein zum Mast spannen sich die Drähte der Funkenleitung, mit der jetzt jeder größere Dampfer ausgerüstet ist. Im Speisesaal der zweiten Klasse erscheint am Brett ein Anschlag vom Beamten der Funkenleitung: „Communication with" . . . alles auf Englisch! Dieses geschah einmal, dann nochmals, und dann wanderte ein Schreiben hinauf zum Kapitän: „Die deutschen Fahrgäste der zweiten Klasse bitten höflichst um Uebersetzung des englischen Wortlautes." Fünf Minuten später war der Anschlag verschwunden. Doch jetzt große Aufregung auf dem ganzen Schiff, bei Beamten, bei verengländerten Deutschen, denen von ihrem Volkstum nichts als der Name geblieben war: „Wie kann man nur! Ist das nicht gerade das „Feine" bei uns, daß wir auch die Sprachen der anderen Völker verstehen? Ihr Chauvinisten . . . " Also geschehen auf einem deutschen Reichspostdampfer, für den vom Reich Zuschuß gewährt wird. Daß man dort, wo man Herr im Hause ist, doch erst mal seine eigene Sprache zur Geltung bringen müsse, wollte keinem recht in den Sinn. Nur ein Engländer, dem man dienstbeflissen sofort alles erzählt hatte, meinte mit einem Blick auf das Verdeck der ersten Klasse: „Ist es nicht seltsam, daß man dort oben fast nur Englisch hört, obwohl die meisten doch Deutsche sind? Well, wir Engländer sprechen eben die Sprache der Welt, und eure Landsleute haben meist „so etwas von Kellner" (waiter) an sich."

* * *

Im Gasthaus. Es ist ziemlich überfüllt, und ich muß länger warten. Wie ich gelangweilt umhersehe, fällt der Blick auch aufs Besteck. Einige lateinische Buchstaben sind in der Messerklinge: „Gast Steel Solingen." Steel bedeutet Stahl; das wußte ich. Aber Gast Steel? Muß doch zu Hause gleich einmal in meinem großen englischen Wörterbuch nachsehen! Wozu das doch alles gut ist, zumal wenn man für längere Zeit in Deutschland lebt . . .

* * *

Oder wie war's doch damals mit dem kleinen Sachsen? Er war noch nicht lange unten am schönen Kap der guten Hoffnung, und Englisch und Holländisch waren ihm noch Bücher mit je sieben Siegeln. Die Vereinsamung mochte das Heimatsgefühl in ihm stärker geweckt haben . . . und doch, als ich ihn ausforschen wollte, welches Zeichens und Handwerks er wäre, bekam ich die stolze Antwort: „Ech ben ä Deelär." — „Wie meinen Sie?" — „Ä Deelär", tönt's stolz zurück. Ich nahm all meine thüringischen und sächsischen Sprachkenntnisse zusammen, doch darin kam das Wort nicht vor. Es mochte irgend ein Fachausdruck sein. Ja so: a tailor! Es heißt ja auch auf Deutsch: „tailor made".

* * *

Wieder in Weimar, der Goethestadt. Etwa 20 junge englische Studenten waren zu Besuch gekommen, Heidi, gab das ein

Leben! Eiligst griffen die Spitzen der Behörden hinein in den Kleiderschrank und holten Frack und hohen schwarzen Hut hervor. — Da wurden englische Begrüßungsreden entworfen, da suchte ein jeder zu zeigen, daß auch er das verstehe, in der Sprache Alt-Englands zierlich die Worte zu setzen. Pünktlich mit tadelloser Bügelfalte und weißer Binde stellte man sich auf. Wer nicht kam, schien's, waren leider die jungen Herrn aus England. Aber dann kamen sie doch. Gemütlich, erst der, dann jener, sämtlich erstaunt über das Aufheben, das man mit ihnen macht. Und dann wurden sie geführt von einem Dichterzimmer zum anderen . . . Der Höhepunkt war ein Fest zu Tiefurt, wo der Musensitz Anna Amaliens gewesen ist. Mädchen von der besten Gesellschaft warteten mit Tee auf — Tee, selbstverständlich! Wir Deutschen wissen ja so genau, wie es bei allen übrigen Völkern zugeht. Zu guter Letzt haben dann die Mädchen einen Reigentanz aufgeführt, deutsche Mädchen vor einigen englischen Jünglingen.

* * *

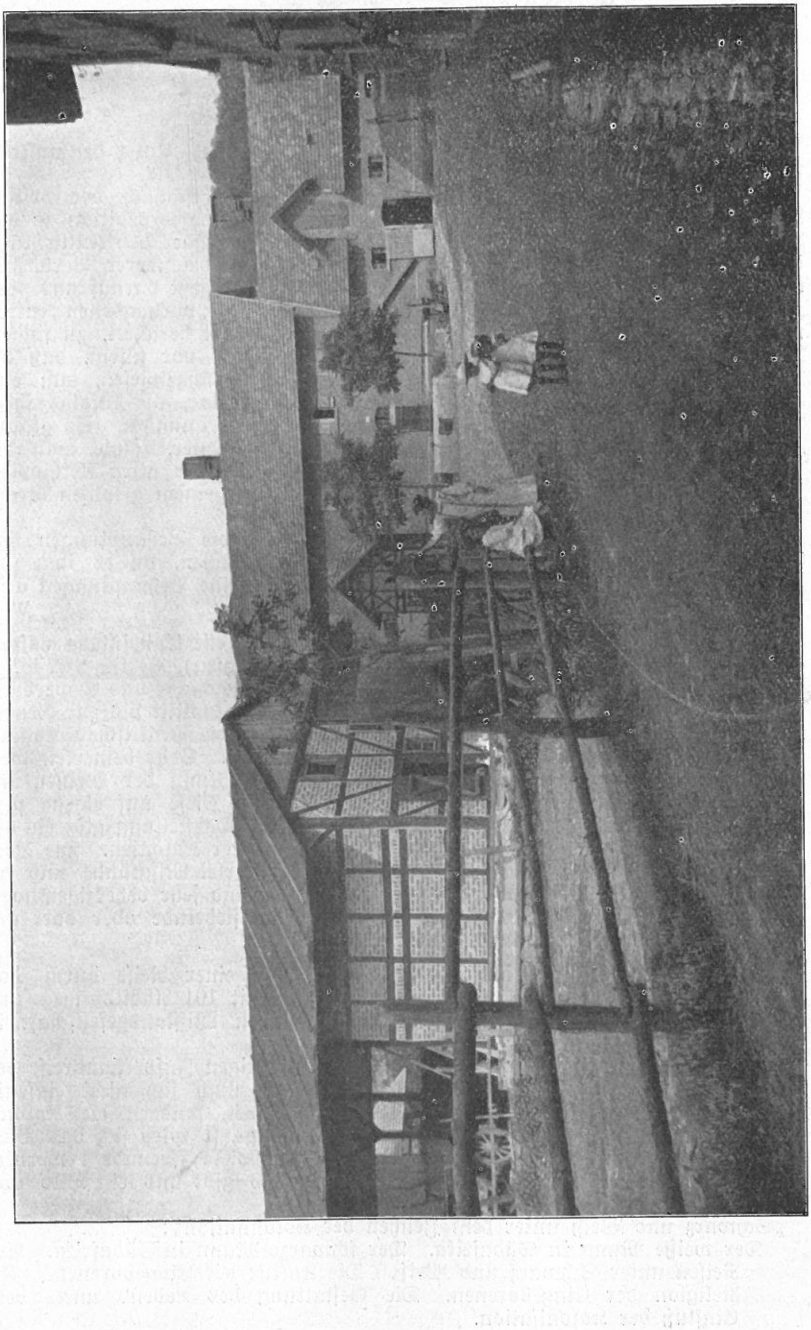
Später las ich einmal beim alten, knorrigen Turnvater Jahn, der freilich in kein exotisch-ästhetisches Teekränzchen hineingepaßt hätte, folgenden Satz: „Wir Deutschen würden glücklicher und deutscher sein, wenn wir uns den Fehler aller Nachbarvölker angewöhnen könnten: „Selbstzweck". Recht haben wir dazu mehr als alle die anderen — die doch soweit damit gekommen sind."

Dieses Wort ist nun hundert Jahre alt.

Walter Tröge.

Zimmermannswerkstatt und Bürogebäude auf der Prinz-Alfred-Pflanzung Kamerun.

(Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria.")



Gutshof „Gelsterhof“.

V. Bücherei und Lesezimmer.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften:

Leo Frobenius, **Und Afrika sprach . . . .** III. Band. Unter den unsträflichen Aethiopen. „Vita", Deutsches Verlagshaus, Berlin OW.

In dem 3. Bande dieses Werkes, der entstanden ist nach der dritten Reiseperiode der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungsexpedition in den Jahren 1910—12, stellt der Verfasser eine Untersuchung über den Kulturstand der alteingesessenen Völkerstämme des Sudans an, mit besonderer Berücksichtigung der in unseren Kolonien lebenden Stämme. Er geht darauf aus, Beziehungen zwischen der heute bei diesen Alteingesessenen vorhandenen Kultur und der der alten Aethiopier, von denen uns Herodot berichtet, zu finden. Manches wird sehr geschickt entwickelt. Bekämpft wird vor allem, daß der Islam als erster Kulturträger hier auftrat, sondern nachgewiesen, daß eine viel ältere Kultur bereits vorhanden war. Eine Kultur, die infolge ihrer Abgeschlossenheit verkümmerte und eigenartige Formen annahm. So glaubt z. B. der Verfasser, die heute bestehenden religiösen Opfer, sowie auch die Mannbarkeitsfeste zurückführen zu können auf Bräuche der alten Aethiopier. Eine kühne Phantasie, wie sie jeder Forscher bis zu einem gewissen Grade besitzen muß, äußert sich in der Darstellung.

Aufgabe weiterer Forschungen wird es sein, die Behauptungen von Frobenius an der Hand neuen Materials zu untersuchen, da es ihm nur möglich war, an der Hand von kurzen Stichproben seine Behauptungen aufzustellen. W.

J. K. Vietor, Bremen, **Geschichtliche und kulturelle Entwicklung unserer Schutzgebiete.** Berlin 1913. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin SW. 48.

Im I. Abschnitt behandelt der Verfasser die Vorgeschichte und Erwerbung unserer Kolonien, um dann im II. und III. zur Kolonialpolitik bis zur Gegenwart überzugehen. Im letzten Abschnitt behandelt er die Praktische Kolonialpolitik und streift dabei auch die brennende Rassenfrage. Sehr bemerkenswert sind namentlich seine Hinweise auf die tatsächliche Stellung der Weißen und Schwarzen zueinander und die vielfachen Mißstände. Diese auf eigene persönliche Erfahrungen und Beobachtungen sich stützende Darstellung gibt ein objektives Bild von den tatsächlichen Verhältnissen unserer Kolonien. Die Vorschläge des Verfassers über die Bekämpfung der vielerlei Mißstände und die Hebung, wirtschaftlicher sowohl wie politischer Art, sind sehr beherzigenswert und namentlich sollte sich jeder in die Kolonien übersiedelnde oder dort ansässige Weiße mit diesem Büchlein vertraut machen.

M. Wilde, **Schwarz und Weiß.** Bilder von einer Reise durch das Arbeitsgebiet der Berliner Mission in Südafrika. Mit 101 Abbildungen und 6 Karten. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft in Berlin 1913.

Diese Arbeit bildet das Ergebnis einer einjährigen Inspektionsreise des Verfassers in dem vereinigten Südafrika. Da das Buch sich nicht einseitig auf die Missionsverhältnisse jenes Gebietes beschränkt, sondern die Kolonisationsverhältnisse in dem gleichen Maße berücksichtigt, so wird sich das Buch auch außerhalb der eigentlichen Missionskreise recht viele Freunde erwerben, die es verdient. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis gibt uns ein Bild von der Reichhaltigkeit des Gebotenen.

„Schwarz und Weiß unter dem Zeichen der Kolonisation":

Der weiße Mann in Südafrika. Der schwarze Mann in Südafrika. Auf Reisen unter Schwarz und Weiß. Die Kultur der Eingeborenen. Die Religion der Eingeborenen. Die Gestaltung des Lebens unter dem Einfluß der Kolonisation.

„Schwarz und Weiß unter dem Zeichen der Mission“:
Die Mission in Südafrika. Bilder aus der Arbeit der Berliner Mission. Arbeit an den Stämmen. Arbeit an Farbigen, die unter dem vorwiegenden Einfluß von Weißen leben. Besondere Arbeitszweige. Auf dem Wege zur selbständigen Missionskirche.
Südafrika an der Schwelle einer neuen Zeit. Alte Fragen in neuem Gewande.

Riedels Gesundheitskalender 1914, ein mediz.-hygien. Auskunftsbuch für Familien. Verlag von Wilhelm Süßerott, Hofbuchhändler, Berlin W.
Es erscheint zum ersten Mal ein Gesundheitskalender, der den Kampf gegen die in Volkskalendern sich breitmachende Charlatanerie von Heil- und Stärkungsmitteln und gegen den medizinischen Schwindel führen will, der die deutsche Wissenschaft und die bedeutende pharmazeutische Industrie Deutschlands diskreditiert. Infolgedessen ist für alle Geheim- und Schwindelmittel der Inseratenteil gesperrt.

Dr. A. Lion, **Tropenhygienische Ratschläge.** 2. verm. Auflage. Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin, München.
Das Buch behandelt: I. Die Hygiene als Gemeingut der Menschen. II. Wie entstehen Tropenkrankheiten und Infektionskrankheiten überhaupt. III. Vernünftige Lebensweise schützt vor Tropenkrankheiten. IV. Der Kampf gegen Malaria, Gelbfieber und Schlafkrankheit. Anhang: Die Chininbehandlung der Malaria. V. Wie schützt man sich und seine Umgebung bei Epidemien? VI. Die Schutzimpfung in den Tropen. VII. Die Ursachen der Beriberi, der Segelschiff-Beriberi und des Skorbuts und ihre Verhütung.
Wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, hat die Erforschung der Tropenkrankheiten in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht und es ist darum im Interesse der immer größer werdenden Zahl der in die Kolonien Hinausgehenden als sehr wertvoll zu begrüßen, daß sie in dem vorliegenden Buche in kurzer, aber durchaus leicht verständlicher Form einen Wegweiser zur Gesunderhaltung finden. Gerade unserm Leserkreis sei dieses Werkchen im Sinne des Verfassers warm empfohlen.

O. Trautmann, **Im Herero- und Hottentottenland.** Ernste und heitere Erinnerungen aus dem großen Aufstand. Mit einer Uebersichtskarte und einem farbigen Umschlagbild. 323 Seiten. Gerhard Stalling, Verlagsbuchhandlung, Oldenburg i. Gr.
Bunte Bilder sind es, die der erzählungskundige Verfasser an uns vorüberziehen läßt. Wir bekommen wieder einmal einen Einblick in die ungeheuren Schwierigkeiten dieses Einödenfeldzuges. Der Verfasser hat dies alles praktisch mitgemacht und bietet also wirkliche Erlebnisse. Die ersten Kapitel sind übrigens der Ausreise gewidmet und geben vorzügliche Stimmungsbilder der Seefahrt. Wir hören von der Verwunderung, die das sonderbare ferne Land bei jedem Neuankömmling hervorruft und fühlen auch, daß das eigenartige Land doch die Macht besitzt, die Herzen zu bannen.

Dr. O. Mann, früher Kamerun, jetzt Togo, **Das Aufsuchen und die Untersuchung von Lagerstätten nutzbarer Mineralien in den Tropen.** Eine Anleitung zum Prospektieren für den Offizier, Beamten, Kaufmann und Pflanzer. Mit 8 Abbildungen im Text. Verlag Fr. W. Thaden in Hamburg.
Für jeden, der in wenig erforschten Ländern lebt, ist es wichtig, eine Anleitung zu erhalten, wie die Bodenschätze des Landes gesucht und erkannt werden. In S.-W.-Afrika haben wir z. B. jahrelang die Diamanten im Sande liegen lassen, weil niemand sie dort vermutete und kannte. Das vorliegende Buch verdient daher größtes Interesse, besonders in unseren Kolonien. Alle wichtigen Erze: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Quecksilber etc., im

Ganzen 19 werden behandelt, ferner 10 Nichterze: Diamant, Kohle, Salze, Glimmer, Magnesit, Asbest etc.

Raimund Freiherr von Gleichen, genannt von Rußwurm, **Ratschläge für angehende Farmer in Deutsch-Südwestafrika.** Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin.

Während der Amtliche Ratgeber für Deutsch-Südwestafrika ganz allgemein und in großen Zügen jeden Auswanderer belehrt, der sich in Südwestafrika niederlassen will, verfolgt dieses Büchlein den besonderen Zweck diejenigen zu beraten, die hinausgehen, um Landbesitz zu erwerben und darauf Viehzucht in großem Maßstabe zu betreiben. Auf diesem speziellen Gebiet fehlte es noch an einem Buch mit wirklich praktischen Hinweisen. Die in diesem Buche enthaltenen Winke sind weniger als eine Richtschnur gedacht, an die der angehende Farmer sich streng halten soll, sondern sie sollen vielmehr zu eigenem Nachdenken und Prüfen anregen und auf besondere Gesichtspunkte aufmerksam machen, die sonst dem Berufslandwirt leicht entgehen können. Denn darin liegt eine Hauptschwierigkeit des Landes, daß jeder hier ganz von vorn anfangen muß. Der Ankauf des Buches ist daher jedem, dem Volontair wie dem erfahrenen Fachmann dringend zu empfehlen und wird ihm manchen Mißgriff ersparen. W.

Bernhard Voigt, **Deutsch-Südwest-Afrika, Land und Leute.** Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart 1913.

Eine Heimatkunde für Südwestafrika mit kurzen Abrissen aus der Geschichte des Landes, schlichten Erzählungen und schönen Naturbeschreibungen zum Teil aus anderen Werken entnommen. Der Verfasser sucht das Verständnis für Land und Leute zu wecken und hat alles Wissenswerte in ansprechender Form zusammengestellt. Das Buch ist vor allem für die südwestafrikanischen Schulen bestimmt, doch ist ihm eine weitere Verbreitung zu wünschen. W.

Major a. D. Kurd Schwabe, Oberstabsarzt Dr. Ph. Kuhn und Dr. G. Fock in Okahandja, **Taschenbuch für Südwestafrika 1914.** Siebenter Jahrgang. 3 Teile, I. Notizkalender usw., rot gebunden; II. Verkehr — Ansiedlung — Statistik, kartoniert; III. Gesetze und Verordnungen, kartoniert. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin SW. 48.

Die Ausgabe 1914 des bekannten „roten Taschenbuches" ist soeben erschienen. Gegen seine Vorgänger tritt es diesmal in wesentlich veränderter Gestalt auf. Zunächst enthält der Notizkalender nur 2 Tage auf jeder Seite, wodurch sein Umfang von 52 Seiten bei der Ausgabe 1913 jetzt auf 184 Seiten gestiegen ist. Auch ist um den Teil I als Notizkalender nicht zu stark werden zu lassen, eine Dreiteilung vorgenommen worden, welche die Gesetze und Verordnungen als selbständig kartoniertes Heft (Teil III) gibt und sie von den Nachrichten über Verkehr, Statistik und Ansiedlung trennt, die in einem besonderen, gleichfalls kartonierten Teil (II) zusammengefaßt sind. Der Inhalt des Buches ist in jeder Richtung nach den neuesten Materialien umgearbeitet worden. Wir erwähnen ferner den interessanten Artikel „Südwestafrikanischer Bodenkredit" (von Justizrat Dr. Rhode-Berlin), die Neubearbeitung des Abschnittes „Militärverhältnisse", die wiederum erweiterte Uebersicht über die „Durchschnittspreise" und — neu aufgenommen — die Kurstabelle südafrikanischer Werte für 1912/13. Die vollständige Sammlung aller Gesetze und Verordnungen, die gegen das Vorjahr wiederum erheblich vermehrt ist, bildet ein sehr wertvolles Nachschlagewerk, für das allein der (in diesem Jahre um M. 1.— erhöhte) Preis von M. 6.— billig genannt werden muß.

Carl Schlettwein, **Der Farmer in Deutsch-Südwest-Afrika.** Eine Darstellung sämtlicher für den afrikanischen Farmer in Betracht kommenden Erwerbszweige und ein Leitfaden für Anfänger. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Mit 74 Abbildungen. Wismar. Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung. 1914.

Der bekannte Farmbesitzer und genaue Kenner unserer südwestafrikanischen Kolonie hat den Anforderungen, wie sie die natürliche, stetige Ent-

wickelung der Kolonien mit sich bringt, Rechnung getragen und die erste Auflage des vorliegenden Werkes den neuzeitlichen Verhältnissen entsprechend umgearbeitet. Dieses Buch sollte eigentlich jeder gelesen haben, ehe er eine Uebersiedlung nach Südwest endgültig ins Auge faßt. Das Für und Wider der Ansiedlungsbedingungen und -möglichkeiten sowie die Zukunftsaussichten sind auf grund genauer Kenntnis der Landes- und Wirtschaftsverhältnisse dargestellt und bieten wertvolle und beherzigenswerte Anhaltspunkte für den zukünftigen Siedler. Daß es darum besonders für unseren Leserkreis gut geeignet ist, bedarf eigentlich keines weiteren Hinweises; wir empfehlen es aufs wärmste.

Prof. Dr. Karl Dove, **Deutsch-Südwestafrika** (Süsserotts Kolonialbibliothek, Bd. V). Verlag von Wilhelm Süsserott, Berlin W. 30.

Seit längerer Zeit vergriffen gewesen, erscheint dieses Buch jetzt in zweiter vollständig umgearbeiteter und vermehrter Auflage. — In kräftigen Strichen malt uns der Verfasser, der selbst längere Zeit in Südwest weilte, also auf Grund eigener Studien urteilt, ein vorzügliches Bild der Hauptlandschaften Südwestafrikas, schildert die Mineralschätze des Landes und beschreibt das Klima des Schutzgebietes. Dann werden ausführlich die Tier- und Pflanzenwelt und die verschiedenen interessanten Völkerstämme dargestellt. Im ersten Kapitel bringt der Verfasser einen sehr guten Abriß der Geschichte dieser Kolonie, der besonders die letzten Eingeborenenkämpfe behandelt. Belebt wird der Text durch zahlreiche vorzügliche Abbildungen. Das Buch ist wohl die beste Monographie, die über Südwest geschrieben wurde und kann rückhaltlos empfohlen werden.

E. Hermann, **Viehzucht und Bodenkultur in Deutsch-Südwestafrika.** Vierte stark vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Walter Mittelstaedt und F. Hermann. Deutscher Kolonial-Verlag (G. Meinecke), Berlin W. 30.

Dieses vorzügliche Werk ist ein guter Ratgeber für jeden Auswanderer und behandelt in ausführlicher Weise alle in Betracht kommenden Fragen, wie Aussichten der Ansiedler in Südwest, Ausreise, Landkauf, Bodenpreise, Lebensmittelpreise, sowie Klima und Gesundheitspflege. Mit Rücksicht darauf, daß diese Kolonie in erster Linie ein Viehzuchtland ist, nimmt die Behandlung der Viehzucht in diesem Werk den größten Raum ein. In 16 Abschnitten werden aufs genaueste die verschiedenen Arten der landesüblichen Viehzucht, wie Pferdezucht, Maultierzucht, Rinderzucht, Schafzucht, Ziegenzucht, Straußenzucht usw. geschildert. Besonderes Interesse dürften die Artikel über die Wollschaf- und Karakulschafzucht beanspruchen. Ferner enthält das Werk beachtenswerte Abhandlungen über Bodenkultur, Stauanlagen, Hausbau und über den Eingeborenen als Arbeiter. Ganz besonderen Wert erhält das vornehm ausgestattete und mit einer Karte der Kolonie versehene Buch durch die zahlreichen wirklich guten Abbildungen. — Nicht nur für den Auswanderer, sondern auch für die bereits ansässigen Ansiedler und überhaupt für jeden, der sich über die wirtschaftlichen Verhältnisse in Südwest unterrichten will, ist das Werk äußerst nützlich und wertvoll und deshalb unbedingt zu empfehlen.

Was müssen wir von unsern Kolonien wissen? Von Leßner, Hauptmann und Kompagnie-Chef im 5. Großherzogl. Hessischen Inf.-Reg. No. 168, früher in der Kaiserl. Schutztruppe für Kamerun. Mit Karten von allen Kolonien. A) Kleine Ausgabe (50. Tausend) einzeln 30 Pfg., von 100 Exemplaren an 25 Pfg., von 500 Exemplaren an 20 Pfg. B) Erweiterte Schulausgabe (2. Auflage) einzeln 90 Pfg., von 100 Exemplaren an 80 Pfg., von 500 Exemplaren an 75 Pfg.

Das treffliche kleine Buch verdient weiteste Beachtung, namentlich kann es allen Schülern nur warm empfohlen werden.

G. v. Byern, **Deutsch-Ostafrika und seine weißen und schwarzen Bewohner.** Verlag von Wilhelm Süsserott, Berlin W. 30.

In diesem soeben erschienenen Heft 68/69 der Kolonialen Abhandlungen zeigt sich der Verfasser als ein sehr genauer Kenner des Negers und der Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika. Das Werk sei jedem, der sich darüber belehren will, bestens empfohlen.

Paul Graetz, **Die Vermessungs-Luftschiff-Expedition nach Neu-Guinea.** 2. Aufl. Verlag von Wilhelm Süsserott, Berlin W. 30.

Diese Broschüre behandelt die von Oberleutnant Graetz unter Mitwirkung erster Männer der Wissenschaft wie Prof. Dr. Neuhauß und anderen geplante Luftschiffexpedition zur Erforschung und Vermessung Neu-Guineas, die das allgemeinste Interesse erweckt hat. Ein Beweis hierfür ist, daß das Heft bereits innerhalb kurzer Zeit in 2. Auflage erscheint.

K. Loens, **Die Rentabilität der Ölpalme.** Verlag von Wilhelm Süsserott, Berlin W. 30.

Diese Rentabilitätsberechnungen sind keine Phantasiegebilde, sondern stützen sich auf eine langjährige Erfahrung und eine gründliche Sachkenntnis des Verfassers. In dieser Zeit, in der die Pflanzer darauf bedacht sein müssen, einen Ersatz für die Kautschukkultur zu finden, sei nachdrücklichst auf dieses kleine Werkchen hingewiesen.

Dr. Alexander Sokolowsky, Direktorial-Assistent am Zoologischen Garten in Hamburg. **Wegweiser zum Sammeln und Konservieren zoologischer Objekte** Mit zahlreichen Illustrationen. Verlag Fr. W. Thaden in Hamburg.

Das Buch bildet den 8. Band der Deutschen Tropenbibliothek. Der Verfasser stellte sich die Aufgabe dem Naturfreund eine zweckentsprechende Anleitung zum Sammeln, Konservieren und Präparieren zu geben. Nicht nur die Wirbeltiere, sondern auch die Insekten und die wirbellosen Wasserbewohner finden Berücksichtigung.

Dr. Robert Lohmeyer, **Tropenphotographie.** Mit 15 Abbildungen im Text und 8 Tafeln.

Man merkt beim Durchblättern des Büchleins sofort, daß der Autor aus dem Schatze eigener Erfahrungen schöpft; hat ihn doch sein Weg in alle unsere Kolonien kreuz und quer herumgeführt, sodaß er, wie so leicht kein anderer Photochemiker, in die Lage gekommen ist, das von ihm behandelte Gebiet auch praktisch draußen zu beherrschen. Da zum Schluß auch die immer wichtiger werdende Farbenphotographie und Kinematographie behandelt ist, so wird dieses Buch denjenigen willkommen sein, die das Gebiet der gewöhnlichen unbewegten Schwarzphotographie schon beherrschen. Das reich illustrierte Büchlein wird nicht nur dem Anfänger wertvolle Dienste leisten, auch der erfahrene Tropenphotograph wird seine helle Freude haben an den zahlreichen Fingerzeigen und Ratschlägen, die der Verfasser mitzuteilen weiß.

K. Schröter, **Die Haustierzucht in den Tropen und Subtropen,** Fr. W. Thaden, Hamburg 1914.

Ueber dies Buch unseres Dozenten und bewährten Mitarbeiters urteilt Prof. Golz in der Deutschen Kolonialzeitung wie folgt:

„Das Erscheinen dieses Buches ist sehr zu begrüßen, es wird sowohl dem Studierenden der Kolonialwissenschaften als auch besonders dem bereits in der Kolonie züchterisch tätigen Landwirt von großem Nutzen sein. Die ersten sechs Kapitel bilden eine Einführung in die wesentlichsten Gebiete der allgemeinen Tierzuchtlehre, nämlich Anatomie und Physiologie, Züchtungs- und Beurteilungslehre. Die nächsten vier Kapitel betreffen die Pferdezucht, die Esel-, Maultier- und Mauleselzucht, die Rinderzucht und die Schaf- und Ziegenzucht im besonderen, und zwar wird bei jeder dieser Tiergattungen in erster Linie die Zucht in den deutschafrikanischen Kolonien besprochen, im Anschluß daran aber auch die Rassenkunde, die Aufzucht, Ernährung und Pflege zur Darstellung gebracht. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit den wichtigsten tierischen Seuchen und Tropenkrankheiten. — Leider stellt der enge Druck nicht geringe Anforderungen an das Auge des Lesers."

Wir freuen uns, die Kameraden draußen auf diese vielseitige und wertvolle Handreichung hinweisen zu können.

Koehler, S. **Tropische Düngerfiebel.** Beiträge zur Düngungsfrage in den Tropen und Subtropen. Berlin W. Süsserott.

Vorliegendes Büchelchen enthält hauptsächlich statische Daten, beschreibt die Ausführung der Nährstoffe durch die verschiedenen tropischen Kulturpflanzen

und regt dadurch den Pflanzer an darüber nachzudenken, ob es nicht doch an der Zeit sei, eingehend zu prüfen, welche Nährstoffe dem Boden wieder zugeführt werden müssen. T.

Süsserott's illustrierter Kolonialkalender 1914. — Vorliegender Kalender, der sich den früheren in Ausstattung und Inhalt anschließt, enthält u. a. auch Aufsätze über Pflanzenbau und Tierzucht, jedoch ist natürlich der größte Teil des Buches mit Inhalt allgemeiner Natur und Belletristik versehen. T.

Dr. Georg Wunderlich, Rechtsanwalt in Berlin. **Die Notwendigkeit der Einführung einer Verwaltungsgerichtsbarkeit in den deutschen Schutzgebieten.** Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin SW. 48.

In knapper, aber klarer Darstellung schildert der Verfasser die Dringlichkeit der Schaffung von Verwaltungsgerichtshöfen in den Kolonien und macht gleichzeitig entsprechende Vorschläge.

Hans Zaepernick, **Kautschukkulturen Band 1. Hevea brasiliensis.** (Süsserotts Kolonial-Bibliothek Band 27.) Verlag von Wilhelm Süsserott, Berlin.

Dieses Werk, von dem in nächster Zeit der 2. Band, der „Ficus elastica" behandelt, erscheint, ist zurzeit das einzige deutsche Werk, das den Para-Kautschuk und seine Kultur in ausführlicher Weise beschreibt. Es ist in erster Hinsicht für den Pflanzer bestimmt, aber auch für alle, die Kautschuk verarbeiten, ebenso unentbehrlich, und belehrt gründlich über alle Fragen der Kautschukpflanzung. Der Anbau, die Düngung und die Ausnutzung der Kautschukpflanzung, sowie die Aufbereitung der Erträge sind in diesem Buche in klarer, leichtverständlicher Form dargestellt. Besonders wertvoll werden die Abhandlungen durch die Rentabilitätsberechnung einer Pflanzung und die zahlreichen guten Abbildungen, die Pflanzungen und Maschinen zur Verarbeitung des Kautschuks zeigen.

Karte von Kamerun mit Togo. Maßstab 1 : 200 000. Bearbeitet von M. Moisel. Herausgegeben im Auftrage des Reichs-Kolonialamts von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin. Ein Blatt in farbigem Steindruck, Größe 62×82 cm, gefalzt in Umschlag, M. 5.—, auf Leinwand aufgezogen in Taschenformat M. 7.—, auf Leinwand aufgezogen, glatt, mit Rundstäben M. 7.50.

Seit Jahren ist das Fehlen einer einblättrigen, handlichen, aber doch noch genügend Einzelheiten enthaltenden Uebersichtskarte von Kamerun für alle amtlichen, kaufmännischen und wissenschaftlichen Kolonialkreise ein überaus fühlbarer Mangel. Die hier angezeigte Karte soll dem vorhandenen Bedürfnis abhelfen. Verzeichnet sind neben allen wichtigen Ortschaften, Bächen und Flüssen die Eisenbahnen, Hauptverkehrswege, Kabel, Telegraphenlinien, Telegraphenanstalten, Funkentelegraphenstationen, Postanstalten, Zollämter, Dampfschiffverbindungen, die administrative Einteilung, die Gerichtsbezirke, die Grenzen der Binnenschiffahrt und die Grenze des Urwaldes. Zur Veranschaulichung der allgemeinen Höhenlage ist eine große Anzahl Höhenzahlen beigefügt. Die Lage Togos zu Kamerun, der Niger-Benue-Weg bis zum Golf von Guinea und der Kongoverkehr bis zum Atlantischen Ozean sind durch drei Kartons in den Maßstäben 1 : 25 000 000 u. 1 : 6 000 000 dargestellt.

Die Ansiedlung von Europäern in den Tropen. III. Teil. (147. Band der Schriften des Vereins für Sozialpolitik.) Evans: Natal; Dr. Hardy: Rhodesien; Dr. Karstedt: Britisch-Ostafrika. Verlag Duncker & Humblot, München und Leipzig 1913. 162 Seiten 8°.

Das Buch schildert die englischen Kolonisationsversuche in den genannten Gebieten; besondere Berücksichtigung finden die verschiedenen Rassenfragen. Da für uns Deutsche in unseren südafrikanischen Kolonien die Verhältnisse ganz ähnlich liegen, sind die verschiedenen englischen Erfahrungen für uns sehr wertvoll. H.

Bill-Trotter, **Der Amateur-Kolonist.** Selbstverlag des Verfassers (W. Rhenius, Encarnacion, Paraguay) 1913. 91 Seiten 8°.

Mit köstlichem Humor auf Grund eigener Beobachtungen und Erfahrungen gibt der Verfasser seine „Nützlichen Winke und Geschichten aus dem

La Plata Hinterwald" zum besten. Möchten sie dem Allzutatendurstigen zur Warnung dienen, den hartgewöhnten Pionier vor den geschilderten Entgleisungen bewahren! H.

Dr. E. Pfannenschmidt, **Die landwirtschaftlichen Produktionsverhältnisse Argentiniens.** Verlag Duncker & Humblot, München und Leipzig 1913. 89 Seiten 8°.

Unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Verhältnisse, der Beschaffenheit des Grund und Bodens und des Klimas, des Bodenrechtes und der Besitzverteilung, und an der Hand eines reichen statistischen Materials zeigt der Verfasser den Aufschwung der argentinischen Landwirtschaft, wie er nicht nur in einer immer größeren Erweiterung der bebauten Fläche, sondern vor allem auch in der Steigerung und Veredelung des Viehbestandes in die Erscheinung tritt, der aber nur dann Bestand haben kann, wenn es den Argentiniern gelingt, durch Verkleinerung der Latifundien einen wirklichen Bauernstand zu schaffen. H.

Prof. Dr. Wilh. Sievers, **Die Cordillerenstaaten.** Band I: Bolivia und Peru; Band II: Ecuador, Colombia und Venezuela. (Sammlung Göschen 652/53) Berlin und Leipzig 1913.

Nach einem allgemeinen geschichtl. und geograph. Ueberblick über den ganzen Staat, erfahren die natürlichen Landschaften jedes einzelnen eine gesonderte Behandlung hinsichtlich des Bodens, des Klimas, der Vegetation, der Tierwelt, der Besiedlung usw. Man muß dem bekannten Südamerikaforscher dankbar sein, daß er neben seinen größeren Arbeiten für diese wahrhaft handlichen Bändchen noch Zeit gefunden hat. H.

Eduard Dettmann, **Das moderne Brasilien** in seiner neuesten wirtschaftlichen Entwicklung, mit 60 Illustrationen und einer Karte von Brasilien. 8° 486 S. Verlag Hermann Paetel, Berlin 1912.

Das 1908 erschienene Werk des gleichen Verfassers: „Brasiliens Aufschwung in deutscher Beleuchtung" hat hier eine wertvolle Ergänzung erfahren. — Diese weit ausholende geschichtliche Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung des mächtig aufblühenden Landes muß besonders unsere industriellen und Finanzkreise interessieren und erscheint wohl geeignet, das deutsche Kapital aus seiner Zurückhaltung aufzurütteln. Der brasilianischen Güterproduktion und dem Güter-Austausch ist der breiteste Raum gewidmet. Finanzwesen, Geldverhältnisse und die Entwicklung des Verkehrswesens in Brasilien werden eingehend besprochen. Die nordamerikanische Einwanderungs- und Kolonisationspolitik stellt der Verfasser als vorbildlich für Brasilien hin und befürwortet eine stärkere germanische Einwanderung. Gr.

Canada by Louis Hamilton (British Empire Readers, Band I). Frankfurt a. M. bei Moritz Diesterweg. 1913. 160 Seiten 8°. Geb. M. 1.60.

Mit vorliegendem Band eröffnet der Verfasser eine Reihe englischer Realienlesebücher, die nacheinander alle Teile der Englischsprechenden Welt behandeln sollen. In erster Linie für Hochschüler und zum Studium geschrieben, ist das Werkchen doch so frei von jedem „Schulton", daß auch jeder andere Kanadainteressent es mit Genuß lesen wird. H.

Hugendubel, **Die Revolution in China.** Verlag von Johannes Blanke in Konstanz.

Aus der Broschüre spricht ein gründlicher Kenner des Landes zu uns; ein Mann, der jahrzehntelang in China gewesen und dessen Ausführungen getragen sind von der Kenntnis persönlicher Erfahrung und Beobachtung. Bei aller sachlichen Kürze doch klar, verständlich und leicht faßlich, bietet die Schrift eine Fülle von Gedanken und Anregungen für ein Problem, an dem insbesondere auch unser deutsches Volk nicht ruhig vorübergehen kann.

Deutsche Arbeit in Chile. Band II. Festschrift des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins zu Santiago. 202 Seiten 8°. Santiago 1913.

Dieser Band beginnt mit dem deutschen Einfluß im chilenischen Heere, dessen Neugestaltung nach preußisch-deutschem Muster von einem Deutschen,

dem bekannten General Körner, in die Wege geleitet wurde. Weiter lesen wir von deutschen Missionaren unter den Araukanern, deutschen Jesuiten in Puerto Montt, deutsch-evangelischen Kirchengemeinden und Pfarrern in ganz Chile, deutschem Handel, deutscher Industrie, deutschem Turnen, deutschem Vereinsleben und deutscher Wissenschaft, mit einem Wort von dem Einfluß deutschen Wesens auf allen Gebieten. H.

Dr. Wilh. Sievers, **Südamerika und die deutschen Interessen.** Stuttgart 1903. Verlag Strecker & Schröder. 96 Seiten 8°.

Nachdem der Verfasser die politische und wirtschaftliche Entwicklung Südamerikas und die Beziehungen Deutschlands zu den verschiedenen Staaten behandelt hat, kommt er zu dem Schluß, daß Südamerika noch längst nicht die Bedeutung für Deutschland gewonnen hat, die es verdient. Das gilt auch noch heute nach einem Jahrzehnt. Möge insbesondere des Verfassers Mahnung, das deutsche Element in diesem Erdteil mit allen Kräften zu stärken, nicht überhört worden! H.

Dr. Kurt Simon, **Spanien und Portugal als See- und Kolonialmächte.** XIV und 320 Seiten Groß-Oktav, mit 4 Kartenskizzen. Richard Hermes Verlag, Hamburg 37.

Das vorliegende, 320 Seiten starke Buch, dessen schlichtem, historischen Titel man nicht ansieht, welche Fülle von Anregungen für die brennendsten Probleme unserer Zeit es dem nachdenklichen Leser bietet. Die hier zusammengefaßten und wirtschaftsgeschichtlich beleuchteten Tatsachen gestalten sich zu den lehrreichsten Erfahrungssätzen und zu Folgerungen für die lebendige Gegenwart. . . Die Fülle der Belehrung, die die lichtvolle Darstellung bietet, macht das auch rein wissenschaftlich sehr wertvolle Werk zu einer willkommenen Gabe für jeden Gebildeten.

Festschrift des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins zu Santiago. Zur Centenarfeier der Republik Chile. (Verhandlungen des Vereins, Band VII, Heft 1—2). Deutsche Arbeit in Chile. Santiago in Chile, Imperenta Universitaria 1913.

Dr. Ernst Schultze, **Streifzüge durch das amerikanische Wirtschaftleben.** Halle a. d. Saale. Buchhandlung des Waisenhauses. 1910.

Das vorliegende Werk des verdienstvollen Verfassers gibt uns ein umfassendes Bild über das nordamerikanische Wirtschaftsleben. Besondere Beachtung verdienen seine Ausführungen über den Ausbau der Wasserstraßen, die Kohlennöte, Landunterschleife, Bewässerungsbauten, Weizenausfuhr, sowie die Trusts und das Volksvermögen, die Bewegung für reine Milch, Gewerbliche Frauenarbeit und Gewerbliche Kinderarbeit. Wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse Nordamerikas im allgemeinen nicht unbekannt sind, so ist es doch sehr wertvoll, in dieser sachlichen Darstellung einen genauen Einblick in die einzelnen Verhältnisse und ihre Entwickelung zu gewinnen. Auf jeden Fall können wir daraus lernen, einmal wie man es machen kann und zweitens, wie man es nicht machen soll und darf. Für unseren Leserkreis wird gerade dieses Buch von großem Interesse sein und wir empfehlen es darum aufs angelegentlichste.

Börnstein, R., **Leitfaden der Wetterkunde.** 3. Umgearbeitete und vermehrte Auflage. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1913. Vorliegende Schrift weicht insofern von den früheren ab, als manche Kapitel eine völlige Umarbeitung erfahren haben. Neu ist auch das Kapitel „Wetterdienst", in dem wir die Schilderung des im Jahre 1906 eingerichteten öffentlichen Wetterdienstes finden. Da das Buch leicht verständlich geschrieben ist, so kann es allen denen, die sich für dieses Gebiet interessieren, zum Studium empfohlen werden. T.

Pahde, Adolf, **Meereskunde.** Band 20 der Bücher der Naturwissenschaft. Leipzig. Philipp Reclam jun.

In fesselnden Worten schildert der Verfasser die Entstehung der Schiffahrt vom Altertum bis zur Jetztzeit, besonders die neuesten Institutionen

und Forschungen über das Meer, seine Fauna und Flora betonend. Die weiteren Kapitel befassen sich mit der Geographie des Meeres, den Bewegungen desselben, sowie mit Ebbe und Flut. T.

Fauser, Otto, **Meliorationen:** I. Allgemeines, Entwässerung. Sammlung Göschen. Berlin und Leipzig.

Man ist versucht, das kleine, 112 Seiten fassende Werkchen als ein Lehrbuch **en miniature** zu bezeichnen, so eingehend bespricht der Verfasser seinen Stoff. Ausgehend von dem Boden und seiner Struktur kommt er auf die Notwendigkeit einer geregelten Wasserwirtschaft und behandelt ausführlich die gemeinschaftlichen Meliorationsunternehmungen, um schließlich die Entwässerung und deren verschiedene Systeme eingehend zu beschreiben. Das kleine Werk kann jedem zur Lektüre empfohlen werden. T.

Zacher, Friedrich, **Die wichtigsten Krankheiten und Schädlinge der tropischen Kulturpflanzen und ihre Bekämpfung.** I. Band. Hamburg. Fr. W. Thaden.

Verfasser nennt es ein Hausbuch der Pflanzenheilkunde für den Landwirt in den Tropen und hat mit dieser Bezeichnung auch das Richtige getroffen. Nach einem allgemeinen Teil, in dem er die Arten der Krankheiten und die Gründe für das Erkranken der tropischen Kulturpflanzen erörtert, geht er auf die Schädlinge selbst ein, kurz deren Natur schildernd. Hierauf werden die Krankheiten der Baumwolle, des Kakao, des Kaffees und des Tees zusammenfassend besprochen. T.

Der Mensch und die Erde. X. Band. Herausgegeben von H. Kraemer in Verbindung mit anderen zahlreichen Mitarbeitern. Die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlage der Kultur. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart.

Der vorliegende zehnte Band bildet den Abschluß eines umfassenden populär-wissenschaftlichen Werkes, das mit seinem reichen gediegenen Inhalt und seinen anschaulichen Illustrationen eine allgemeine und besonders ausgedehnte Verbreitung verdient. Auch für diesen Band gilt die Anerkennung, die wir den bereits erschienenen 9 Bänden dieses Werkes haben zuteil werden lassen. Wir geben nachstehend das Inhaltsverzeichnis wieder: Der Mensch und das Wasser. I. Das Meer als Mittel des Völkerverkehrs und als Kampffeld. (L. Glatzel.) A. Die Seefahrt als Grundlage der Kultur. 1. Der Seeverkehr im Altertum. 2. Der Seeverkehr im Mittelalter. 3. Der Seeverkehr in neuerer Zeit. 4. Der moderne Seeverkehr. B. Die Entwickelung der Kriegsmacht zur See und ihr Einfluß auf die Geschichte der Völker. 1. Die wichtigeren Seekriege im Altertum. 2. Die Entwickelung des Seekriegswesens im Mittelalter. 3. Die Seekriege der neueren Zeit bis 1815. 4. Das Zeitalter der Dampfschiffe im 19. Jahrhundert. 5. Die moderne Seekriegführung. 6. Schlußwort. II. Das Binnenwasser. (R. Hennig.) III. Die Entwickelung der Fischerei. (Ed. Krause.) IV. Die Gewinnung und Verwertung der Schätze des Meeres. (K. Eckstein.) 1. Nutzbare Meerestiere und Meerespflanzen. 2. Die Gewinnung der Meeresschätze. 3. Die Schätze des Meeres als Nahrungs- und Genußmittel. 4. Technische Ausnutzung der Meeresprodukte. 5. Verwertung auf dem Weltmarkt. 6. Wert der Schätze des Meeres. 7. Die Feinde der Meeresschätze. 8. Schutz der Schätze des Meeres. 9. Die Schätze des Meeres in Wissenschaft, Kunst, Sage und Geschichte. — Dieser Band schließt dann mit einem Namen- und Sachverzeichnis des Gesamtwerkes.

Joh. Tesch: **Kolonialhandels-Adreßbuch** 1914 (18. Jahrg.) mit Karten der Kolonien, 283 Seiten, Verlag Wilh. Süßerott, Berlin.

Wir haben oft Gelegenheit, Auswanderungslustige, welche sich u. a. auch für unsere Kolonien interessieren, auf dieses wertvolle Handbuch zu verweisen. Alles Wissenswerte ist darin enthalten. Besonders wertvoll sind die Einwanderungsverordnungen und für Bewerber die Adressen der verschiedenen kolonialen Gesellschaften. Das Werk hat 1914 wieder einige Erweiterungen erfahren. Im I. Teil ist eine Uebersicht über die fremden Konsulate in den deutschen Schutzgebieten hinzugekommen, im III. (Allgemeines) ist die Verordnung des Gouverneurs von Kamerun betreffend die Meldepflicht der Nicht-

eingeborenen und über das Meldewesen pp. in den neu erworbenen Gebieten des äquatorialen Afrikas und eine wertvolle Tabelle der Münzen und Maße der wichtigsten Staaten der Erde neu aufgenommen. Gr.

„Keßlersche Fluate". Verlag der „Tonindustrie-Zeitung" G. m. b. H. Berlin NW. 21, Dreyseſtraße 4.

Das vorliegende Buch beſchäftigt ſich eingehend mit der Anwendung der Fluate, mit ihren Vorzügen, mit den einzelnen Sorten der Fluate und mit den Erfolgen, die durch die Fluate bisher erzielt worden ſind. In der neuen 3. Auflage ſind die Erfahrungen, welche man neuerdings mit den Fluaten gemacht hat, berückſichtigt worden, und die zahlreichen Bilder zeigen Bauten und Standbilder, bei denen die Fluate mit Erfolg Verwendung gefunden haben. Das vorliegende, gediegen ausgeſtattete Buch gibt einen ſachgemäßen eingehenden Aufſchluß, ſo daß es für Baubehörden, Baumeiſter, Architekten, Kunſtſteinerzeuger und für diejenigen Baubefliſſenen, die ſich beſtreben, tiefer in das Weſen des Bauſaches einzudringen, ſehr wertvoll iſt.

Kühl, Zement- und mörteltechniſche Studien. Verlag der „Tonindustrie-Zeitung" G. m. b. H., Berlin NW. 21, Dreyſeſtr. 4.

Es wird von der Fachwelt dankbar begrüßt werden, daß Herr Dr. Hans Kühl, der Nachfolger des verſtorbenen Zementforſchers Profeſſor Dr. Wilhelm Michaëlis, ſich der Mühe unterzogen hat, ſeine bisher verſtreuten Vorträge und Aufſätze zu ſichten und zu einer handlichen Sammlung zuſammenzuſtellen.

Eine Reihe Arbeiten beſchäftigt ſich mit den Rohſtoffen der Zementerzeugung. Bekanntlich hat Kühl den Schwerpunkt ſeiner bisherigen Forſcherarbeit auf das ungeheuer wichtige Gebiet der Raumbeſtändigkeit der Zemente gelegt. So finden wir hier ſeine ſeinerzeit lebhaft beſprochenen Arbeiten über Kalk- und Gipstreiben, über die Kochprobe, über beſchleunigte Raumbeſtändigkeitsproben, über den hydrauliſchen Modul und andere mehr. Ferner gehört die Schlackenfrage zu den Steckenpferden des Verfaſſers, der zu den beſten Kennern des Eiſenportlandzementes und der Hochofenſchlacke zählt. Mit beſonderer Liebe hat Kühl die Ofenüberwachung durch die Gasanalyſe gepflegt. Die Zementinduſtrie dankt ihm manche Anregung auf dieſem Sondergebiete. Eine dritte Gruppe von Veröffentlichungen iſt der Bewertung und Behandlung des Zementes nnd der mit ihm hergeſtellten Arbeiten gewidmet.

Prof. Dr. Langemann, **Auf falſchem Wege.** Beiträge zur Kritik der radikalen Frauenbewegung. Berlin 1913. Verlagsbuchhandlung Fr. Zilleſſen.

Je ſtärker die letzten Ziele der modernen Frauenbewegung hervortreten, deſto ſtärker regt ſich auch der Widerſtand. Ueberall beginnt man zu fühlen, daß die auf wirtſchaftlichem Gebiete von der Frauenbewegung angewandten Heilmittel ſchlimmer ſind, als die Uebel, die geheilt werden ſollen, daß die Verwirklichung der Stimmrechtsforderung, namentlich auf der Grundlage des gegenwärtigen atomiſtiſchen und mechaniſchen Wahlſyſtems, ein nationales Unglück bedeuten würde. Immer weiteren Kreiſen geht auch die Erkenntnis auf, daß die Frau bei Erreichung der völligen ſozialen und politiſchen Gleichſtellung mit dem Manne trotz ſcheinbarer Erhöhung zuletzt doch an Perſönlichkeitswert und wirklichem Einfluß verlieren würde.

Dr. **Carl Peters, Zur Weltpolitik.** Verlag von Karl Siegismund, Berlin.

Dieſes Werk zeigt Dr. Carl Peters als Politiker großen Stils auf dem Felde, für welches er von der Natur ſo recht eigentlich geſchaffen iſt. Von hoher Warte umfaßt ſein Blick die politiſchen Vorgänge und Kataſtrophen des letzten Jahrzehnt, und vom Standpunkt der deutſchen Intereſſenpolitik werden ſie geordnet und beurteilt. Nacheinander werden „Deutſch-Fremdländiſche Beziehungen", die „deutſche Kolonialpolitik", „Deutſch-Nationales", „die britiſche Weltpolitik", „weltpolitiſche Konflikte", „Sozialpolitik" und ſchließlich „ein Zwiſchenfall in der deutſchen Kolonialpolitik" behandelt und ſcharfſinnig kritiſiert. Der kolonialpolitiſche Zwiſchenfall ſtellt ſeine perſönlichen Erfahrungen im Dienſte der deutſchen Kolonialbewegung dar. Dieſem Kapitel geht ein tiefempfundener und ſtimmungsvoller Nachruf an Bismarck vorher.

Das ganze Werk zeugt von umfassendem Wissen und weitem Blick; die Darstellung ist geistreich, lebendig und fesselnd. Das Buch ist ebenso unterhaltend wie belehrend, und wird dem deutschen Lesepublikum gerade unter den gegenwärtigen Katastrophen auf dem weltpolitischen Theater willkommen sein. In ihm wird der denkende Beobachter das Material zum Verständnis der Gegensätze finden, welche die Zeitgeschichte bewegen.

Zur Persönlichkeit von Prof. Dr. Carl Kindermann. Vierte Auflage. Verlag von Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart.

„Zur Persönlichkeit", von Hochschulprofessor Dr. Kindermann, Hohenheim-Stuttgart, behandelt von einer geschlossenen modernen Weltanschauung aus eine größere Zahl bedeutender Zeitfragen. Die Arbeit verdankt ihr Entstehen den Vorträgen des Verfassers, welche er in allen Teilen Deutschlands gehalten. Von den Hauptproblemen der Persönlichkeit und des Volkstums wird ausgegangen. Auf Grund davon werden dann Fragen allgemeinen Interesses knapp und populär erörtert. Wir heben nur hervor den Vergleich der modernen Entwicklungsstufe und Kulturrichtung mit der Vergangenheit, um dadurch die Gegenwart schärfer zu bestimmen. Es folgen grundlegende religiöse, staatliche, künstlerische, wissenschaftliche Fragen. Daran schließen sich die Probleme von Wert und Preis und von den wirtschaftlichen Krisen und ihrer Bekämpfung, welche Landwirtschaft, Handel und Gewerbe interessieren müssen. Auch die Kolonialpolitik wird in Grundzügen vorgeführt. Wer neben seinem Beruf an der Arbeit für allgemeine Interessen teilnehmen will, findet hier reiche Anregung in sachlicher Weise.

Alexander Vömel, **Graf Ferdinand v. Zeppelin ein Mann der Tat.** Vierte bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage auf holzfreiem Papier mit 28 hochinteressanten ganzseitigen Bilder-Beilagen. 152 Seiten Groß-Oktav.

Neben der Schilderung des genialen Mannes bietet das Buch einen Einblick in die Entstehung seines Werkes und in sein Arbeiten. Diesem frisch geschriebenen und sehr preiswerten Buch wünschen wir recht viele Freunde.

Otto Gerson, **Organisation, Statistik und systematische Kontrolle in kaufmännischen Betrieben.** Druck- und Verlagshaus Paul Babst, Hamburg 1913.

Der Titel eines Buches soll ja kein Inhaltsverzeichnis sein, doch soll das, auf was der Titel hinweist, hernach auch im Buch enthalten sein. Der Verfasser kündet an, daß von kaufmännischen Betrieben die Rede sein wird, spricht hernach jedoch nur vom Warengeschäft, auch ist die Kontrolle sehr unvollständig behandelt. Es gibt bis jetzt über Statistik und Kontrolle nur eine ungenügende Literatur und es ist auch im vorliegenden Werk dem Verfasser nicht gelungen die Lücken auszufüllen. Wohl bringt das Buch eine ganze Reihe von guten und praktischen Vorschlägen, auch ist ausführlich behandelt, wie vieles sein muß und sein soll, doch ist oft nicht gesagt, wie es gemacht wird, die wirkliche Tätigkeit, welche Organisation, Statistik und Kontrolle erfordern, das Wesentliche, auf was vor allem bei der Kontrolle das Augenmerk zu richten ist, ist unvollständig behandelt.

Vereinfachtes Lehrbuch der englischen Sprache. Eine neue Methode für Schule und Selbstunterricht von einem Engländer (Reginald Ramm). 1913. Verlag Alfred Unger, Berlin. 263 Seiten 8°.

Bekanntlich stehen sich beim Sprachunterricht zwei Methoden schroff gegenüber, die eine erwartet alles von der Grammatik, und kommt daher vor lauter Grammatik meist nicht zum wirklichen Sprechen der Sprache, die andere betont einseitig nur immer das Sprechen in der betreffenden Sprache und scheint das Studium der Grammatik überhaupt für entbehrlich zu halten. — Mehr der direkten Methode genähert, und demgemäß die deutsche Sprache von Seite zu Seite mehr zurücktreten lassend, aber doch auch die Grammatik nicht vernachlässigend, wovon die stattliche Zahl der allmählich bis zum Ende eingeflossenen Regeln (109) zeugen mag, scheint uns der Verfasser einen glücklichen Mittelweg gefunden zu haben. H.

Paul Helbeck, **Wie das englische Volk sich selbst regiert.** „Fortschritt", Berlin-Schöneberg 1912.

Naumann nennt das Buch des Verfassers eine übersichtliche und sehr lehrreiche Arbeit, welchem Lob beizupflichten ist. — Der Verfasser sucht uns den englischen Staat in all seinen Organen und Tätigkeiten nahe zu bringen. Bei der Abhandlung über die englische Staatsverfassung geht der Verfasser aus von der historischen Spitze des englischen Staates, der Krone, um über das Parlament zur Staatsverwaltung zu ihren einzelnen Zweigen zu gelangen. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser dem Parteileben, vor allem der Arbeiterbewegung und den sozialen Strömungen im englischen Liberalismus. Es wird in einem Nachwort von Friedr. Naumann darauf hingewiesen, daß das alte Freiheitsland seinen Frieden auch mit der sozialen Bewegung machen wird, und zwar ohne daß eine Zwischenperiode von Staatsfeindschaft der Arbeiterklasse Platz greifen wird. Und damit gewinnt das Wort: „Nichts ist, nichts ist geworden, alles ist im Werden" an Berechtigung, durch das heutige England illustriert zu werden und am Anfang der Ausführungen zu stehen. W.

Hans von Angeln, **Moderne Soldatenerziehung.** Die Forderung des Tages für die Armee. Eine kostenlose Wehrkraftverstärkung um 1000 Prozent. Verlag von Albert Langen, München.

Diese Schrift eines für seinen Beruf und unser Heer begeisterten, aber nicht kritiklos begeisterten Offiziers ist geeignet, nicht nur in militärischen Kreisen, sondern überall in unserem Volke Aufsehen zu machen. Handelt es sich doch bei den Vorschlägen des Verfassers um eine kostenlose Verstärkung unserer Wehrkraft, die Hans von Angeln auf 1000 Prozent berechnet, — etwas, was gerade zu einer Zeit interessieren muß, da von uns Deutschen ein Milliardenopfer für das Heer verlangt wird.

S. Gräfin Wolf-Baudissin, **Ums Vaterland.** Eine Geschichte aus der Zeit der Befreiungskriege. Nach alten Familienpapieren erzählt. Mit vier Farbendruckbildern nach Aquarellen von Hans G. Jentzsch. Zweite Auflage. K. Thienemanns Verlag in Stuttgart.

Zur Zeit der tiefsten Schmach unseres deutschen Vaterlandes, zur Zeit der Franzosenherrschaft spielt die so lebenswahr geschriebene Erzählung. Das Westfalen Jeromes ist der Schauplatz. Das Land wird unter diesem Bruder Napoleons auf ganz unerhörte Weise unterdrückt; trotzdem stellt sich Herr von Rodenstein, der älteste der so ungleich gearteten Brüder, in den Dienst des neuen fremden Königs, wo er Ehren und Würden erreicht. Der jüngere Bruder versucht indessen sein Vaterland zu befreien. So kämpfen das opferfreudige Deutschtum und die durch eigennützige ehrsüchtige Landsleute gestützte Franzosenherrschaft einen harten Kampf, und das erstere gewinnt. Es naht das Jahr 1813 und mit ihm die Freiheit. Das Buch ist auch für Erwachsene gut geeignet.

Rektor Dr. Wohlrabe in Jena. **Die Befreiungskriege.** I. Band: „Die Freiheitskriege in Lied und Geschichte." Mit 6 Skizzen und 34 Abbildungen. II. Band: „Die Freiheitskriege im Spiegel der Roman- und Dramenliteratur." Mit vielen Abbildungen.

Ueber die Geschichte der Freiheitskriege ist im letzten Jahre außerordentlich viel geschrieben worden, aber in dem vorliegenden Werke wird man trotzdem recht viel Neues und Anregendes finden. In dem ersten Teil des I. Bandes werden fast 200 poetische Stücke geboten, unter denen vergessene und unvergessene Volkslieder einen breiten Raum einnehmen. Auch der zweite prosaische Teil mit den herrlichen Gestalten Fichte, Körner, Arndt, Stein usw. bietet viel Schönes.

Der II. Band, der ein Ergänzungsband des 1. sein soll, enthält eine Uebersicht über die Freiheitskriege im Spiegel der Roman- und Dramenliteratur. Die Namen: Jean Paul, Wilhelm Raabe, Gustav Freytag, H. von Kleist, Paul Heyse, Berthold Auerbach, August von Kotzebue, Ferdinand Schill, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Fritz Reuter u. a. bürgen für den gewählten und sorgsam gesichteten Inhalt dieses Bandes. Jeder nationalempfindende Deutsche sollte es sich nicht entgehen lassen, gerade aus diesen beiden Büchern über die große Zeit vor 100 Jahren zu schöpfen und zu lernen.

Wie sahen die Kriegsheere in den Kämpfen vor 100 Jahren aus? Ein Album mit 120 Militärtypen der verschiedenen Heere zur Zeit der Befreiungskriege. Zweite Auflage. Leipzig. Verlag von Moritz Ruhl.

Als Gelegenheitsgeschenk besonders zu empfehlen.

Bilder aus der Kulturgeschichte unseres sächsischen Vaterlandes. Ein Buch für Schule und Haus. Bearbeitet von L. Petermann. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. 1913.

Wie das Inhaltsverzeichnis zeigt, beziehen sich die Schilderungen dieses Buches auf das 17., 18. und den Anfang des 19. Jahrhunderts. Seinen eigenen Ausführungen gemäß will der Verfasser mit diesem Buch dazu beitragen, „die Kenntnis der Vergangenheit der engeren und weiteren Heimat des sächsischen Landes und damit das Verständnis für die kulturellen und politischen Verhältnisse der Gegenwart bei der Jugend und in den Kreisen der Erwachsenen zu verbreiten und zu vertiefen". Besonders geeignet ist das Buch für Lehrzwecke.

Die Völkerschlacht bei Leipzig. Für Deutschlands Jugend und Heer geschildert von Hans Weberstedt, Hauptmann und Kompagniechef im Füsilier-Regiment Generalfeldmarschall Graf Blumenthal. Mit zwei Schlachtenplänen und neun Abbildungen. 1913. Verlag von Friedrich Engelmann in Leipzig.

Dieses Büchlein wird in erster Linie die jugendlichen Kenner Leipzigs und seiner Umgebung lebhaft interessieren, da sich der Verfasser lediglich auf die ereignisreichen Tage vom 14. bis 19. Oktober 1813 beschränkt. Aber auch den anderen jungen Deutschen wird es sehr willkommen sein, die ja doch alle die Sehnsucht im Herzen tragen, den Ort der gewaltigen Völkerschlacht früher oder später einmal selbst kennen zu lernen. Und dazu wird ihnen dies Buch als guter Führer dienen können.

Deutschlands Jugend was tut Dir not? Ein ernstes Mahnwort nicht nur für die Jugend, sondern auch für die Führer, Lehrer und Leiter der Jugend. München, Hermann Lukaschik, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.

Düppel und Alsen, Schleswig-Holsteins Befreiung 1864. Herausgegeben vom Kaiser-Wilhelm-Dank. Bearbeitet von Walter von Bremen. 70 Abbildungen und 5 Karten. Verlag „Kameradschaft", Berlin W. 160 Seiten 8°.

Ein prächtiges kleines Werk zur Fünfzigjahrfeier der Befreiung Schleswig-Holsteins, das in seiner geradezu einzigen Ausstattung — Schleswig-Holstein-Lied in Originalschrift, Düppeler Sturmmarsch für Piano zu zwei Händen usw. — nicht nur im „meerumschlungenen Lande" seine Freunde finden wird. H.

Heinrich von Treitschke, **Zehn Jahre deutscher Kämpfe.** Schriften zur Tagespolitik. Auswahl. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer.

Die unvergleichlichen Schriften Treitschkes sind jedem Gebildeten bekannt und es erübrigt sich hier darum näher darauf einzugehen. Seine geschliffene, packende Sprache lassen die Gestalten vor uns lebendig werden, es ist ein Genuß, seinem Worte zu folgen. Obgleich seine Schriften schon 40 Jahre alt sind, ist es doch, als wären sie heute für heute und morgen geschrieben. Das vorliegende Buch enthält folgende Schriften: Rede zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht. Politische Korrespondenz. Zum Jahresanfang. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes. Das Strafgesetz vor dem Reichstage. Ein Lied vom schwarzen Adler. Was fordern wir von Frankreich? Friedenshoffnungen. Der Sozialismus und seine Gönner. Die Türkei und die Großmächte. Die Lage.

Pudor, **Deutschland für die Deutschen.** II. Hans Sachs-Verlag Gotthilf Haist & Walther Diefenbach, München.

Das zweite Heft von Dr. Heinrich Pudor „Deutschland für die Deutschen", hält, was das erste, im vorigen Jahr erschienene Heft versprach. Der Ver-

fasser gehört zu den radikalsten Antisemitenführern in Deutschland und schlägt in seiner neuesten Kampfschrift nach eingehender Begründung überaus energische Maßregeln zur Bekämpfung des überhandnehmenden Judentums vor. Wenn auch nicht alles in Erfüllung gehen mag, was er fordert; wenn es ihm nur gelingt, seinen Landsleuten die Augen zu öffnen für die drohende Gefahr, so darf er sich das als hohes Verdienst um das deutsche Volk gutschreiben.

Dr. phil. Oswald Schneider, **Bismarcks Finanz- und Wirtschaftspolitik.** Eine Darstellung seiner volkswirtschaftlichen Anschauungen. Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Heft 166. Verlag Duncker & Humblot, München und Leipzig 1912.

Der Verfasser sucht die Beweggründe darzulegen, die den Kanzler zu den großen Reformen geführt hatten, sucht weiter dann darzustellen inwieweit Bismarck mit seinen Vorschlägen durchdrang und die Gründe, welche an dem Scheitern seiner Pläne Schuld waren. In den Ausführungen unterwirft der Verfasser ein schönes Bild von der Persönlichkeit Bismarcks, von seiner Tatkraft und Kühnheit und seinem unbeugsamen Streben, seine großen Reformen durchzuführen. Das starre unbeugsame Verharren bei den einmal gefaßten Zielen, die Zwietracht unter den Parteien, die kurzsichtige Fraktionspolitik, die Verhetzung des Volkes trugen im Wesentlichen dazu bei, daß die Durchführung der Reformen mißlang. Bismarcks Verdienst ist es aber, die Reichsfinanzpolitik auf ein festes Fundament gebracht zu haben, auf dem sie in der Hauptsache nun ruhen wird, auf indirekten Steuern und Zöllen. Er hat die Wege gezeigt, auf denen wir weiter schreiten müssen. Er schuf die Grundlagen, von denen aus Deutschlands Industrie und Handel die Welt erobern konnten. Mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte und wie sehr er seine ganze große Persönlichkeit einsetzen mußte, um Erfolge zu erzielen, bringt der Verfasser klar zum Ausdruck. W.

Karl Bauer, **Bismarck.** (Scholz' Vaterländische Bilderbücher Band 8.) Verlag von Jos. Scholz in Mainz.

Der bekannte Verlag bringt mit diesem neuen Band seiner Vaterländischen Bilderbücher eine recht erfreuliche Gabe. Das schöne, Bismarck gewidmete Werkchen zeigt ebenso den Staatsmann wie seine starke Persönlichkeit in Wort und Bild. Der kurz geprägte Text ist von Wilhelm Kotzde, die markigen Bilder von Karl Bauer, dem Schöpfer der bekannten historischen Charakterbilder. Wir sehen und erleben Bismarck als Heidelberger Studenten, als Landtagsabgeordneten, mit seiner Gattin zu jener Zeit, mit dem Prinzen von Preußen, dem späteren Kaiser, in Frankfurt, mit Moltke und Roon zur Zeit der Emser Depesche, mit Napoleon in Donchéry. Wir sehen ihn im Reichstag und in Friedrichsruh. Und weiter führen uns die Bilder bis an Bismarcks Bahre. Karl Bauers Bismarck ist so recht geeignet, unserem größten Deutschen ein neues, schönes Denkmal zu setzen, vor allem in den Herzen unserer Jugend, für die das Buch geschaffen wurde, womit nicht gesagt sei, daß es nur ein Jugendbuch ist, ja, es ist ebenso ein künstlerisches, nationales Hausbuch, an dem wir uns alle erbauen und stärken können.

Deutschland im neunzehnten Jahrhundert. Fünf Vorlesungen von J. H. Rose, E. C. K. Gonner, M. E. Sadler und C. H. Herford.

Von dem Bestreben geleitet, richtigere Anschauungen über Leben und Lebensbedingungen des deutschen Volkes in den weitesten Kreisen Englands zu verbreiten, unternahmen es vier der angesehensten englischen Gelehrten, in zahlreich besuchten Vorträgen über den Werdegang und die Ziele des modernen Deutschland aufklärend zu wirken und die politische Entwicklung und das geistige Leben Deutschlands den Briten verständlich zu machen. — Es ist dankbar anzuerkennen, daß sämtliche Autoren in deutschfreundlichem Sinne sprechen und sich aufrichtig bemühen, in großzügiger Weise einen Einblick in die geschichtliche, volkswirtschaftliche, erziehliche und geistige Entwicklung des deutschen Volkes im letzten Jahrhundert zu geben, auf den Wert seiner Leistungen auch für Nichtdeutsche Gewicht zu legen, die zu überwindenden Schwierig-

keiten zu betonen und gewisse, dem Mißverständnis besonders ausgesetzte Seiten des deutschen Wesens und Tuns vorurteilsfrei zu erklären. Das Lob aus dem Munde dieser Männer, denen sich in einem gedankenvollen Geleitwort der in Deutschland wohlbekannte Viscount Haldane anschließt, erfreut doppelt; ihre Bedenken geben zu denken, ihre Vergleiche sind lehrreich und beachtenswert. Als die bisher reifste und schönste Frucht deutsch-freundlicher Bestrebungen anzusehen, wird das Werk auch überall in Deutschland entsprechend gewürdigt werden.

Die Herausgabe ist, dem besonderen Interesse Seiner Majestät folgend, durch das Kgl. Preuß. Kultus-Ministerium veranlaßt. Die Uebertragung ins Deutsche ist durch Karl Breul, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Cambridge vorgenommen, der das Werk für deutsche Leser durch Zusätze uud Erläuterungen in Form von Anmerkungen am Schluß des Buches wertvoll ergänzte.

Willibald Alexis, **Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.** Verlag Fritz Eckardt, Leipzig 1913.

Der Verfasser führt uns ein in die Zeit und die Verhältnisse, welche Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung antraf, er schildert die Lebensführung und den Schlendrian der damaligen Beamtenschaft, schildert die Verhältnisse bis zum Jahre 1807. In dem Bestreben. möglichst viele Vertreter der damaligen Zeit auftreten zu lassen, hat der Verfasser das Ganze etwas zu breit angelegt. Vieles ist auch nicht scharf genug gezeichnet. W.

Kalender für die Deutschen in Brasilien. Verlag von W. Rotermund, Sao Leopoldo Cruz Alta.

Der vielseitige, fast alle Gebiete umfassende Inhalt dieses Buches macht es zu einem Werke, dessen man sich nicht nur zur Unterhaltung müßiger Stunden bedient, sondern vor allem auch als Nachschlagewerk. Es sei darum unseren Landsleuten in Brasilien warm empfohlen.

Die Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1813. Ein vaterländisches Gedenkbuch zur Hundertjahrfeier der Völkerschlacht bei Leipzig. Herausgegeben vom Kaiser-Wilhelm-Dank, Verein der Soldatenfreunde. Bearbeitet von Walter von Bremen, Oberstleutnant z. D. Verlag Kameradschaft, Berlin W. 35.

Ein Merkbuch über die körperliche Beschaffenheit und über die geistige Entwicklung des Schülers. Preis pro Exemplar M. 0.20, von hundert Exemplaren an M. 0.15 pro Exemplar.

Dr. K. v. Winterstetten. **Berlin-Bagdad** Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. 4. Auflage. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Es war im Jahre 1841, als Moltke, der nicht lange zuvor von seiner Reorganisationstätigkeit in der Türkei zurückgekehrt war, in der Augsburger Abendzeitung als für die deutsche Politik maßgebenden Gesichtspunkt die Richtung Berlin—Wien—Konstantinopel bezeichnete. Ein Deutsches Reich gab es damals noch nicht, so wurde der Gedanke von den Politikern nur zur Kenntnis genommen. — Deutschland steht abseits und versteht den Puls der Zeit nicht, die über die Begriffe Deutsches Reich und Oesterreich-Ungarn bereits hinausgewachsen ist und gebieterisch nach einem Mitteleuropa unter deutscher Führung ruft. Von Berlin bis Bagdad ein Mitteleuropa als unlöslicher weltpolitischer Schutz- und Trutzbund in sich unabhängiger und freier Staaten! Groß-Rußland, Welt-Britannien, All-Amerika — was soll ein klein-deutsches Reich, ein österreichisches Chaos daneben bedeuten. Wie die Verwirklichung dieser Gedanken möglich ist und vor sich gehen muß, das schildert Dr. von Winterstetten in dem Buche, dem an den höchsten Stellen große Beachtung zuteil geworden ist. Jetzt ist die Schrift in 4. neubearbeiteter Auflage herausgekommen, in der der Verfasser seine Gedanken noch weiter vertieft und begründet hat. Wenn der Mann doch Recht behielte! hofft und bangt mancher alte Parlamentarier in Berlin und in Wien. Daß er recht behalte, dazu ist nötig, daß sich das ganze Deutschtum einig finde in einer weltpolitischen Bekenntnisformel: Berlin-Bagdad.

Heidenhain, **Wegweiser für Bauern und Arbeiter, die sich ansiedeln wollen.** Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Wenn diese kleine Schrift auch weniger für unsern Leserkreis in Frage kommt, so enthält sie doch für einen Teil desselben manche beherzigenswerte Winke und ist namentlich für unsern Auswandererverein gut geeignet.

Prof. Dr. Hermann Stoetzer, **Waldwegebaukunde nebst Darstellung der wichtigsten sonstigen Holztransportanlagen.** Fünfte Auflage, bearbeitet von Dr. Hans Hausrath. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1913.

J. Franz, **Die Verlohnung der Waldarbeiter und das Holzverbuchungs- und Verkaufswesen in größeren Forstbetrieben.** Nachtrag zur Buchführung für Privat- und Gemeindewaldungen mittleren bis kleinen Umfangs. Neudamm 1913. Verlag von J. Neumann.

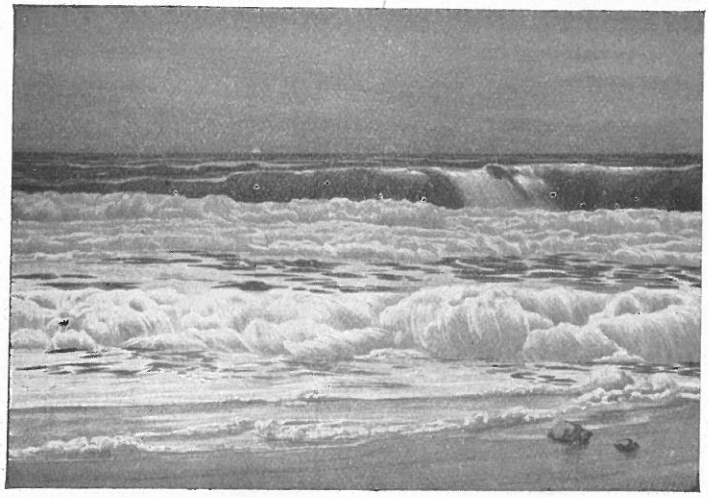
Deutschlands Obstsorten. Von J. Müller, Diemitz und O. Bißmann, Gotha. Während in den früher erschienenen Heften nur Kernobst- und einige Beerenobstsorten beschrieben und abgebildet wurden, so machten die Hefte 28, 29 und 30 insofern eine Ausnahme, daß in diesen nur Kirschen zur Beschreibung und Abbildung kamen. In diesen sind behandelt: Früheste der Mark, Kassins Frühe, Türkin-, Kunzes Kirsche, Dankelmann, Rote Maikirsche, Diemitzer und Königliche Amarelle, Königin Hortensie, Ostheimer Weichsel, Lucien- und Eltonkirsche. Farbentafeln und Baumabbildungen sind meisterhaft ausgeführt. Als neue Errungenschaft kann ferner bezeichnet werden, daß denselben Abbildungen von Blättern und Blüten beigegeben sind, wodurch das Erkennen der Sorten bedeutend erleichtert wird. Die gesamte pomologische Literatur hat bislang nur wenig gute Abbildungen dieser Steinobstsorten aufzuweisen und ist es daher ein besonderer Vorteil dieser Hefte, daß sie in diesen so meisterhaft zur Ausführung kamen.

Die Hefte 31, 32, 33 bringen naturgetreue farbige, wie auch schwarze Abbildungen der Früchte und Bäume folgender Apfelsorten: Roter Gravensteiner, Cellini, Schöner von Pontoise, Nathusius, Taubenapfel, Peasgood's Goldrenette, Großherzog Friedrich von Baden, Signe Tillish, Tiefblüte (aus Westfalen) von Zuccalmaglio's Renette, Königinapfel, Gloria Mundi, Ontarioapfel. — Auch diese Abbildungen und Beschreibungen sind gut und treffend und stehen den bisher erschienenen in nichts nach. Die aufgeführten Sorten sind älteren und neueren Ursprungs, jedoch nicht alle empfehlenswert zur allgemeinen Anpflanzung. So ist z. B. „Gloria Mundi" mit ihrem faden Geschmack und groben Fleisch vollständig entbehrlich und wird deshalb auch nur ganz vereinzelt angetroffen. Zur Aufklärung der Obstbau treibenden Bevölkerung ist es jedoch wesentlich, daß auch solche Sorten beschrieben werden, damit ihre Nachteile bekannt werden und die Anpflanzung derselben möglichst unterbleibt. Die in den Beschreibungen enthaltenen Bemerkungen über Gesundheit, Tragbarkeit, Widerstandsfähigkeit der Sorten etc. stimmen auch größtenteils mit den von uns gemachten Erfahrungen überein. S.

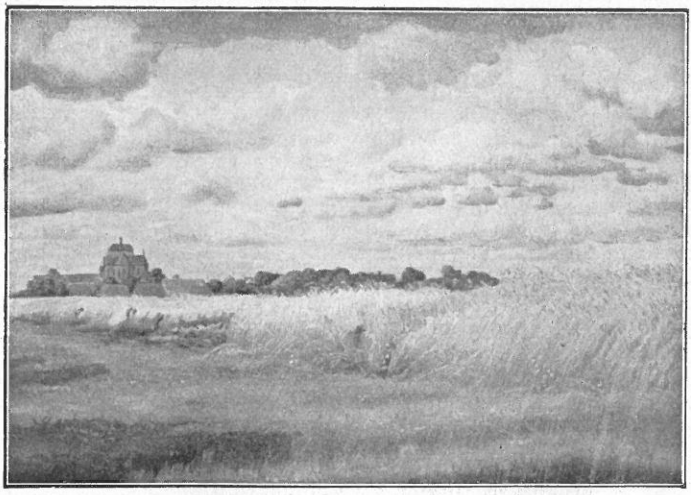
Heimatbilder deutscher Kunst je M. 1.80. Franz Schneider Verlag, Berlin-Schöneberg. Jedes Blatt in einheitlicher Größe von 62:80 cm.

Von dieser Sammlung liegen bisher vor: Prof. Karl Biese, „Meeresbrandung an der Nordsee", „Winterstille im Schwarzwald"; Prof. Friedrich Kallmorgen, „Sommersonnenschein in der Mark"; Hans Hartig, „Winteridyll in einem pommerschen Städtchen"; Fritz Geyer, „Im Wartburghof"; Curt Messerschmidt, „Am Ulmener Eifel-Maar"; Franz Türcke, „Alte Klostermühle in Schlesien"; „Götz von Berlichingens Burg Hornberg a. N.".

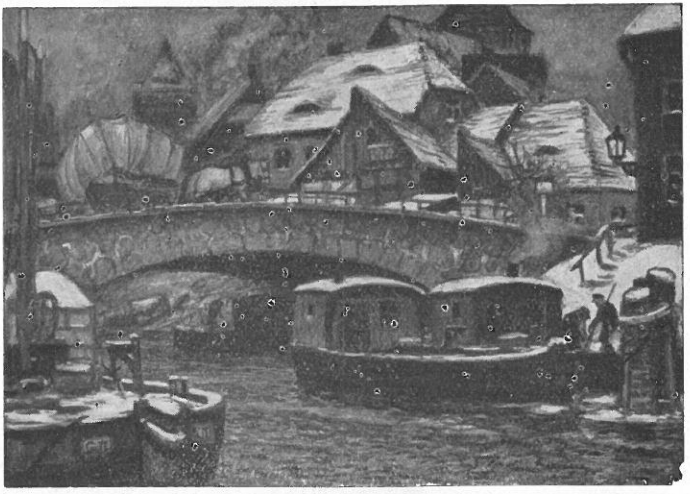
Es ist ein außerordentlich verdienstvolles Unternehmen des Verlags, für einen so geringen Preis so gute Bilder zu liefern und somit dazu beizutragen, die vielfach vorhandene Geschmacklosigkeit in der Wohnungsausstattung auch in solchen Häusern zu verbannen, die nicht in der Lage sind, sich kostspielige Gemälde zu leisten. Diese Steinzeichnungen können sich mit den besten ihrer Art messen. Dabei haben sie etwas Anheimelndes, was sie so recht geeignet erscheinen läßt für einfach-behagliche, aber dabei doch ge-



Prof. Karl Biese: Meeresbrandung in der Nordsee.



Prof. Friedr. Kallmorgen: Sommersonnenschein in der Mark.



Hans Hartig: Winteridyll in einem pommerschen Städtchen.

Fritz Geyer: Im Wartburghof.

schmackvolle Wohnräume. Wenn man weiß, was auf diesem Gebiete alles an Geschmacklosigkeit geleistet worden ist und auch immer noch geleistet wird, dann kann man diesen farbenprächtigen, künstlerischen Wandschmuck nicht dringend genug empfehlen. — Eine ja vielfach wünschenswerte Abwechselung kann man sich dadurch bereiten, daß man sich für mehrere Bilder einen Wechselrahmen (für den niedrigen Preis von 10 Mark) beschafft und dann je nach Stimmung die Bilder wechselt. Die übrigen Bilder können in dem gleichen Rahmen aufbewahrt werden.

Eine Kunstgabe mit 17 gut reproduzierten Feuerbach'schen Bildern erschien im Verlage von Jos. Scholz, Mainz.

Es ist erstaunlich, einen wie starken Eindruck von des Meisters Schaffen diese Kunstgabe vermittelt und wie die vortreffliche Ausführung der Bilder den Reiz der Originale auch in den Nachbildungen fühlen läßt.

Fritz, Strich, Schiller, sein Leben und sein Werk. Tempel Verlag, Leipzig.

Diese Darstellung Schillers im persönlichen Verkehr durch seinen intimsten Freund liest sich wie ein Roman. Wie Schiller sich aus dem Joch des Herzogs Karl Eugen befreit und durch die schwersten Nöte und Gefahren an sein Ziel gelangt, wird in spannender, anschaulicher Schilderung durch den treuen Freund erzählt, der ihn Schritt für Schritt begleitet hat. In diesem herrlichen Buche besitzt das deutsche Volk das wahrste Bild seines Lieblingsdichters. Jeder deutsche Jüngling sollte das Buch in die Hand bekommen, denn nichts ist geeigneter, zu hohen Zielen zu entflammen und zum Lebenskampfe zu stählen, als diese Schilderung der Jugend Friedrich Schillers.

Rehlen Bücher. Goethe. Aussprüche und Gedanken. 1911. Verlag Julius Zeitler, Leipzig.

Der Herausgeber hat es sich angelegen sein lassen, in diesem vorliegenden Buche Goethes Aussprüche und Tagebucheintragungen sowie Stellen aus seinen Werken wiederzugeben. Es ist ein dankenswertes Unternehmen, das uns auf knappem Raume so viel bietet, daß wir — denen zu einer gründlichen Durcharbeitung von Goethes sämtlichen Werken Zeit und Ruhe fehlt, in die Lage versetzt werden, das Wesentliche aus Goethes Werdegang und seinen Werken durch diese kleine Sammlung kennen zu lernen.

Robert Reß. **Arno Holz und seine künstlerische, weltkulturelle Bedeutung.** Ein Mahn- und Weckruf an das deutsche Volk. Verlegt bei Carl Reißner. Dresden. 1913.

Mit dem einleitenden Vorwurfe des Verfassers, daß „das Genie von der erdrückenden Mehrzahl seiner Mitlebenden nicht erkannt und verstanden wird", weist er darauf hin, daß es sich bei Arno Holz um einen Großen handelt, der aber noch zu den Unbekannten gehört. Der Verfasser möchte ihm den Platz schaffen, der ihm gebührt und er ist darum redlich bemüht, uns des Künstlers Streben und Schaffen näher zu bringen, was ihm auch mit seinem Werke ganz gelungen ist. Die satirische Ader des Arno Holz und die Art, wie er sie zum Ausdruck bringt, ist nicht gerade ansprechend, aber im Hinblick auf seine persönliche Lage sowie auch die Stellung seiner Mitmenschen, von denen er, der sichtlich zu den Könnern gehört, totgeschwiegen wird, machen sie doch verständlich. Wir wünschen dem Verfasser des vorliegenden Buches recht viele Gleichgesinnte und seinem Mühen, dem Arno Holz die wohlverdiente Anerkennung zu verschaffen, recht guten Erfolg.

John Spargo, **Karl Marx, Sein Leben und Werk.** Verlag Felix Meiner, Leipzig.

Das Leben und Werk des großen sozialistischen Theoretikers und starren Dogmatikers wird hier unserem Verständnis nahe gebracht. Wer die Entwickelung des Sozialismus und nicht zum wenigsten auch seine heutige praktische Erscheinung im Volks- und Staatsleben recht verstehen will, kann gerade aus diesem sorgfältigen Buche des John Spargo viel lernen. Fab.

Dr. J. Klug, **Ideal und Leben.** Eine Sammlung ethischer Kulturfragen. Verlag von Ferdinand Schöningh, Paderborn. Jeder Band modern kartoniert.

„Vergangenheit und Gegenwart." Von Dr. A. Wirth, Privatdozent. — Unsere moderne Zeit wird mit der antiken, besonders dem griechisch-römischen Staatsleben, in Parallele gestellt. Es werden interessante Vergleiche gezogen über Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen Vergangenheit und Gegenwart; man gewinnt einen tiefen Einblick in das Leben der griechisch-römischen Blütezeit und schärft sein histor. Denken an der Entwicklung der Staaten und Völker.

„Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit." Von Dr. F. Zach. — Nach Inhalt und Form eine meisterliche Schrift. Tiefe Gedanken, die an die Seele fassen, aktuelle Zeit- und Lebensfragen werden in einer prächtigen, wuchtigen Sprache behandelt. Es werden hier die allermodernsten religiös-ethischen Fragen angeschnitten und in einer dem modernen Menschen zusagenden Weise behandelt.

„Duell und Ehre." Von M. Erzberger, Mitglied des Deutschen Reichstages. — Die Schrift behandelt knapp und klar Geschichtliches und Prinzipielles zur Duellfrage und unterrichtet über vorhandene und werdende gesetzliche Bestimmungen zur Einschränkung bezw. Verhinderung des Duells und zum Schutze der Ehre. Die Schrift dürfte einem besonderen Interesse begegnen, zumal ja die Duellfrage immer wieder in den Vordergrund der öffentlichen Erörterungen gerückt wird.

Leuchtende Stunden. Eine Reihe schöner Bücher. Herausgegeben von Franz Goerke. Vita-Berlin-Charlottenburg.

Arthur Fürst. **Das Reich der Kraft.** Mit 85 Bildern erster Künstler.

Georg Engel. **Auf hoher See.** Mit etwa 150 Bildern.

Diese Bücher können wir nicht besser empfehlen, als wenn wir einige Ausführungen des Herausgebers dieser Sammlung wiedergeben. „Das Reich der Kraft" — das Reich der Arbeit, der rollenden Maschinen und der werktätig schaffenden Menschen wird hier in Bild und Wort dargestellt. Es könnte scheinen, daß dieser Ausschnitt aus dem Wirbel des modernen Lebens sich nicht recht in die Reihe schöner Bücher einordnen ließe, die bisher den flüsternden deutschen Wald und die epheuumsponnenen Mauern edler alter Kulturstätten behandelt haben. Doch der Beschauer und Leser dieses Bandes wird bald erkennen, daß die Größe und die Fülle ästhetischer Schönheit, die auf dem Felde der Technik heimisch ist, bei eindringlicher Betrachtung das Geräusch und die hastende Unruhe dieser Welt des Schaffens weit überstrahlt." — Aehnliches läßt sich von dem zweiten Bande „Auf hoher See" sagen.

Wir können diese Bücher, die nicht nur der Unterhaltung, sondern im wesentlichen auch der Belehrung dienen, aufs wärmste empfehlen.

Fr. A. Meißner, **Staat und Religion im Lichte der modernen Ethik,** 79 Seiten 8°.

Dem „Chemiker" und „Sonntagsprediger" Ostwald und seinem „energetischen Imperativ" mit der Forderung: „Vergeude keine Kraft!" stellt der Verfasser sein „Erhalte die Kraft!" gegenüber, zugleich zu edler Selbstbeherrschung und zum Ringen nach allem Guten, Wahren und Schönen ermahnend.

H.

Rudolf Herzog, **Preußens Geschichte.** Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. — Ein sehr wertvolles Buch, welches den beliebten und sonst so frisch erzählenden Dichter von einer neuen Seite zeigt, von einer Seite freilich, die schon fein und verheißungsvoll herausleuchtet aus dem vorangegangenen Buche „Die Burgkinder". Das rein Geschichtliche vermag der Verfasser mit dem Sinn des Dichters und Künstlers als ein feines, klares Gemälde darzustellen, das die historische Wahrheit in treffenden scharfen Zügen dem Leser nur um so gewisser und eindrucksvoller zum Bewußtsein bringt. Fab.

Die Wunder der Natur. Ein populäres Prachtwerk über die Wunder des Himmels, der Erde, der Tier- und Pflanzenwelt sowie des Lebens in den Tiefen des Meeres. Mit ca. 1500 Illustrationen, darunter 130 bunte Beilagen. In 3 elegant gebundenen Prachtbänden. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner des In- und Auslandes.

In dem jetzt vorliegenden dritten Band hat das großzügige naturwissenschaftliche Prachtwerk seinen Abschluß gefunden. Gleich seinen Vorgängern bringt auch dieser Band in buntem Wechsel geistvolle Darstellungen der verschiedenartigsten Naturphänomene, Darstellungen, die, aus der Feder unserer bekanntesten Forscher und Fachmänner stammend, im besten Sinne des Wortes volkstümlich genannt werden können. Aus der Schar der Mitarbeiter und der Fülle der Themen dieses Bandes erwähnen wir nur Prof. Dr. K. Escherich, der über Termiden und Ameisen plaudert, Prof. Dr. Udo Dammer, der von Orchideen und Palmen erzählt, Prof. Dr. H. Pohlig, der im Archaeopteryx den Urahnen unserer Vögel schildert, Prof. Dr. R. Hesse, der von den seltsamen Fischen der Tiefsee berichtet, Dr. O. Kammerer, der die Ergebnisse seiner neuen Forschungen über den Grottenolm mitteilt, R. H. France, der uns in die Geheimnisse des Mistelzweigs einweiht, die berühmten englischen Forscher Sir Herbert Maxwell, Sir Harry Johnston und Prof. Dr. Richard Lydekker, die mit mehreren Arbeiten vertreten sind, den Physiker Prof. Dr. L. Porges, der uns schildert, wie ein See gefriert, Prof. O. Mente mit einer hochinteressanten Studie über unsichtbare Strahlen, Prof. Dr. Schwahn mit einer lichtvollen Darstellung über das Wesen und Wirken unterirdischer Flußläufe. Nennen wir noch von bekannten Autoren Prof. Dr. K. Giesenhagen, Dr. Adolf Heilborn, Prof. Dr. H. Simroth, Prof. Dr. O. Zacharias, Dr. H. Zell und den um die Popularisierung der Astronomie verdienten Bruno H. Bürgel, der eine ganze Reihe von Plaudereien aus seinem Fachgebiet beigesteuert hat, so kann sich der Leser wohl eine Vorstellung von der Gediegenheit und Reichhaltigkeit dieses Bandes machen. Aber, wie wir schon bei Besprechung der beiden ersten Bände betonten: angesichts der Fülle in technischer Vollendung einfach nicht mehr zu überbietender Illustrationen — fast durchweg Wiedergaben geradezu meisterhafter photographischer Natur-Urkunden — fällt es dem Beurteiler schwer, zu entscheiden, welcher der beiden sich aufs glücklichste ergänzenden Darstellungsformen er die Palme zuerkennen soll: dem überaus lebendig wirkenden Worte oder dem sprechend naturgetreuen Bilde. So bedarf es wahrlich keiner besonderen Prophetengabe, um vorauszusagen, daß die „Wunder der Natur" binnen kurzem einen Ehrenplatz in der Bibliothek eines jeden Naturfreundes erlangen werden. Aber nicht nur solchen bevorzugten Platz im Bücherschrank verdient das wundervolle Werk, es verdient vielmehr noch, in weitesten Kreisen gelesen zu werden. Denn nirgends aufdringlich lehrhaft, ist es in allen Teilen eine unterhaltsame Lektüre — ein Buch der Freude an der Natur, der Kunst und des Wissens.

Landlexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Herausgegeben von Konrad zu Putlitz und Dr. Lothar Meyer. 5. Band. In Halbleder gebunden. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der soeben erschienene fünfte Band reiht sich seinen Vorgängern würdig an und liefert wiederum den Beweis, welch glücklichen Griff der Verlag mit der Herausgabe dieses für die besonderen Bedürfnisse des platten Landes bestimmten Konversationslexikons getan hat. Der Band bringt eine Fülle des Wissenswerten aus allen Gebieten, und wieder ist das Geschick hervorzuheben, mit dem es die Redaktion verstanden hat, das Wichtige von dem Bedeutungslosen und Unwesentlichen zu scheiden. Der Benutzer wird keine Auskunft vermissen; das nach Möglichkeit durchgeführte Zusammenziehen vieler kleiner zusammengehöriger Materien in einen oder wenige zusammenfassende größere Artikel wird ihm der Zeitersparnis und Uebersichtlichkeit wegen angenehm auffallen. Auf einzelnes einzugehen, erübrigt sich bei der nun schon hinlänglich bekannten und anerkannten Art des trefflichen Werkes. Nur einiges möge noch besonders hervorgehoben werden, um aufs neue zu zeigen, daß das Landlexikon nicht etwa nur für den Landwirt oder Forstwirt bestimmt ist, sondern

in gleichem Maße für jeden, der für das Land und seine Besonderheiten Interesse hat, oder den sein Beruf zwingt, sich darüber zu unterrichten. Im vorliegenden Bande werden dem landwirtschaftlichen Praktiker vor allem die umfassenden Abhandlungen aus der Tierzucht (Pferde, Rinder, Schafe) wie aus dem Pflanzenbau (Roggen, Saatgutbau) ins Auge fallen. Die eingehende Behandlung des ländlichen Bauwesens zeigt sich wieder in den Artikeln: Pferde-, Rinder-, Schafstall, Scheune, in denen ein offenbar sehr erfahrener Fachmann nicht theoretische Erörterungen, sondern, aus dem Vollen schöpfend, praktische Ratschläge gibt, die für den Bauherrn wie den Baumeister von größter Bedeutung sind. In vorzüglicher Weise sind wieder die ländlichen Rechtssachen behandelt, deren Bearbeiter stets auf die Fragen des praktischen Lebens die gebührende Rücksicht nehmen. Eine gute Uebersicht über die Wirtschaftsgeographie fremder Erdteile (Ozeanien, Nordamerika), die bei dem heutigen Weltverkehr für die heimische Volkswirtschaft von höchstem Interesse sind, bieten die betreffenden Abhandlungen, die durch vorzügliche Wirtschaftskarten erläutert sind. Die bildliche Ausstattung steht überhaupt, wie es bei einem Unternehmen des bekannten Verlags nicht anders zu erwarten ist. auf der gleichen Höhe wie die der schon erschienenen Bände. Es sei ferner besonders auf die Phänologische Karte aufmerksam gemacht; vorzüglich sind ferner die Tierbilder, sehr instruktiv die Tafeln über Netzfischerei und Obstbaumschädlinge.

Arthur Achleitner, **Reisen im slavischen Süden.** Berlin 1913, Verlag von Gebr. Paetel.

Infolge besonders günstiger Umstände war es dem Verfasser möglich, auf seiner Reise nach Dalmatien und Montenegro Einblick in das Leben und Treiben der dortigen Völker zu gewinnen und herrlich hat er es verstanden seine Eindrücke von Land und Leuten uns zu schildern. Die Persönlichkeit des Verfassers, seine treffliche Art, das wesentliche des Volkscharakters zu erfassen, bürgen dafür, daß das Buch berufen ist, den gehässigen Anschauungen, welchen in vielen Kreisen über diese Gegenden gehuldigt wird, Abbruch zu tun und vor allem Montenegro und seinem König zu einem gerechteren Urteil zu verhelfen. W.

Hochgebirgswanderungen in den Alpen und im Kaukasus von Andreas Fischer. Herausgegeben von Ernst Jenny. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld 1913.

Wer die Berge liebt, wird seine Freude an diesem Buche haben, geschrieben von einem echten Alpinisten, der nie dem Zauber der Gefahr und der Lust sie zu überwinden widerstreben konnte. Hervorzuheben ist die Schönheit seiner geistvollen Sprache, mit welcher er uns von seinen Fahrten nach den Riesen im Kaukasus und den Alpen erzählt. Alles Ueberschwengliche ist ihm fremd, schön und wahr muten uns seine Schilderungen an. W.

Unsere Heimat Nordschleswig. Geschichtliches, Kulturhistorisches, Dichtung und Sage. Der Heimat Land und Volk. I. Am grauen Meer. II. Es ist so still. III. Vom Wald umkränzt. Herausgegeben von A. J. Lorenzen. Buchschmuck-Anordnung von Joh. Holtz. Druck und Verlag von W. L. Schütze, Hadersleben 1914.

Das schon äußerlich sehr ansprechende, geschmackvoll ausgestattete Buch verdient auch wegen seines reichen Inhalts besondere Anerkennung. Die eigenartige und glücklich getroffene Auswahl der einzelnen Kapitel zeigt uns das nordische Volk in seinem Denken und Arbeiten, in seinem religiösen Leben und seinem Empfinden, besonders aber in seiner großen Treue zur Heimat. Es ist ein Genuß, Volk und Land in diesem Buche kennen zu lernen oder mit ihm sich noch vertrauter zu machen. Wir können dieses Buch nur aufs wärmste empfehlen.

Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Felix Niedner. Islands Kultur zur Wikinger Zeit. Mit 24 Ansichten und 2 Karten. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1913.

In sehr dankenswerter Weise hat der Verfasser es verstanden, uns mit dem Isländer, diesem altgermanischen Stamme bekannt und vertraut zu machen. Da Island sowohl in politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht keine Rolle spielt, ist es uns auch weniger bekannt, vorwiegend auch nur durch die Eddadichtung und die Sagas, die ja durch die geschickte Verbindung von Wahrheit und Dichtung einen eigenartigen Zauber ausüben und meist eine behagliche Stimmung auslösen. — Das vorliegende Werk gibt einen kurzen Abriß über die geographische Lage der Insel Island, sodann aber eine eingehende Schilderung des Volkes selbst. Wir lernen das altisländische Volk in seiner stark ausgeprägten Eigenart kennen wie auch das neuisländische. Das Alltagsleben, das Fehdewesen, das Heldenzeitalter und das Familienleben, das Skaldentum und die Skaldendichtung lernen wir verstehen. Besondere Würdigung verdient das Kapitel über „Christentum und Renaissance."

Dr. Ludwig Wilser, **Die Germanen.** Beiträge zur Völkerkunde. Neue, den Fortschritten der Wissenschaft angepaßte und mehrfach erweiterte Bearbeitung. Erster Band. Leipzig 1913. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher.

Der Verfasser teilt diesen Band in drei Hauptabschnitte und zwar I. Urgeschichtlicher Teil (1. Naturwissenschaftliche Einleitung; 2. Menschenarten; 3. Die nordische Rasse). II. Völkerkundlicher Teil. A. Wurzel und Stamm. (1. Rassen und Völker; 2. Indogermanen oder Arier; 3. Stammesgliederung der Germanen). B. Nachbarn und Vorgänger: 1. Kelten; 2. Slaven; 3. Tyrsener und Rhäter; 4. Skythen und Perser; 5. Iberer und Semiten. III. Geschichtlicher Teil. (1. Der kimbrisch-ingävonische Stamm; a. Pytheas, b. Kimbern und Teutonen; 2. Der marsisch-istävonische Stamm: a. Die Franken; b. Sigfrid Arminius; c. Die Varusschlacht). Nachträge.

Um aus der Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft zu lernen, um unsere Wesensart und unsere Eigenheiten zu verstehen, führt uns der Verfasser die Entwicklungsgeschichte der Germanen vor Augen, entsprechend seinem eigenartigen Standpunkt in diesen wissenschaftlichen Fragen. Die Arbeit beweist gründliches und sehr sorgsames Studium, die besonders wertvoll ist durch die Gegenüberstellung der verschiedenartigen oder gegensätzlichen Ansichten über vielerlei sehr wichtige Fragen.

E. v. Nostitz, **Völker und Persönlichkeiten in ihrer Kriegführung.** I. Band von Platää bis Tultawa. Rechts-, Staats- und Sozialwissenschaftlicher Verlag G. m. b. H. Hannover 1912.

Der Verfasser gibt einen klaren, kurzen Umriß der Kriegsgeschichte, von den Zeiten an, wo wir uns auf historische Ueberlieferung stützen können, bis zu den Kämpfen, die Rußlands Großmachtstellung in Europa zur Folge hatten. Interessant sind vor allem die Ausführungen über Schlachten, in denen zwei in den Formen der Kriegführung verschieden weit entwickelte Heere aufeinanderstoßen, so bei Pydna und dann bei Breitenfeld, wo die neue Schlachtaufstellung Gustav Adolfs der alten spanischen Schule eine Jena bereitete. — Ueberall ist der Verfasser bestrebt, den Persönlichkeiten und schöpferischen Geistern, die an der Entwicklung der Kriegführung mitgearbeitet haben, gerecht zu werden. W.

Siebert, Menschheit, Rasse, Volkstum. Hans Sachs-Verlag Gotthilf Haist & Walther Diefenbach, München.

Der bekannte Münchener Rassen- und Gesellschaftsbiologe Dr. med. Siebert hat sich in seiner neuesten Arbeit die Aufgabe gestellt, die Beziehungen zwischen dem Individuum einerseits und den großen Gesellschaftsformen, die wir Rasse und Volk nennen, andererseits klar zu legen. Mit unfehlbarer logischer Schärfe verfolgt er die engen Wechselbeziehungen, in denen sie zueinander stehen und folgert daraus — und das ist der größte Vorzug der Arbeit — die Pflichten, die sich für beide Teile ergeben. Was Siebert, namentlich im letzten Teile seiner Schrift an praktischen Folgerungen und Forderungen für unsere nationale Politik aufstellt, gehört zum besten was darüber ge-

schrieben wurde. Das Heftchen dürfte für alle national empfindenden und wirkenden Kreise, die über die öde Parteipolitik zu einer zielbewußten Rassenpolitik kommen wollen, ein wertvolles Propaganda- und Kampfmittel werden.

Selbstbefreiung aus nervösen Leiden. Verlag Herder, Freiburg 1914. Unter diesem Titel hat ein Arzt, Dr. med. W. Bergmann, ein wirklich wertvolles Buch erscheinen lassen. Aus ihm vermag der Nervöse das Wesen seiner Krankheit und auch die Mittel zu erkennen, wie er selbst zur Ueberwindung der drückenden, quälenden Reizzustände beitragen kann. Erprobte Ratschläge praktischer Art vereinen sich in diesem Buche mit ruhiger, allgemein verständlicher Theorie, und beide sind im stande den Nervenkranken Hilfe und Heilung zu verschaffen. — Wie sehr dieses ausgezeichnete Werk den nervösen Menschen unserer Zeit willkommen war, ist aus dem frohen Ausstrecken vieler Tausende von Händen zu ersehen, die nicht rasch genug danach greifen konnten. Sie hofften Anleitung zur Selbsthilfe gegenüber den bösen Nerventeufelchen zu finden und fanden sie hier. Das Buch ist als ein wahrer Wohltäter der nervenüberreizten heutigen Generation anzusehen.

Margarete Böing, **Lotte von Brobergen,** Geschichte einer Liebe in Briefen aus der Werther-Zeit nach Originalen herausgegeben. Berlin 1913, Verlag Gebrüder Paetel.

Für sinnige Menschen
In stillen Stunden
Sind diese Blätter
Zum Kranz gewunden.

Es sind Briefe aus der Hinterlassenschaft eines niedersächsischen Edelmannes, die von einer edlen Frau, welche er nicht erringen konnte, an ihn gerichtet sind. Der Tod hatte sie ihm nach jahrelangem Sehnen kurz vor dem Ziel seiner Hoffnungen entrissen. Die Gefühle einer edlen Menschenseele aus der Blütezeit unserer Literatur kommen in den Briefen in schlichter schöner Sprache zum Ausdruck. W.

Hermann Blumenthal, **Der Weg zum Reichtum.** Roman. Felix Lehmann Verlag, Berlin W.

Dieser Roman mit dem sich ewig wiederholenden Liede von Liebe und Treue, Haß und Untreue, spielt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und hat seinen Schauplatz in Galizien. Der Verfasser versteht es, die Handlung durch das ganze Buch hindurch sehr spannend zu gestalten. Ausgehend von der Entdeckung eines Naphtabrunnens, der bald zum Objekt ehrlicher Arbeit eines Ingenieurs wie auch der Spekulation auf Raubbau gerissener Geschäftsleute wird, schildert der Verfasser die ganze Entwickelung einer Petroleumindustrie in sehr anregender Weise.

Heinrich Norden, **Der Neffe des Zauberers.** Eine Erzählung aus Kamerun. Mit 4 Einschaltbildern. Basler Missionsbuchhandlung.

Ein neues, äußerst fesselndes Buch, für die Jugend und ihre Freunde wie für Volksbibliotheken vorzüglich geeignet. An der Hand der wechselvollen Schicksale des Waisenknaben Nsia werden die Leser eingeführt in das ganze Leben und Treiben der heidnischen Kamerun-Neger mit seiner finstern Zauberei, dem Greuel des Sklavenhandels usw., sie lernen auch das segensreiche Wirken der Missionare kennen und gewinnen einen Einblick in deren so mannigfaltige Tätigkeit.

Richard Skowronnek, **Das bischen Erde.** Roman. Verlag von J. Engelhorns Nachfolger in Stuttgart. Sechste Auflage.

Wenn ein Roman bereits auf die stattliche Zahl von 6 Auflagen zurückblicken kann, so ist das an sich schon eine Empfehlung für diejenigen, die ihn trotz der hohen Auflage noch nicht kennen. Nun, unsere Vermutung hat sich bestätigt und auf grund unserer Kenntnis können wir das vorliegende Buch allen unseren Lesern nur empfehlen, zumal da der größte Teil unseres Leser-

kreises ja ein besonderes Interesse haben dürfte für solche Romane, die wie der vorliegende eine spannende Majoratsgeschichte behandelt. Auch inhaltlich bietet dieser Roman, aus dem gleichzeitig eine gewisse reife Lebensweisheit des Verfassers unverkennbar spricht, mancherlei und macht ihn in der Tat sehr lesenswert.

Rudolph Stratz, **Stark wie die Mark.** Roman. 1913. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Wer Rudolph Stratz kennen gelernt hat in seinen Werken „Reich mir die Hand" oder „Seine englische Frau" usw., wird auch an diesem vorliegenden Buche seine Freude haben. Auch hierin stellt er wieder zwei Gegensätze einander gegenüber: Altes, edles Blut, das sich der Neuzeit nicht recht anzupassen vermag und darum seinen Grundbesitz gefährdet, und die Industrie, die alle technischen und wirtschaftlichen Errungenschaften in ihren Dienst stellt und dadurch zu Reichtum gelangt. Es ist der Kampf der alten mit der neuen Zeit, den der Verfasser hier in gewandter und sicherer Weise durchführt. Den alten Rechten und Pflichten des Adels gegenüber, die er durchaus anerkennt, vertritt er die notwendigen Tagesforderungen der Neuzeit und zeigt dabei gleichzeitig, wie die Verhältnisse auf beiden Seiten einer Entwickelung bedürfen, um die Menschen der alten und der neuen Zeit einander nahe zu bringen. — Ein mit nationaler Begeisterung geschriebenes Buch, das wir gern empfehlen.

Charlotte Gräfin Rittberg, **Der Weg zur Höhe.** Roman. 1913. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Das Schicksal einer jungen angehenden Bühnenkünstlerin, die sich durch schwere innere Erlebnisse durchringt zu der ersehnten inneren Freiheit und dadurch dann voll froher Zuversicht sich einem totkranken Manne vermählt, mit dem Bewußtsein, ihm die kurze Spanne Zeit seines Lebens, die ihm bis zu seinem Tode vergönnt ist, noch zu verschönen. Nach dem Tode des Gatten kehrt sie dann zu ihrer Kunst zurück, die sie erst jetzt in vollem Maße begreift und versteht. — Das Buch ist frisch geschrieben, und mit einer gewissen Anmut die Entwicklung des Romans natürlich und spannend. Es wird sicher viele Freunde gewinnen.

Felix Speidel, **Hindurch mit Freuden** und andere Novellen. 1913. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Diesen kleinen Novellen liegt ein ernsterer Sinn zu Grunde, als wie man zunächst vermutet.

Alois Fietz, **Tote Scholle.** Eines deutschen Dorfes Kreuzweg. Roman. Berlin 1914.

Das Werk will dem deutschen Volke Kunde geben von dem Kampfe, der gegen alles, was Deutsch heißt, von den Tschechen in Böhmen geführt wird. Hülflos stehen unsere deutschen Brüder dem rücksichtslosen, auch die häßlichsten Mittel nicht verschmähenden Kampfe gegenüber. Das kerndeutsche Dorf Taubitz ist rettungslos für unser Volkstum verloren, nachdem einmal der erste Tscheche seinen Einzug gehalten hat. Wie eine Seuche kommt es dann über das Dorf. Ein Hof nach dem anderen geht in tschechischen Besitz über und nach ein paar Jahren finden wir in Taubitz nur noch ein halbes Dutzend Deutsche, rechtlos, geduldet im tschechischen Dorfe, und in der nächsten deutschen Ansiedelung hat die Wühlarbeit schon begonnen.

Darf da das große deutsche Volk ruhig zusehen? Muß es nicht seinen Söhnen an der Sprachgrenze hülfreich unter die Arme greifen? Allein können diese dem Ansturme nicht widerstehen, denn hinter jedem tschechischen Eindringling steht die Masse seines Volkes, die keine Opfer an Geld scheut, wo es gilt, das Deutschtum zurückzudrängen. Unterstützt werden die tschechischen Bestrebungen durch die Landflucht der Deutschen.

Wahrlich, das Buch spricht ein ernstes Wort. Möge es eine weite Verbreitung finden und unser Volk zu seiner Pflicht führen! v. d. D.

Martin Atlas, Titan-Roman. Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig 1913.

Auf utopischen Unmöglichkeiten aufgebaut, schildert der Verfasser

einen Helden, der als Kraftmensch wirken soll, innerlich voll Schwachheit, ohne sittlichen und moralischen Ernst.

Lene Haase, **Die märkischen Lienows.** Roman. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin.

Philippa von Lienow, die Heldin dieses, gewissermaßermaßen ein Pendant zu den früheren Werken Lene Haases bildenden Romans, hat als Globetrotterin in Afrika begonnen, sich in Amerika zum Self-made-girl entwickelt und kehrt, ein Vollmensch, ein gefestigter Charakter, in ihre märkische Heimat zurück. Der Fehltritt, der sie aus der exklusiven potsdamer Luft, von der Seite ihres adelsstolzen, ehrenfesten Großvaters getrieben, scheint vergessen, und mit offenen Armen nimmt die Gesellschaft, nimmt ihre Heimat sie wieder auf. Aber der Traum von Glück, den sie in den märkischen Wäldern träumt, zerrinnt, sie verliert Liebe, Heim und Vaterland nach schwerem vergeblichem Kampfe endgültig und sieht ihren Weg klar vor sich, der sie in afrikanisches Neuland führt. Ihr Feld ist die weite Welt, aber sie bleibt dabei doch die Deutsche, die stolze Repräsentantin ihrer Nation, ihrer Kaste.

Nicht in der spannenden und figurenreichen Handlung liegt der Hauptwert des neuen Buches von Lene Haase, er ist vielmehr in der poetischen Verklärung, die sie über die märkische Landschaft und die märkischen Bewohner auszugießen weiß, zu suchen. Es ist etwas von dem liebenden Auge Walter Leistikows in ihrer Landschaftsmalerei, etwas von dem milden verstehenden Herzen Theodor Fontanes in ihrer Menschenschilderung. — So legt dies Buch der jungen Verfasserin, die jetzt im Süden Kameruns an der Seite ihres Gatten, eines Regierungsarztes, lebt, nicht nur Zeugnis ab für die begeisterte Vaterlandsliebe einer deutschen Frau, sondern auch für ihr tiefes Empfinden und ihre dichterische Gestaltungskraft.

Theodor Fontane, **Vor dem Sturm.** Roman aus dem Winter 1912 auf 13. Gekürzte Ausgabe. Mit Einleitung und Anmerkungen von Joh. Hoffmann und Gymnasialdirektor Dr. J. G. Wahner. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Dieser vaterländische Roman ist in seiner gekürzten Ausgabe wie kein anderes Werk geeignet, um unserer Jugend ein historisch getreues, stimmungsvolles und farbenprächtiges Bild der ereignisschweren Wintermonate vor dem Ausbruch des gewaltigen Völkerringens zu geben. Die Auswahl ist von zwei bewährten Schulmännern, die mitten in der Praxis des Lehrberufs stehen, sehr geschickt besorgt; alles Episodenhafte wurde in dem durch eine reiche Milieuschilderung ausgezeichneten Roman ausgeschaltet, ohne daß störende Lücken entstanden sind oder sonstwie dem poetischen Werte Abbruch geschehen ist. Wir können das mit kurzen Einleitungen und gehaltvollen Anmerkungen versehene Büchlein auf das beste empfehlen.

Heinrich Steinitzer, **Via Santa.** Roman. Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. 1913.

Ein etwas eigenartiges Buch, das in Einzelheiten, namentlich den Schilderungen aus Italien sehr ansprechend ist. Der Verfasser der „Tragödie des Ich" verleugnet sich in seiner besonderen Art und Lebensauffassung auch in diesem Buche nicht. Es bietet nicht eine flüchtige Unterhaltung, sondern um es würdigen zu können, muß man sich hineinlesen. Es regt zu ernsten Gedanken an. Selbst derjenige, der von der Entwickelung und dem Ausgang des ergreifenden Kampfes zweier Menschenseelen aus psychologischen Gründen nicht voll befriedigt ist, wird doch den Gesamteindruck des Buches nicht gering werten. Fab.

A. Spring, **Fritz Martens erste Seereise.** Verlag K. Thienemann, Stuttgart.

Das Buch erzählt von einem begeisterungsfähigen Jungen, der Seemann werden möchte. Will ihn auch anfangs sein Beruf gereuen, ringt er sich doch durch und geht mit Lust und Liebe in seinem Berufe auf. Der Verfasser ist bestrebt, für den seemännischen Beruf zu erwärmen, gibt Auskunft über den Eintritt in die Handelsmarine und schildert sehr anregend das Leben und Treiben auf einem Segelschiff. W.

Der **Kunstwart und Kulturwart.** Halbmonatsschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten. Herausgeber F. Avenarius. München. Verlag Georg D. W. Callwey. Erscheint jährlich 24mal. Bezugspreis für das Vierteljahr Mk. 4.50.

Inhalt des zweiten Maiheftes 1914: Die Antike als Jungbrunnen. (Paul Cauer.) Nietzsche und unser Bürgertum. (Wolgang Schumann.) Die Zusammenhänge zwischen Kunst und Technik. (Peter Behrens.) Vom Blumenschenken. (H. v. Beaulieu.) Der Alkoholmißbrauch in unsern Kolonien. (Otto Corbach.) — Lose Blätter: Aus Fritz von Unruhs „Prinz Louis Ferdinand". Gedichte von Otto Wohlgemuth. — Vom Heute fürs Morgen: Bacon oder Shakespere? Herodot. Strindbergs „Nach Damaskus"; drei Komödien: Eulenbergs „Alles um Liebe"; Müller-Schlössers „Schneider Wibbel"; Korfiz Holms „Marys großes Herz". Burtes „Herzog Utz". Warum unsre Possen so „schlecht" sind? Zur Vorbereitung der Gluck-Feier 2. Busoni als Komponist. Das Märchen von der Musika. Die Berliner Polyhymnia und ihre Wiederherstellung. Familien-Stammbücher. Pflege der alten Dorfblumen! Auch ein Stück „Alt"-Berlin. Mode, Eitelkeit und Natur. Anzeigen als Anzeichen 30. Spenden für Kulturarbeit. Kulturpolitik als Weltpolitik. Parlamentarismus. Kunstwerk und Unzüchtigkeit. „Entweder — oder"? Die neue Freiheit. Vom Versetzungssystem. Die Frau als Vorgesetzte. Amerikanisches Athletentum und deutsche Leibesübung. In Sachen der „Freien Schulgemeinden". Ueber die Verbindung von Wirtschafts- und Bürgerkunde. An unsere Freunde im Ausland. Die Antike und wir. — Bilder und Noten.

„Deutsche Erde." Zeitschrift für Deutschkunde. Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten. Unter Mitwirkung der „Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland" und der „Zentralstelle für Erforschung des Deutschtums im Ausland" und in Verbindung mit namhaften Mitarbeitern herausgegeben von Paul Langhans. Verlag von Justus Perthes, Gotha. Jährlich 8 Hefte mit Karten und Bildern zum Preise von 12.— M.

Inhalt des 1. Heftes 1914: August Sach (mit Bildnis). Von Prof. Dr. A. Reimer Hansen. Die Sprachverhältnisse des Berner Jura. 4. Amtsbezirk Neuenstadt, Courtelary u. Freibergen. — Literaturnachweis (mit 2 Karten). Von H. Ammann. Haus-Geographie von Dithmarschen. Von Dr. Willi Peßler. Das deutsche Sprachgebiet in Südungarn. 3. Das deutsche Siedlungsgebiet im Banat und in der Gespanschaft Arad. a) Geschichtlicher Teil (mit 4 Karten). Von Dr. Richard von Pfaundler. Die deutschen Schulen in St. Petersburg mit staatlichen Rechten. Von F. v. Keußler. James Lick und sein Teleskop. Lebensskizze eines Deutsch-Pennsilvaniers von Dr. Friedrich A. Wyneken. Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde (Allgemeines, Ostpreußen, Schlesien, Süddeutschland, Istrien, Tirol, Palästina). Deutschkunde im schöngeistigen Schrifttum (Westpreußen, Brasilien). — Farbige Kartenbeilage und Kunstblätter.

Koloniale Rundschau. Monatsschrift für die Interessen unserer Schutzgebiete und ihrer Bewohner. Herausgeber Ernst Vohsen und D. Westermann. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin SW. 48.

Inhalt des Aprilheftes 1914: Die Kolonialverhandlungen des Reichstages. Die Bedeutung von Zwang und Freiheit, Plantagen und Volkskulturen für die koloniale Arbeiterfrage. Brief an die Herausgeber von Prof. Dr. G. K. Anton-Jena. Der kommende wirtschaftliche Kampf um den Passagier- und Frachtverkehr im südöstlichen Kongobecken. Von Prof. Dr. A. v. Danckelman. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Eingeborenenschutz: Das „aussterbende" Afrika. Bekämpfung der Vielehe im Belgischen Kongo. Zum Rassenkampf in Südafrika. Europäer und Eingeborne in Französisch-Nordafrika. Allgemeine Rundschau: Samoanisches. Die Ansiedlung von Europäern in den Tropen. Ackerbau und Seidengewinnung in der Kunst, Literatur und Religion Chinas. Dritter internationaler Kongreß für tropische Landwirtschaft, London 1914. Wirtschaftliche und finanzielle Rundschau: Einnahmen aus der Diamantensteuer. Bau der Ambolandbahn. Kosten der

Schutztruppe. Koloniale Schiffahrtslinien. Woermann-Linie Akt.-Ges. Deutsche Ostafrika-Linie. Hamburg-Bremer Afrika-Linie. Kameruner Schiffahrtsgesellschaft. Diamantenregie. Halbscheid-Gesellschaft. Jahresbericht der Windhuker Handelskammer. Kolonialbank A.-G. Sisalagaven-Gesellschaft in Düsseldorf. Deutsche Farmgesellschaft. Kaoko Land- und Minen-Gesellschaft. Südwestafrikanische Bodenkredit-Gesellschaft. Konzessionsgesellschaften in Neu-Kamerun. Gadja Pflanzungs-Akt.-Ges. Kawegge. Ostafrikanische Plantagen-Gesellschaft. „Kilwa-Südland". Preise für Kolonialprodukte. — Bücherbesprechungen. — Eingegangene Druckschriften.

Kolonie und Heimat. Unabhängige koloniale Wochenschrift. Organ des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft. Jahresbezugspreis 5.20 M. Einzelnummer 10 Pfg. Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen und durch die Post.

Inhalt von Heft 34 vom 17. Mai: Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Bismarck-Archipel. Ein diluvialer Menschenfund in Deutsch-Ostafrika. Der Indigo, seine Kultur und Gewinnung. Von der großbritanischen Hochseefischerei. Mitteilungen des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft. „Ums freie Meer." Eine Erzählung aus der Zeit der deutschen Hanse. — Allerlei. — Koloniale Neuigkeiten. — Koloniale Kapitalanlagen.

Meggendorfer-Blätter, München. Farbig illustrierte Zeitschrift für Humor und Kunst.

Zwischen Wintersende und Lenzbeginn pflegt sich in unserem Klima eine grämliche, graue Zeit mit Regenschauern, Schneewehen und Stürmen einzuschieben. Die „Meggendorfer-Blätter", die in den Familien heimisch sind, passen sich dem Wandel der Zeit aufs glücklichste an; sie bieten, mag Schnee ums Haus wehen, oder die Märzensonne scheinen, immer wieder mit ihren Beiträgen in Bild und Wort freundliches Behagen. — Die Probebände der „Meggendorfer-Blätter", die 5 oder 6 Nummern, reich illustriert enthalten und für 50 Pfg. in den Buchhandlungen zu haben sind (der Verlag liefert sie, wenn keine Buchhandlung erreichbar ist, nach Einsendung von 60 Pfg. in Briefmarken kostenfrei), sind am besten geeignet, ein Bild von den „Meggendorfer-Blättern" zu geben. Das Abonnement kostet ohne Porto und Bestellgeld M. 3.— im Quartal und kann bei den Buchhandlungen, oder bei der Post, ev. auch direkt beim Verlag bestellt werden. Probenummern versendet die Verlagsbuchhandlung gerne kostenfrei.

VI. Familien-Nachrichten.

Statt besonderer Anzeige!

Die Geburt eines gesunden

Jungen

zeigen hocherfreut an

Pfarrer Grisebach
und Frau ***M. Grisebach,*** *geb. Brakebusch.*

Witzenhausen,
Sonntag, den 18. Januar.

Fabarius. E. A. Die Schlacht bei Riade. Ein Rückblick auf die erste Gründung des Deutschen Reiches unter Heinrich dem Städteerbauer, mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte deutscher Ansiedelung. Halle a. S. 1896, Ed. Anton.

Fabarius, E. A., Die allgemeine weibliche Dienstpflicht. Ein Beitrag zur sozialen Frage im Deutschen Volke. Essen 1895, D. G. Bädeker.

Fabarius, E. A., Deportation von Verbrechern nach den deutschen Kolonien. Berlin 1896, M. Warneck.

Fabarius, E. A., Eine Deutsche Kolonialschule. Denkschrift. Coblenz 1897. Kindt und Meinardus.

Handbuch der Tropen-Krankheiten, herausgegeben von **Dr. Carl Mense** in Cassel, Herausgeber des „Archivs für Schiffs- und Tropenhygiene." 3 Bde. 1905—1906. Gebunden Mk. 60.50.

Dr. C. Mense, Tropische Gesundheitslehre und Heilkunde. 1902. Geb. Mk. 3.00.

Aldinger, Paul Dr. phil. Die Neubesetzung der deutschen Bistümer unter Papst Innocenz IV. Leipzig, A. G. Teubner, 1900.

Jugendgesang. Liederbuch fahrender Schüler für Marsch und Rast, herausgegeben von **P. Aldinger,** Stuttgart, A. Lung, 30 Pf.

Dr. Thiele, Die wichtigsten Faserpflanzen. Theodor Thomas, Leipzig, 60 Pf.

Karl Schröter. Die Haustierzucht in den Tropen und Subtropen. Verlag Fr. W. Thaden, Hamburg 1914.

Moritz Schanz. Die Baumwolle in Aegypten und im englisch-ägyptischen Sudan. Bericht, erstattet im Juni 1913 auf dem Internationalen Baumwollkongreß zu Scheveningen.

Erh. Aug. Scheidt. Bericht über die Wollschafzucht in Deutsch-Südwestafrika und den Farmbesitz daselbst. Den Gesellschaftern der Schäferei Nomsas G. m. b. H. erstattet. Kettwig-Ruhr 1910.

G. D. Baedeker, Verlagshandlung, Essen-R.

Jahrbuch über die deutschen Kolonien, VII. Jahrg. 1914. Herausgegeben von **Dr. Karl Schneider.** Mit einem Bildnisse des Hofrats Professor Dr. Hans Meyer, 1 Uebersichtskarte von Afrika, zwei Kärtchen von Deutsch-Ost-Afrika und einem alphabetischen Personen- und Sachregister. Preis gebunden in Ganzleinen **Mk. 5.00.**

Inhalt: Lebenslauf des Geheimen Hofrats Prof. Dr. Hans Meyer, Leipzig, von Fritz Jaeger. — Rückblick auf unsere koloniale Entwickelung im Jahre 1912/13, von Dr. Paul Rohrbach. — Die Fortschritte in der geographischen Erschließung unserer Kolonien seit 1912, von Prof. Dr. Max Eckert in Aachen. — Aus dem Seelenleben der Eingeborenen, von Prof. Carl Meinhof. — Die militärische Lage in Deutsch-Ostafrika, von Hauptmann Bock von Wülfingen. — Die Tätigkeit der Schutztruppe für Kamerun im Jahre 1913, von Hauptmann Strümpell. — Der Anteil der evangelischen Mission an der Gesundheitsfürsorge für die Eingeborenen, von Prof. Diedrich Westermann. — Die Ausbildung des katholischen Missionspersonals der deutschen Kolonien, von P. Maurus Galm O. S. B. — Entwicklung der tropenmedizinischen Forschung und der sanitären Verhältnisse der Schutzgebiete im Jahre 1912/13, von Dr. H. Werner. — Ueber die Entwicklung Togos in den Jahren 1912 und 13, von Gouverneur a. D. Grafen von Zech. — Die Verwaltung der Kolonien im Jahre 1913, von Professor Dr. jur. M. Fleischmann. — Die Schutztruppe für Deutschostafrika. Ein Rückblick auf das erste Vierteljahrhundert ihres Bestehens, von Oberstabsarzt a. D. Dr. Becker. — Die Pflanzungen der Europäer in unseren Kolonien im Jahre 1913, von Dr. H. Waltz, Hamburg. — Evangelische Mission und Ansiedlung in West-Usambara (D. O.-A.), von Pastor Franz Gleiß. — Die deutschen Siedlungen am Meru, v. A. Leue. — Bodenkredit in den deutschen Kolonien, von Justizrat Dr. Rhode. — Südwestafrikanische Diamantenpolitik, von M. R. Gerstenhauer. — Etwas von Land und Leuten des Bismarckarchipels, von Wentzel. — Koloniale Zoll- und Steuerpolitik. in Samoa, von Langen. — Die Araber als Kolonisatoren, von C. H. Becker. — Zeittafel. — Kolonialstatistik und Bemerkungen dazu, von Diedrich Baedeker. — Alphabetisches Personen- und Sachregister.

Moritz Schanz: Der Neger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Preis in starkem Umschlag geheftet **Mk. 1.20.**

Inhalt: Geschichtliches. — Statistisches. — Negerkirchen. — Gemeinnützige Gesellschaften und Einrichtungen. — Neger-Erziehung. — Neger-Straftaten. — Neger-Berufe. — Soziale und politische Stellung.

Dr. Kurt Wiedenfeld: Erlebnisse und Betrachtungen auf einer Ostafrikareise. Preis geheftet in Umschlag **Mk. 1.00.**

Inhalt: Der Suezkanal und seine weltwirtschaftliche Bedeutung. — Die Ugandabahn. — Der Viktoria-See. — In Tangas Pflanzungsgebiet. — Im Urwald von Amani. — Zansibar und der ostafrikanische Handel. — Morogoro und die Wirtschaftsverfassung der Eingeborenen. — Daressalam und die politische Bedeutung des Kolonialbesitzes.

Schloss Bischofstein

Moderne deutsche Erziehungsschule auf dem Lande.

Die Erziehungsschule (Reform-Alumnat) Schloß Bischofstein, in lieblicher Gegend am Südabhange des Eichsfelds gelegen, bietet Jungen von etwa 9 bis 14 Jahren ein gesundes, von lebensfrohem Geist erfülltes Heim und guten individualisierenden Unterricht. Die Schule ruht auf deutsch-evangelischer Grundlage. Ihr oberster Zweck ist die **Charakterbildung** ihrer Zöglinge, die auch durch Gewährung von Selbständigkeitsrechten an die Schüler gefördert wird. Die Organisation begünstigt auf alle Weise ein freundliches Zusammenleben und Zusammenarbeiten von Lehrern und Schülern.

Der **Lehrplan** (Sexta bis Obersekunda) entspricht dem der preußischen Oberrealschule bezw. des Realgymnasiums. Ziel der wissenschaftlichen Ausbildung ist die **Reife für die Prima** einer staatlichen Oberrealschule oder eines Realgymnasiums. In jeder Klasse etwa 12 Schüler. Einjähr. Examen an der Schule.

Der Unterricht im Malen, Zeichnen, Modellieren, in der Musik und der Handfertigkeit wird im Sinne einer **guten Ausdruckskultur** erteilt. Auf Pflege der Manieren und sonstiger guter Lebensgewohnheiten wird sorgfältig geachtet.

Ein Hauptfaktor der Bischofsteiner Erziehung ist die **landwirtschaftliche Tätigkeit** mit ihrem hohen Gesundheitswert und ihren reichen Bildungs- und Anschauungselementen. Der Landbesitz der Schule bietet hierfür unerschöpfliche Gelegenheit; ebenso zur Tierpflege und eigenen Tierhaltung. Der Ausbildung in der **Handfertigkeit** dient die regelmäßige Arbeit in der Tischlerei u. Schlosserei. Auf **Körperpflege** und **Reinlichkeit** wird großes Gewicht gelegt (Luft- und Schwimmbad, warme Bäder, Ausflüge, Sport und Spiele), ebenso auf die Beobachtung einer vernünftigen **Diät.** Die Kost ist reichlich, aber einfach und nach hygienischen Grundsätzen zubereitet.

Ueber die Bedingungen der Aufnahme gibt der Prospekt ausführlichen Aufschluss.

Lengenfeld u. St. (Bez. Erfurt). *Der Leiter:* ***Dr. G. Marseille.***

Wissenschaftl. Institut mit Pensionat Marburg a. L.

Gegr. 1888. Alle Real-Gymnasial-Klassen bis **Abitur.** Vorbereitung zum **Einjährigen-Examen.** Abteilungen von 6—8 Schülern, **individuelle Behandlung.** 12 staatl. geprüfte, erprobte Lehrkräfte Durch besondere Einrichtungen wird das Klassenpensum des **preußischen Normallehrplanes** in einem **halben Jahr** erledigt, daher **großer Zeitgewinn.**

Nur 30 Pensionäre in 2 herrlichen Villen, Einzelzimmer, keine Schlafsäle. Vorzügliche Verpflegung.

Gleichmäßige, geistige und körperliche Ausbildung. Schularzt, Spiel, Sport. Schönste Lage in der Stadt am Schloßberg, 1¼ Hektar Berggarten. Reinstes Klima, Fluß, Berg, Wald. Erste Referenzen, empfohlen durch Direktoren und Professoren. 2 Stunden Bahnentfernung von Witzenhausen.

Prospekte etc. durch

Direktor Oberl. **J. Müller,** Sybelstr. 14.

Nordsee-Paedagogium Südstrand-Föhr

für Knaben und Mädchen.

Vorschule. Realschule (April Erste Einj.-Prüfung). Gymnasium. Realgymnasium. Kleine Klassen. Erziehg. in Familiengruppen. Stärkendes Klima. Aerztliche Fürsorge. **Dir. Prof. Dr. Heine.**

Jugendheim für Kinder ohne Schule (Privatstd.) **San.-Rat Dr. Gmelin.**

Evang. Pädagogium in Godesberg a. Rh.

Gymnasium, Realgymnasium, Realschule, mit Berechtigung zur Ausstellung des Einjährigen-Zeugnisses. Kleine Klassen von 5 bis 20 Schülern. Internat in Familienhäusern mit 10 bis 15 Knaben. Aufsicht und Anleitung bei den häuslichen Arbeiten, persönliche Behandlung, mütterliche Fürsorge, viel körperliche Bewegung: Turnen, Spiele, Spaziergänge und entsprechende Ernährung. Für körperlich zarte Zöglinge ist besonders — nicht ausschließlich — die Zweiganstalt in Herchen an der Sieg (sonniges Bergland), und das Jugendsanatorium in Godesberg in Verbindung mit Dr. med. Sexauer's ärztlich pädagogischem Institut. — Prospekte durch den Direktor Professor **O. Kühne** in **Godesberg a. Rh.**

Kieler Privat-Realschule, Kiel.

Niemannsweg 63.

Klassen Sexta bis Untersekunda nebst Vorschule sowie Sonderkurse für Einjährige, Fähnriche, Seekadetten und sämtliche Schulprüfungen, verbunden mit Alumnat. Kleine Klassen und Kurse, Beaufsichtigung der Hausaufgaben, individuelle Berücksichtigung, gewissenhafte Fürsorge, schnelle und sichere Vorbereitung, günstigste Erfolge, mäßige Preise, beste Empfehlungen. Prospekte und Berichte versendet auf Wunsch

Direktor Dr. Heine.

Deutsche Kolonialpost.

Illustrierte Monatsschrift.

Herausgeber und Verlag: **E. Wetzel, Linsenhofen-Stuttgart.**

Die Zeitschrift berichtet in Kürze, aber doch gründlich über alles Wissenswerte aus unseren Kolonien und kostet jährlich nur Mk. 1.80 (vierteljährl. 45 Pfg.)

Zu beziehen durch die Post, durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Probenummern stehen gerne gratis und franko zu Diensten.

Bödikers Familien-Telegraphenschlüssel.

4. erheblich vermehrte und verbesserte Auflage.

Verlag von **E. S. Mittler & Sohn, Berlin.**

Aeusserst einfaches System ohne Zahlen; Telegramme ohne Benutzung von Bödikers Familien-Telegraphenschlüssel kosten bis zu 1500 mehr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

CHININ Marken „**JOBST**" und „**ZIMMER**", erstklassige, weltbekannte Fabrikate.

Chininperlen
Chinin-Chocolade-Tabletten.

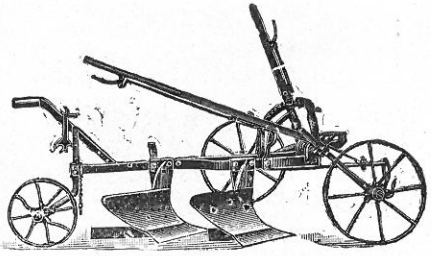
EUCHININ **Entbittertes Chinin** mit gleicher Heilwirkung wie Chinin bei **Malaria, Typhus, Influenza, Keuchhusten.**

VALIDOL Bekanntes Magen- und Belebungsmittel, sowie vortreffliche Hilfe gegen **Seekrankheit,** ärztlicherseits erprobt auf zahlreichen Seereisen.

Zu haben in den gewöhnlichen Verkaufsstellen.

Suche Verbindung mit überseeischen Sammlern zwecks **Ankauf von Original-Ausbeuten tropischer Falter, Käfer und Insekten.** Reelle Bewertung, wenn erwünscht auch Gegenwert in Briefmarken aller Staaten.

Otto Ulbrich, K. K. Postmeister,
Hennersdorf,
Bez. D. Gabel i. Böhmen.



Pflüge

für alle Bodenarten
ein- und mehrscharig
für Zugtiere.

Gespannpflüge.

Eggen, Walzen, Kultivatoren,

Reihen-Sämaschinen für alle Getreidearten.

Einfache Konstruktion, starke, solide Ausführung.

Schrotmühlen :: Futterschneidmaschinen.

Maisrebler, Dreschmaschinen,
Getreide-Reinigungsmaschinen.

Ph. Mayfarth & Co., Frankfurt a. M. 31.

Berlin N. 4. Chausseestr. 8. Paris XIX, 48 Avenue d' Allemagne.

Mercksche Guano- & Phosphat-Werke A. G.

Hamburg 8.

Superphosphate und Mischdünger

sowie alle übrigen Düngemittel

Spezialdünger für alle Kulturen

nach bewährten Formeln, sowie nach Formeln des Bestellers.

Erstklassige mechanische Beschaffenheit. **Erstklassige Verpackung.**

Gothaer Lebensversicherungsbank

auf Gegenseitigkeit.

Versicherungsbestand Ende Mai 1914:

1 Milliarde 185 Millionen Mark.

Bisher gewährte Dividenden: 314 Millionen Mark.

Besondere Vorteile
auf Grund des Vertrages mit der
Deutschen Kolonialschule in Witzenhausen a. W.

Hygiama, altbewährtes Stärkungsmittel,

welches **alle Vorzüge einer für die Tropen besonders gut geeigneten Nahrung** in sich vereinigt.

In den **Kaiserl. Gouvernement-Krankenhäusern** von **Bukoba, Daressalem, Tanga und Lindi** vielfach erprobt und glänzend bewährt.

Hygiama-Tabletten,

gebrauchsfertige Kraftnahrung.

Von **verschiedenen Expeditionen in das Innere** von **Deutsch-Ostafrica** wurden **„Hygiama-Tabletten"** als **„Retter in der Not"** bezeichnet.

Vorrätig in den meisten Apotheken, Drogerien,
∴ Sport- und Tropenausrüstungsgeschäften. ∴

Dr. Theinhardt's Nährmittelgesellschaft m. b. H.,
Stuttgart-Cannstatt.

L. Jaeger, Witzenhausen

Sattler-Lehrmeister an der Deutschen Kolonialschule „Wilhelmshof"

empfiehlt

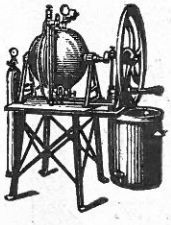
Sattelzeuge, Geschirre u. Artikel für Reit- u. Reisebedarf,
compl. Tropen-Ausrüstungen,
Bekleidung für Jagd, Sport und Hausgebrauch.

Ständiges Musterlager in den Museumsräumen der Deutschen Kolonialschule.

Mineralwasser-Apparate

anerkannt erstklassiges Fabrikat

kompl. Einrichtungen m. all. Zubehör



Fordern Sie Katalog in deutsch., franz., engl. od. span. Sprache von der Spezialfabrik

Hugo Mosblech,
Köln-Ehrenfeld 568.

Abt. I: Maschinenfabrik.
Abt. II: Fruchtsaftpresserei und Essenzenfabrik mit Dampfbetrieb.

Export nach allen Ländern der Welt.
Mehr als 15000 Apparate „Mosblech" in Betrieb

Man verlange Preisbuch (mit Abbild.) über kompl.

Pferde-, Maultier- u. Eselgeschirre

sowie Ochsengeschirre aller Art

Export!

Beste Zeugnisse!

Von der **Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft** 1893 mit dem 1 und 2. Preis prämiiert.

Wilh. Schöttler, Sattlerei, Falkenrehde 15, Mark.

Doppelsuperphosphat

phosphorsaures Ammoniak
phosphorsaures Kali
salpetersaures Kali

und sonstige

hochkonzentrierte

Düngemittel

für alle landwirtschaftlichen Kulturen

Hoher Nährstoffgehalt
deshalb bedeutende Frachtersparnis

Bewährte u. beliebte
SPEZIALMARKEN
für Kaffee, Kakao, Tabak,
Zuckerrohr, Baumwolle u.
sonstige Tropenkulturen

CHEMISCHE WERKE
vorm. H. & E. ALBERT
Biebrich am Rhein

Proviant

Delikatessen
Getränke
Zigarren
Zigaretten
Bedarfsartikel
aller Art

für die Tropen

aus unverzolltem Engros-Lager

direkt an die Konsumenten

In allen deutschen Kolonien als beste und billigste Bezugsquelle bekannt

Bitte verlangen Sie die neue Preisliste oder erteilen Sie einen Probeauftrag

M. Paul, Bremen. Postfach 392

---

114 erste Preise dar.
60 gold. Medaillen.

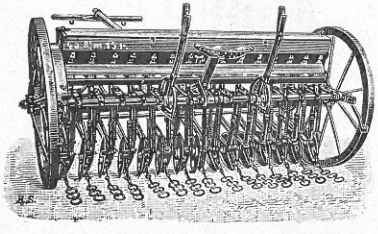
Löwen, Tiger, Schakale, Hyänen
fangen todsicher meine weltberühmten
Raubtierfallen u. Selbstschüsse

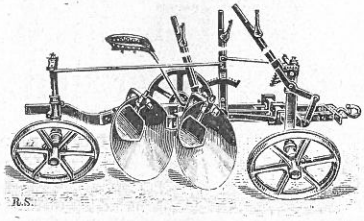
Man verlange kostenlos Prospekt über sämtliche
Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischereiartikel

R. WEBER, Haynau i. Schles.
k. k. Hoflieferant.

RUD. SACK
LEIPZIG.

Grösstes Werk des Kontinents
für moderne Ackerbaugeräte.
Jährlicher Absatz 200000 Pflüge.





Soeben ist erschienen:

Gesundheitsratgeber für die Tropen

von

Prof. Dr. Hans Ziemann, Charlottenburg,

früher Med. Referent in Kamerun.

Mit 16 Abbild. Preis Eine Mark. Vierte, vermehrte u. verbesserte Auflage.

Prof. Dr. Hans Ziemann, der langjährige Medizinal-Referent und Chefarzt in Kamerun gibt in diesem Büchlein Belehrungen über Wesen, Enstehung, Behandlung und Verhütung der in unsern deutschen Schutzgebieten vorkommenden tropischen Krankheiten.

Jeder Deutsche, der in die Schutzgebiete hinausgeht, sollte das Werk zu dem billigen Preise von Mark 1.— erwerben, ebenso sollte es drüben in keinem Hause fehlen.

Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin SW. 48.

Dr. Kade.

Med. pharm. Fabrikations- und Exportgeschäft

BERLIN SO 26

Spezialgeschäft für mod. Sanitätsmaterial.

Tropenapotheken jeder Form und Grösse.

Hausapotheken u. Reiseapotheken.

Bewährte deutsche Arzneipräparate in Originalpackung.

Dr. Kade's Deutsches Fruchtsalz,

Dr. Kade's bewährtes Dysenteriemittel,

Dr. Kade's bewährt. Malariamittel, Bandwurmmittel.

Dr. Kade's Chininpertén, bestes Chininpräparat, leicht löslich und sicher wirkend etc.

Dr. Kade's Kühlapparate für die Tropen.

Illustrierte fünfsprachige Preislisten gratis und franco.

Wir liefern Ihnen jede verlangte Ware — sei es, was es wolle, und zwar billiger als Ihnen die betreffende Fabrik direkt liefert. Geben Sie uns bekannt, was Sie zu beziehen beabsichtigen. Wir senden Ihnen dann sofort gratis und franko die erforderlichen Kataloge, ohne Verbindlichkeit Ihrerseits. Fachmännische und schnelle Bedienung. **Niemeyer & Co.**, Export, **Kreiensen** (Deutschland).

Sekt = Bronte

ist ein moussierendes, erfrischendes Naturprodukt von ganz eigenem Gehalt. enthält **statt des Alkohols** den hochbewerteten Paraná-Tee oder brasilianischen Matte, dem besondere Wirkungen auf den Körper zugeschrieben werden. Der Geschmack der Sekt-Bronte ist exquisit weinartig, prickelnd, vollmundig. Sie regt an, ohne zu erschlaffen; ihre pharmakologischen und diätetischen Eigenschaften machen die Sekt-Bronte zu dem

Ideal-Getränk aller Gesellschaftsklassen,

zu einem köstlichen Kleinod für jeden Haushalt und Familientisch, für Gesunde und Kranke, für Alt und Jung. Ueberraschend im Geschmack ist für Gesunde eine Mischung mit Wein, wobei je nach Sorte vorzügliche Varietäten entstehen.

Eingeführt bei der Kaiserlichen Marine, Offizier-Kasinos, Sanatorien, Kranken-Anstalten usw. — Zugelassen auf der Ausstellung für Gesundheitspflege Stuttgart (Mai – Oktober 1914).

Literatur kostenlos.

Deutsche Matte-Industrie, G. m. b. H., Köstritz (Thüringen).

Fr. W. Thaden *Exportbuchhandlung* *Mönckebergstraße 11* **Hamburg.**

Versand von Büchern u. Zeitschriften

nach überseeischen Ländern.

Spezialität: ***Kolonial- und Tropenliteratur.***
Kataloge gratis.

Raubtier-Fallen

405 Löwen, Leoparden, Hyänen, Sumpfschweine, Serwals, Zibetkatzen, Marder, Luchse usw. fing Herr Plantagenleiter Hartmann, Plantage Moa, D.-Ostafrika, mit unseren unübertrefflichen Fallen. Illustr. Katalog Nr. 42 n mit anerkannt leichtesten Fanglehren gratis.

Haynauer Raubtierfallen-Fabrik

E. Grell & Co., Hoflief.,

Haynau, Schlesien.

Deutsche Ost-Afrika-Linie

Hamburg-Amerika-Linie, Amerika-Dienst

Hamburg-Bremer Afrika-Linie A.-G.

Vergnügungsreisen

von Hamburg

nach Portugul, Marokko
und den Mittelmeerhäfen,
ferner Madeira und den
Kanarischen Inseln sowie
nach Togo und Kamerun

und

Rund um

Woermann-Linie A.-G.

Stockers Expeller D. R. P.

in allen Kulturstaaten patentierter
automatischer Schießapparat,
welcher in Intervallen von **15 Minuten selbsttätig** einen Schuß auslöst, schützt **Gärten, Weinberge, Samenkulturen, reife Früchte** etc. vor **Wild- u. Vogelschäden.**
Wichtig für jeden **Garten- und Plantagenbesitzer.**
Prospekte durch:

Stocker & Co. G. m. b. H., Hannover-Linden 2.

FLORIUM,

wasserlösl. Pflanzenschutzmittel

hat sich
zur Bekämpfung vieler Pflanzenschädlinge,
zur Erzielung einer gesunden Rinde,
sowie zur Vernichtung von Flechten und Moosen
an den Stämmen gut bewährt.

Ausführliche Druckschriften mit Gutachten über FLORIUM, sowie unser „Ratgeber über Schädlingsbekämpfung und Pflanzenschutz in den Tropen und Subtropen" stehen Interessenten zu Diensten.

Chemische Fabrik Flörsheim, Dr. H. Noerdlinger
Flörsheim (Untermain).

E. C. Kaufmann & Co., Hamburg 8
Mattentwiete 1.

Export von Lebensmitteln. **Haltbar in den Tropen**

Konserven	**Milch**	**Biere**
Kolonialwaren	**Weine**	**Mineralwasser**
Delikatessen	**Liköre**	**Zigarren**
Fleisch- u. Wurstwaren	**Spirituosen**	**Zigaretten usw.**

Lieferung nur bester Qualitäten und in sachgemässer Verpackung.
Versand direkt an die Konsumenten auch in kleinsten Quantitäten.
Verlangen Sie Preisliste!

Industrie-Erzeugnisse aller Art. Export. Import. Speditio

Ammoncahücit

der bestbewährte Sicherheitssprengstoff

für die Land-, Forst- u. Gartenwirtschaft

wird von ersten Fachkreisen bestens empfohlen zum:

1. Roden von Wurzelstöcken (Stubben) u. stehenden Bäumen (wichtig beim Wege- u. Plantagebau etc.)
2. Sprengen von Felsen und Findlingen.
3. Rigolen und Tieflockern von Kulturböden.
4. Herstellen von Obstbaumgruben und Lockern des Bodens um ältere Nutzbäume zur Neubelebung.
5. Vertilgen von Schädlingen.
6. Sprengen von Ton, Lehm, Kies etc.

Ammoncahücit ist absolut lagerbeständig und vollständig gefahrlos zu handhaben; es kann als Stück- und Eilgut verfrachtet werden.

Ammoncahücit wird auch bereits in Kamerun in großen Mengen mit bestem Erfolg angewendet.

Auskünfte und ausführliche Broschüren durch die

Cahücitwerke Nürnberg,

Königstorgraben 3.

Vertreter für Export: **Eduin Schmidt Hamburg 18,** Barkhof 2.

Suchen Sie

Stellung

in den Deutsch-Afrikanischen Kolonien oder

Angestellte

nach den Deutsch-Afrikanischen Kolonien, so verlangen Sie kostenlose Zusendung des „**Arbeitsmarkt** für die Deutsch-Afrikanischen Kolonien“ durch den Verlag:

Hans Winterfeld, Berlin-Schöneberg

Innsbruckstr. 38.

Fernsprecher: Amt Lützow 4602.

Auch der üppigste **Tropenboden** verlangt Ersatz der verbrauchten Kräfte. Von Jahr zu Jahr werden in steigendem Maße und mit größtem Erfolge **Kalisalze** zu Düngungszwecken in den Tropen und Subtropen verwendet.

Alle Auskünfte und Spezialbroschüren über rationelle Düngung in den Tropen kostenlos durch

Kalisyndikat G. m. b. H.
Agrikultur-Abteilung
Berlin SW 11, Dessauer Str. 28/29